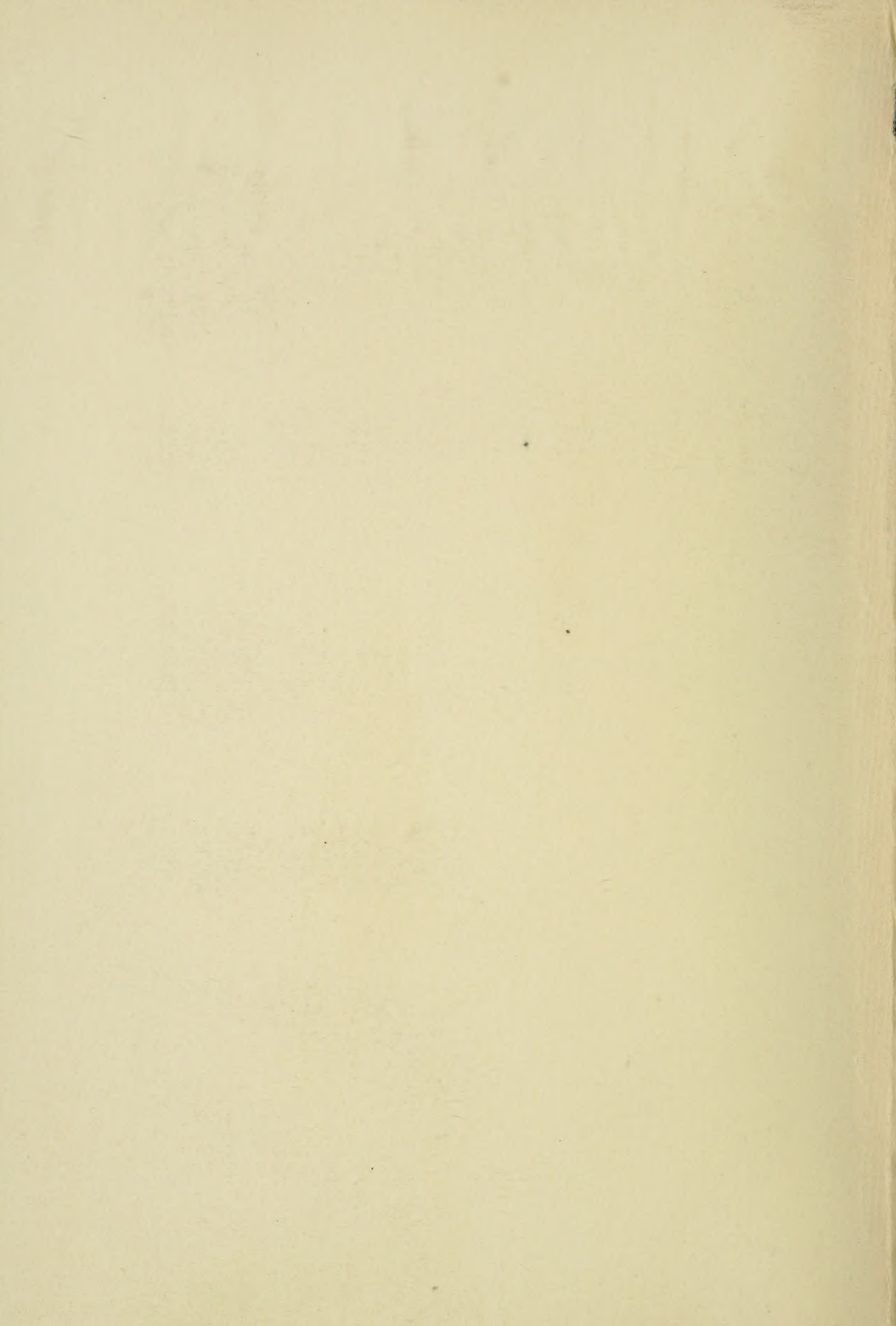
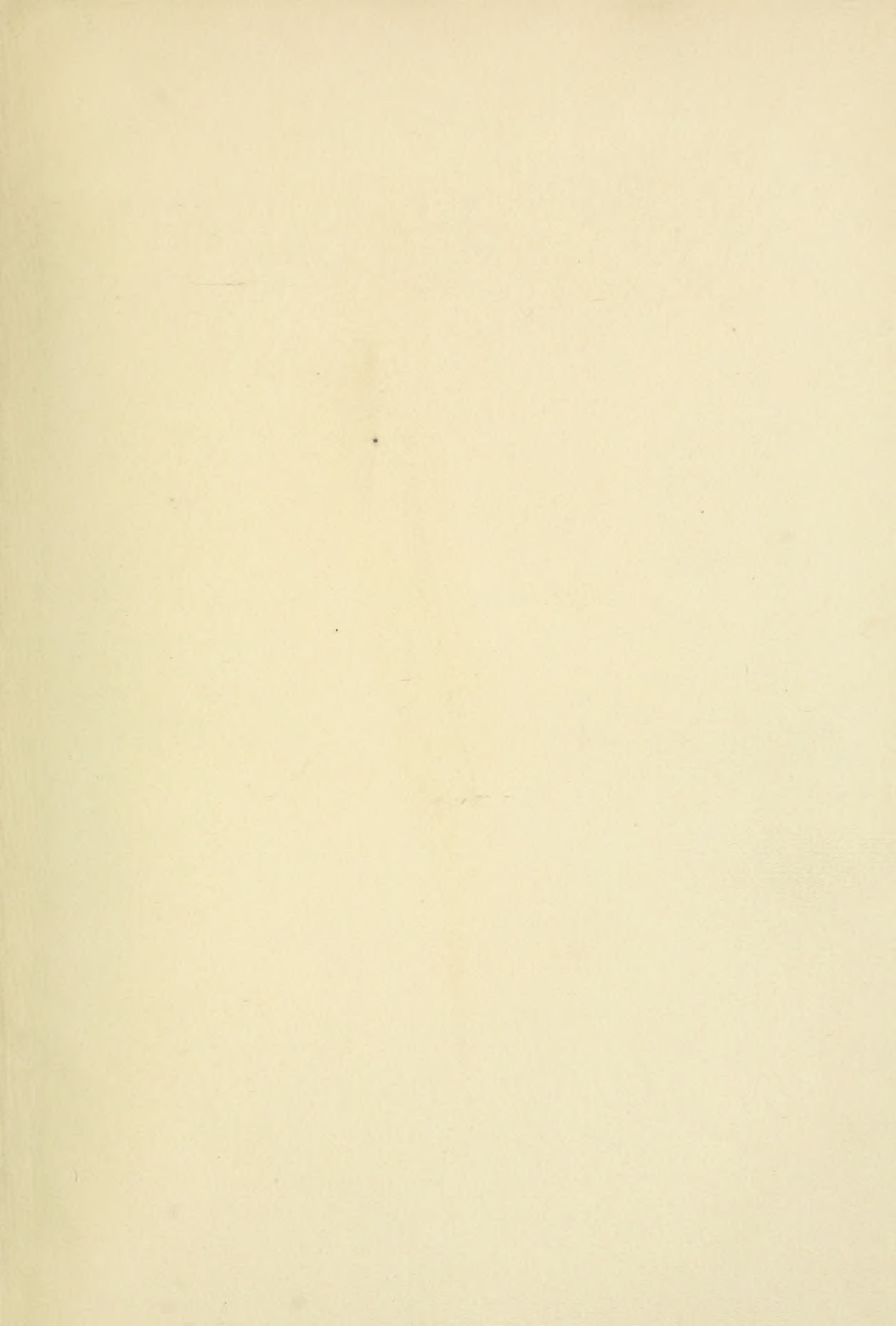


MEIN LEBEN

VON RICHARD WAGNER





MEIN LEBEN

II

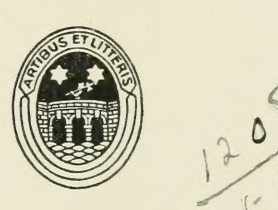


MEIN LEBEN

VON

RICHARD WAGNER

ZWEITER BAND



1911
F. BRUCKMANN. A-G. MÜNCHEN

Titel und Einband gez. von Heinrich Wieynk.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Dritter Theil.

1850–1861.



Mit gutem Glücke hatte *Minna* bei Zürich eine Wohnung aufgefunden, welche wirklich den bei meinem Fortgange von mir so dringend geäusserten Wünschen recht geeignet entsprach. Es war diess in der Gemeinde *Enge*, eine gute Viertelstunde Wegs von der Stadt Zürich, in einem unmittelbar am See gelegenen Grundstücke mit altbürgerlichem Wohnhaus, zum «Abendstern» benannt, und einer gutartigen alten Dame, Frau *Hirzel*, gehörig, wo für einen nicht theuren Miethpreis der abgeschlossene, sehr ruhige obere Stock dürftige, aber ausreichende Bequemlichkeit verlieh. Ich traf am frühen Morgen ein, fand *Minna* noch im Bett, und vermochte sie, welche sich vor allem gegen die Annahme, dass ich nur aus Mitleiden zu ihr zurückgekehrt sei, zu versichern suchte, schnell dahin zu bestimmen, ni wieder über das Vorgefallene sich mit mir besprechen zu wollen. Im Uebrigen war sie ganz in ihrer Sphäre, als sie mir die Fortschritte ihrer geschickten Einrichtung zeigte; und da wir von hier an in einer, wenn auch von mannigfachen Schwierigkeiten unterbrochenen, im Ganzen aber durch längere Jahre sich doch behauptenden Zunahme unserer äusseren Verhältnisse uns befanden, breitete sich bald eine erträgliche Heiterkeit über unser häusliches Leben aus, ohne dass ich jedoch von jetzt an eine unruhige, oft heftig hervortretende Neigung zum Abbruch alles Gewohnten gänzlich unterdrücken konnte.

Zunächst halfen die beiden Hausthiere, *Peps* und *Papo*, ausserordentlich wirksam zum häuslichen Behagen; beide liebten mich vorzüglich, oftmals bis zur Belästigung: *Peps* musste immer hinter mir auf dem Arbeitsstuhle liegen, und *Papo* flatterte, wenn ich zu lange aus dem Wohnzimmer ausblieb, nach wiederholtem vergeblichem Rufen meines Namens «*Richard!*» gewöhnlich zu mir in das Arbeitszimmer, wo er sich auf dem Schreibtische aufstellte, und mit Federn und Papier oft sehr aufregend sich zu schaffen machte. Er war so wohl erzogen, dass er nie einen thierischen Vogellaut von sich gab, sondern nur sprechend und singend sich vernehmen liess. Mit dem grossen Marsch-Thema des Schluss-Satzes der C-moll Symphonie, dem Anfang der achten Symphonie in F-dur, oder auch einem festlichen Thema aus der Rienzi-Ouvertüre, empfing er mich stets pfeifend, sobald er auf der Treppe meine Schritte hörte. Das Hündchen *Peps* zeichnete sich dagegen durch eine un-

gemeine Nervosität aus; er hiess bei meinen Freunden «Peps der Aufgeregte», und es gab Zeiten wo man nie ein freundliches Wort zu ihm sprechen konnte, ohne ihn in Heulen und Schluchzen zu versetzen. Diese Thiere vertraten offenbar die fehlenden Kinder, und dass auch meine Frau ein fast leidenschaftliches Wohlwollen für sie empfand, bildete ein nicht unergiebiges Band des Einvernehmens zwischen uns; wogegen ein ewiger Quell von Misshelligkeiten sich in dem Verhalten meiner Frau zu der unglücklichen *Nathalie* dahinzog. Sie hat bis zu ihrem Tode die wunderliche Verschämtheit gehabt, selbst dem Mädchen nicht zu entdecken, dass sie ihre Tochter sei. Diese hielt sich nun fortwährend für *Minna*'s Schwester, und begriff als solche nicht, warum sie sich nicht ebenbürtig behandelt sehen sollte. Indem *Minna* sich stets die Autorität der Mutter zuerkannte, gab sie hierfür stets dem Aerger über *Nathalie*'s auffallende Missgerathenheit nach; sie war jedenfalls in dem entscheidenden Alter verzogen und vernachlässigt, körperlich und geistig schwerfällig unterrichtet geblieben: klein, und mit Neigung zur Stärke, war sie unbehülflich und einfältig. *Minna*'s Heftigkeit, und zunehmend schroffe und verhöhnende Behandlung, machte das eigentlich sehr gutmüthige Mädchen mit der Zeit wirklich störrisch und feindselig gesinnt, so dass der Umgang und das Verhalten der beiden scheinbaren Schwestern oft zu den widerwärtigsten Störungen der häuslichen Ruhe führten, wogegen meine Geduld eigentlich nur von meiner inneren Gleichgiltigkeit gegen alle persönlichen Beziehungen meiner Umgebung sich nährte.

Zunächst belebte meinen kleinen Hausstand die Einreihung meines jungen Freundes *Karl* in denselben auf angenehme Weise; er bezog ein kleines Dachstübchen über unserer Wohnung, theilte unsere Mahlzeiten, so wie meine Spaziergänge, und schien eine Zeitlang wohl zufrieden damit. Bald aber bemerkte ich eine zunehmende Unruhe an ihm; allerdings fand er zeitig schon Gelegenheit, an den heftigen Auftritten, die altgewohnter Weise in meinem ehelichen Leben sich wieder einstellten, inne zu werden, wo mich der Schuh drückte, den ich mit gutmüthig gleichgiltiger Nachgiebigkeit auf seinen Wunsch mir wieder an den Fuss gezogen hatte. Er blieb stumm, als ich ihm eines Tages, auf erhaltene Veranlassung hierzu, in Erinnerung brachte, dass mich, als ich meine Zustimmung zu der Rückkehr nach Zürich gab, ein anderes Gefühl als das der Hoffnung auf ein freundliches Familienleben, bestimmt hatte. Ausserdem aber gewahrte ich andere und wunderlichere Motive seiner Unruhe: er traf oft sehr unregelmässig zu den

Mahlzeiten ein, und hatte dann nie rechten Appetit, was mich anfänglich wegen des Charakters unserer Kost in Verlegenheit setzte, bis ich dann erfuhr, dass mein junger Freund dem Zuckergebäck in den Conditorläden so übermässig hold gesinnt war, dass ich offenbar fürchten musste, er möge sich seine Gesundheit durch ausschliesslichen Genuss desselben verderben. Meine Vorstellungen hierüber schienen ihn sehr zu verstimmen; da er nun anhaltender von Hause weg blieb, glaubte ich, dass wirklich seine beschränkte Wohnung ihn belästige, und vermochte es nicht ihn vom Aufsuchen einer Privat-Wohnung in der Stadt abzuhalten.

Da ich gewahrte, dass ein zunehmendes Unbehagen ihn einnahm, war es mir lieb ihm eine bedeutende Unterbrechung seines offenbar ihn nicht befriedigenden Aufenthaltes anbieten zu können: ich bestimmte ihn, zu der am Ende des August's dieses Jahres dort stattfindenden ersten Aufführung des *Lohengrin* einen Ausflug nach *Weimar* zu machen. Ich selbst lud *Minna* zu gleicher Zeit zu einem ersten Ausflug nach dem *Rigi* ein, welchen wir beide rüstig zu Fusse bestiegen. Leider gewahrte ich in Folge der Anstrengung hiervon an meiner Frau zum ersten Male die Symptome ihrer, von nun an sich immer bestimmter entwickelnden, Herzkrankheit. Den Abend des 28. August, an welchem in *Weimar* die erste Aufführung des *Lohengrin* stattfand, verbrachten wir in *Luzern* im Gasthof «zum Schwan», genau die Stunde des Anfangs und des vermutheten Endes an der Uhr verfolgend. Es war immer etwas Noth, Missbehagen und Verstimmung bei allen solchen Versuchen meinerseits, in Gemeinschaft mit meiner Frau gemüthlich erregte Stunden zu veranlassen, störend einwirkend. Die Berichte, welche ich alsbald über diese Aufführung erhielt, waren auch nicht geeignet mir ein klares und beruhigendes Bild davon zu geben. Wirklich traf *Karl Ritter* bald wieder in Zürich ein; er berichtete mir namentlich von scenischen Uebelständen in der Aufführung, von einem sehr unglücklichen Sänger der Hauptpartie, im Ganzen aber von einer guten Wirkung. Am zuversichtlichsten waren die Berichte, welche mir *Liszt* selbst zukommen liess: alles Unzulängliche der höchst beschränkten Mittel, die ihm für sein unvergleichlich kühnes Wagniss zu Gebote gestanden, dünkte ihn unnütz erst besonders eingestehen zu müssen, wogegen er nur den Geist des Unternehmens, und die Wirkung desselben auf die mancherlei bedeutenderen Receptiv-Kräfte, welche er mit Sorgfalt herbeigezogen hatte, der Beachtung werth hielt.

Während Alles, was sich aus diesem bedeutenden Vorgange entwickelte, allmählich in klares Licht sich stellen sollte, blieb für jetzt

davon die Wirkung auf meine Lage ohne eigentliche Bedeutung. Am Unmittelbarsten beschäftigte mich die Bestimmung des mir anvertrauten jungen Freundes: er hatte auf dem Ausfluge nach Weimar auch seine Familie in Dresden wieder gesehen, und eröffnete mir nun bei seiner Rückkehr den lebhaften Wunsch, die praktische Carrière als Musiker ergreifen, und wo möglich als Musikdirektor beim Theater angestellt werden zu wollen. Ich hatte nun gar keine Gelegenheit gehabt, seine musikalischen Fähigkeiten kennen zu lernen; vor mir Klavier zu spielen weigerte er sich, doch hatte er mir eine Komposition auf ein von ihm in Stabreimen verfasstes Gedicht, «die Walküre», vorgelegt, an der ich zwar grosse Unbeholfenheit, zugleich aber das Ergebniss einer sehr genauen Kenntniss der Kompositionsregeln wahrnahm. Sehr deutlich zeigte sich darin der Schüler *Robert Schumann*'s, von dem mir sein Lehrer schon früher versichert hatte, dass er von ungemeiner musikalischer Befähigung sei, da er sich eines so sicheren Gehöres und einer so schnellen Fassungskraft bei keinem anderen seiner Schüler entsinne. Ich hatte somit keinen Grund, der Zuversichtlichkeit des jungen Mannes, mit welcher er sich alle für einen Musikdirektor nöthigen Fähigkeiten zutraute, etwas entgegen zu setzen. Da die Wintersaison herannahete, erkundigte ich mich nach dem Direktor des in Zürich zu erwartenden Theaters, von welchem ich erfuhr, dass er zur Zeit noch in *Winterthur* sein Wesen treibe. *Sulzer*, wie immer, sobald man ihn um Hülfe und Rath anging, sogleich auf das Ernstlichste zu beidem bereit, veranlasste eine Zusammenkunft mit dem Theaterdirektor *Kramer* bei einem Gastmahl im «wilden Mann» zu Winterthur, wo dann festgesetzt wurde, dass *Karl Ritter* auf meine Empfehlung hin sogar mit einem erträglichen Gehalte für nächsten Winter, vom Oktober an, als Musikdirektor beim Theater bestellt sein sollte. Da mein Empfohlener zugestandener Maassen Anfänger war, musste ich natürlich für seine Leistungen Garantie übernehmen, welche ich durch die unverweigerliche Verpflichtung leistete, für *Ritter* in der Musikdirektion einzutreten, sobald, und so lange, durch dessen etwa unzureichende Befähigung Störungen für den Geschäftsgang des Theaters erwachsen könnten. *Karl* schien sehr zufrieden. Als sich nun der Monat Oktober, mit der Ankündigung der Eröffnung der diessmal «von besonderen Kunst-Intentionen geleiteten» Theater-Unternehmung herannahte, hielt ich endlich es doch für nöthig, mit meinem jungen Freunde im Betreff seines Vorhabens mich zu befassen. Um ein recht bekanntes Werk für sein Debüt zu bestimmen, hatte ich den *Freischütz* gewählt. *Karl* hatte nicht den mindesten Zweifel

über die Bewältigung einer so einfachen Partitur; als er nun aber seine Blödigkeit im Betreff des Klavierspiels überwinden musste, um die Oper einmal am Instrumente mit mir durchzugehen, war mein Schrecken gross, da ich gewahrte, dass er auch gar keine Ahnung vom *Accompagnement* hatte, sondern den Klavierauszug mit der eigenthümlichen Sorglosigkeit eines Dilettanten, welcher einem Fingerversehen zu lieb unbefangen einen Takt um ein Viertel verlängert, handhabte. Von der rythmischen Präzision, von der Kenntniss des Tempo's, welche einzig beim Dirigenten entscheidend sind, hatte er auch nicht die mindeste Ahnung. Da ich gar nicht wusste, was ich hierzu sagen sollte, liess ich es, in einer gewissen Betäubung, und immer noch auf eine unberechenbare Explosion des Talentes des jungen Mannes zählend, zu einer Orchesterprobe kommen, für welche ich ihn vor Allem mit einer grossen Brille ausgestattet hatte; denn ich hatte bemerkt, dass er wegen unvermutheter Kurzsichtigkeit genöthigt gewesen war, sich mit dem Gesicht so dicht auf die Noten zu lehnen, dass er hierbei unmöglich noch Orchester und Sänger unter den Augen haben konnte. Es genügte mir, den sonderbaren, bis dahin so ungemein zuversichtlichen jungen Mann in seiner Haltung am Direktionspulte zu sehen, wo er trotz seines auffallend bewaffneten Auges nur unverwandt in die Partitur starrte, und willenlos, wie im Traume, einen sich vorgesagten Takt mit dem Stocke in die Luft malte, um sogleich zu begreifen, dass ich jetzt in dem Garantie-Falle mich befand. Es war nun noch schwierig und für mich bemühend, meine Nöthigung, für ihn einzutreten, dem jungen *Ritter* begreiflich zu machen; doch half es nichts, ich musste die Wintersaison der *Kramer*'schen Kunst-Unternehmung einweihen, und brachte mich durch den Erfolg der von mir geleiteten Aufführung des *Freischütz* in eine sonderbare und schwer wieder zu beseitigende Lage, dem Theater wie dem Publikum gegenüber.

An die Behauptung der Musikdirektorstelle durch *Karl* war offenbar nicht mehr zu denken. Sehr merkwürdiger Weise fiel diese unangenehme Erfahrung aber mit einer sehr bedeutenden Wendung im Schicksale eines andren, ebenfalls von Dresden her mir bekannten, jungen Freundes, *Hans von Bülow*, zusammen. Bereits im vergangenen Jahre hatte ich den Vater, *Eduard von Bülow*, als neu verheirathet in Zürich angetroffen. Er hatte sich jetzt am Bodensee niedergelassen, und von dort aus meldete mir eben *Hans*, welcher zuvor sich mir zum Besuche in Zürich angekündigt hatte, dass er zu seinem grossen Leidwesen diesen seinen feurigsten Wunsch zu erfüllen verhindert sei. So

weit ich in seine Lage einen Einblick gewann, schien es mir, dass seine Mutter, die nun geschiedene Frau seines Vaters, um jeden Preis ihren Sohn von der Künstler-Laufbahn zurück zu halten suchte, um ihn dagegen, mit Benutzung seiner bis dahin betriebenen juristischen Studien, zum Antritte einer Carrière im Staatsdienste oder im diplomatischen Fache zu bestimmen. Seine Neigung und sein Talent drängten ihn dagegen zur Musik. Es schien nun, dass die Mutter dem Sohne, bei der ihm ertheilten Erlaubniss zum Besuche seines Vaters, besonders eingeschärft hatte, eine Zusammenkunft mit mir zu vermeiden. Da ich jetzt erfuhr, dass auch der Vater ihn von einem Besuche in Zürich abhielt, musste ich, da andrerseits dieser sich ziemlich wohlwollend gegen mich bezeigt hatte, annehmen, er mache mit dieser Erlaubniss-Verweigerung ein Zugeständniss an seine geschiedene Frau, mit welcher er nach den kaum beruhigten Kämpfen der Ehetrennung in keinerlei neuen Konflikt zu treten wünschte, selbst wenn es sich um die Entscheidung der Lebensrichtung seines eigenen Sohnes handelte. Sollte ich in dieser Annahme, welche mich allerdings bis zur vollsten Rücksichtslosigkeit bitter gegen *Eduard v. Bülow* stimmte, geirrt haben, so war doch schon der ganze Ausdruck des Briefes, mit welchem *Hans* mir die grausame Nothwendigkeit anzeigte, in der er sich befand, mit offenen Augen eine ihm widerstrebende Laufbahn anzutreten, und somit für alle Zeiten sich in einen seelenzerplitternden Zwiespalt zu werfen, genügend, hierin einen der Fälle zu erblicken, welche, bei meiner damaligen stets leicht erregbaren Neigung zur Empörung gegen ähnlichen Zwang, mich bestimmte, in das Schicksal meines jungen Freundes in meiner Weise einzugreifen. Ich antwortete ihm in einem ausführlicheren Briefe, in dem ich ihm die Wichtigkeit der Lebensphase, in welcher er sich befand, energisch bezeichnete. Namentlich der verzweiflungsvoll zerrissene Ton, in welchem er sich an mich gewandt, gab mir ein Recht dazu, ihm zu Gemüthe zu führen, dass es sich hier nicht nur um seine äussere Lebensrichtung, sondern um die Bestimmung seines ganzen Geistes- und Gemüthslebens handelte. Ich führte ihm vor, was ich an seiner Stelle thun würde: empfände ich nämlich in mir einen wahrhaft unüberwindlichen und meine ganze Seele einnehmenden Trieb zur Künstler-Laufbahn, und fühlte ich mich geneigt, lieber die grössesten Beschwerden und Misshelligkeiten über mich ergehen zu lassen, als mein Leben in eine falsche Bahn gelenkt zu sehen, so würde ich sofort, wenn Jemand mir hierzu die Hand reichte, wie ich die meinige ihm hiermit böte, auf das Aeusserste hin meinen Entschluss fassen. Wolle

er trotz des Verbotes seines Vaters zu mir kommen, so möge er sofort, nach Erhaltung dieses Briefes, unter allen Umständen diesen Entschluss ausführen. *Karl Ritter* war glücklich, als ich ihm diesen Brief zur persönlichen Bestellung auf dem *Bülow*'schen Gütchen übergab. Dort angekommen, liess er seinen Freund aus dem Hause rufen, begab sich mit ihm in's Freie, und liess ihn meinen Brief lesen, worauf dieser sofort sich entschied, ganz wie er ging und stand, bei Sturm und Regen in rauhester Jahreszeit, da Beide ohne genügende Geldmittel waren, zu Fusse nach Zürich zu wandern. Da traten sie eines Tages, wild und abenteuerlich, mit den lautredenden Spuren der ungeheuerlichen Reise, zu mir in das Zimmer. *Ritter* strahlte vor Freude über das gelungene Abenteuer, wogegen der junge *Bülow* mir eine grosse, ja leidenschaftliche Ergriffenheit zeigte. Ich fühlte ihm gegenüber sofort eine grosse und tiefe Verpflichtung, und zugleich ein wahrhaft inniges Mitleiden mit dem so krankhaft aufgeregten jungen Menschen; beides bestimmte lange Zeit mein Verhalten zu ihm.

Für's Erste galt es durch gute und heitere Miene Trost zu geben, und Vertrauen zu erwecken. Die äusserliche Lage war schnell geordnet: *Hans* trat als Gleichbetheiligter in das Contrakt-Verhältniss *Karl*'s zur Theater-Direktion ein, was für jeden eine Art von Gehalt abwarf, wogegen ich als Garant für Beider Leistungen verblieb. Sogleich war eine Posse mit Musik zu übernehmen; ohne nur zu wissen um was es sich handle, trat *Hans* sofort an das Dirigentenpult, und schwang mit wahrer Lust und grösster Sicherheit den Taktstock. Nach dieser Seite hin fühlte ich mich sofort geborgen, und jeder Zweifel an des neuesten Musikdirektor's Fähigkeit war augenblicklich überwunden; wogegen es schwer war, *Karl*'s aus grosser Beschämung hervorgehenden Missmuth über eine, offenbar über sein ganzes Leben entscheidende Aufklärung im Betreff seiner Unbefähigung zum praktischen Musiker, zu zerstreuen. Von hier an ward mir eine keimende Scheu und heimliche Abneigung des sonst so bedeutend begabten jungen Mannes gegen mich immer wahrnehmbarer. Es blieb unmöglich, ihn in der eingenommenen Stellung aufrecht zu erhalten, und je wieder an das Dirigentenpult zu berufen. Andrerseits entstand aber auch für *Bülow* bald eine unvorausgesehene Erschwerung seiner Stellung, und zwar dadurch, dass der Theaterdirektor und sein Personal, durch meine einmalige Orchesterdirektion verwöhnt, es fortan darauf anlegen zu müssen glaubten, mich immer wieder dazu herbei zu ziehen. Noch einige Male dirigirte ich wirklich, theils um durch meine Autorität der verhältnissmässig nicht übel be-

stellten Oper einigen Kredit beim Publikum zu verschaffen, theils um meinen jungen Freunden, und namentlich dem so sehr hierfür berufenen *Bülow*, durch mein Beispiel Das, worauf es beim Operdirigiren ankam, belehrend zu zeigen. Während nun *Hans* allen ihm verbleibenden Aufgaben sich so vollkommen gewachsen zeigte, dass ich endlich mit gutem Gewissen erklären konnte, unter keinen Umständen mehr für ihn einzutreten mich verpflichtet zu fühlen, wählte namentlich eine durch mein Lob eitel gewordene Sängerin den Weg, durch Verlegenheiten, welche sie mit absichtlicher Chicane dem jungen Dirigenten erzeugte, mich wiederum an das Pult zu nöthigen. Als wir diesen Stand der Dinge einsahen, und ich des Aergers hierüber genug hatte, kamen wir, nachdem zwei Monate dieser Praxis verflossen waren, mit der Direktion überein, das ganze, sehr peinlich gewordene Verhältniss zu lösen. Da gleichzeitig ein bedingungsloses Engagement als Musikdirektor *Hans* aus *St. Gallen* angetragen wurde, so entliess ich die beiden jungen Leute, welche gemeinsam ihr Glück nun dort versuchen wollten, in diese nachbarliche Stadt, um für das Weitere zunächst Zeit zu gewinnen.

In die Entscheidung seines Sohnes hatte sich Herr *Eduard von Bülow*, wenn auch mit grosser Misstimmung gegen mich, kluger Weise gefügt; auf einen Brief, in welchem ich meine Handlungsweise gegen ihn zu rechtfertigen suchte, hatte er mir zwar nicht erwidert, seinen Sohn aber, wie ich erfuhr, mit versöhnlicher Gesinnung in Zürich besucht. Ich selbst besuchte im Laufe der wenigen Wintermonate, welche sie noch in St. Gallen zubrachten, einige Male die jungen Leute. *Karl* war mit einem Versuche, die *Gluck*'sche Ouvertüre zu *Jphigenia* zu dirigiren, abermals unglücklich gewesen, so dass ich ihn in düstre Grübeleien verloren, und fern von aller Praxis des Lebens in ziemlich unerfreulicher Verfassung antraf, während *Hans* mit einem scheusslichen Personale, einem grauenhaften Orchester, und in einem unwürdigen Theaterlokale, qualvollst, aber eifrigst in voller Geschäftigkeit begriffen war. Da ich dieses Elend gewahrte, ward alsbald festgestellt, dass *Hans* für jetzt genug gethan und erlernt hätte, um seinen Beruf als praktischer Musiker auch nach dieser wichtigen Seite des Orchesterdirigenten hin ausser Zweifel gestellt zu haben. Es galt jetzt nur, ihm eine würdigere Sphäre für die Geltendmachung desselben zu verschaffen. Er theilte mir mit, dass er mit Empfehlungen von seinem Vater an Freiherr von *Poissl*, damaligen Jntendanten des Münchener Hoftheaters, versehen werden sollte. Bald aber intervenirte auch seine Mutter mit dem Wunsche, ihren Sohn zur weiteren Ausbildung zu *Liszt* nach Weimar zu senden.

Hiermit konnte ich denn nun am allerliebsten einverstanden sein; es gereichte mir zur wahren Beruhigung, den jungen, mir so schwer am Herzen liegenden Mann meinem grossen Freunde auch meinerseits herzlich empfehlen zu können. Mit Ostern 1851 verliess er St. Gallen, um von da an, für längere Zeit der Weimarischen Hut übergeben, meiner besondren Fürsorge enthoben zu werden. Nur *Ritter* blieb in melancholischer Abgeschiedenheit, und unschlüssig darüber, ob er zu mir nach Zürich, wo er unangenehmen Erinnerungen an sein verfehltes Auftreten entgegen ging, sich zurückwenden sollte, für's erste noch in seiner Einsiedelei zu St. Gallen zurück.

Zu erfreulicheren künstlerischen Uebungen, als der Aufenthalt in St. Gallen, war es dagegen bei einem Besuche der jungen Freunde während des vergangenen Winter's in Zürich gekommen, wo *Hans* diessmal als Klavierspieler in einem Konzerte der Musikgesellschaft auftrat, in welchem ich selbst, durch die Aufführung einer *Beethoven*'schen Symphonie unter meiner Leitung, in gegenseitig anregender Weise mitwirken konnte. Man hatte mich nämlich in diesem Winter von Neuem angegangen, mich bei den Konzertaufführungen dieser Gesellschaft mit etwas zu betheiligen; da die vorhandenen Orchesterkräfte sehr gering waren, konnte ich zu meiner Mitwirkung, welche ich je zuweilen nur auf eine *Beethoven*'sche Symphonie beschränkte, bloss dadurch bestimmt werden, dass man tüchtige Musiker, namentlich für die Verstärkung der Streichinstrumente, von Auswärts hinzuzog. Da ich jedesmal drei Proben bloss für die aufzuführende Symphonie verlangte, und ein Theil der Musiker von fernher besonders hierfür zusammen kam, erhielten diese Uebungen eine gewisse Feierlichkeit; da ausserdem die ganze Zeit, die man gewöhnlich auf eine Probe verwendet, mir ausschliesslich zu der einen Symphonie zur Verwendung stand, so gewann ich hier die Musse, welche ich auf die Ausarbeitung des feineren Vortrags, da andrerseits die rein technischen Schwierigkeiten nicht von grossem Belang waren, verwenden konnte, und gelangte so zu einer bisher mir nicht möglich gewordenen Freiheit des Vortrages, deren ich mir um so inniger bewusst wurde, als ich namentlich auch die Wirkung hiervon in überraschender Weise wahrzunehmen hatte. Ich entdeckte im Orchester selbst mehrere wahrhaft talentvolle und mit seltenem Erfolg bildsame Musiker, unter denen ich namentlich des aus untergeordneter Stellung zur ersten Stimme berufenen Hoboebläsers *Fries* erwähne, welcher seine in den *Beethoven*'schen Symphonien so überaus wichtige Partie bei mir ganz wie eine Gesangsstimme einüben musste. Als wir

die C-moll-Symphonie zuerst aufführten, brachte ich es mit diesem sonderbaren Menschen, welcher, als ich mich später von den Konzerten zurückzog, sogleich das Orchester verliess und Musikalienhändler wurde, dahin, dass er die kleine, mit *Adagio* bezeichnete Gesangsstelle auf der einen Fermate des ersten Satzes dieser Symphonie, so bedeutend und ergreifend vortrug, wie ich seitdem es nie wieder hören konnte. Dazu hatten wir in dem fein gebildeten Herrn *Ott-Jmhof*, einem reichen patricischen Kunstfreunde und Dilettanten, einen zwar nicht sehr energischen, aber ausserordentlich zart und weich betonenden Clarinettisten. Auch muss ich des ganz vorzüglichen Hornisten *Bär* erwähnen, welcher von mir zum Commandanten der Blechinstrumentisten bestellt wurde, auf deren Vortrag er einen sehr erfolgreichen Einfluss ausübte; ich entsinne mich nie wieder die ausgehaltenen starken Akkorde des letzten Satzes der C-moll-Symphonie mit solch intensiver Kraft, wie damals in Zürich, ausgeführt gehört zu haben, und glaube dem nur meine frühesten Erinnerungen an ähnliche Wirkungen im Vortrage des Pariser Conservatoire-Orchester's in der «neunten Symphonie» zur Seite stellen zu können. Die Aufführung dieser C-moll-Symphonie wirkte auf unser Publikum, namentlich aber auf meinen vertrauteren Freund, den bis jetzt der Musik abhold gewesenen Staatsschreiber *Sulzer*, in ganz besonders anregender Weise, und begeisterte den letzteren sogar, als es der Abwehr eines Zeitungsangriffes galt, zu einer, mit völlig *Platen*'scher Kunst gedichteten, Satyre auf den unberufenen Einsprecher. Zu einem zweiten Konzert, zu welchem ich mich in diesem Winter noch verstand, um in ihm die «Sinfonia Eroica» zur Aufführung zu bringen, ward, wie erwähnt, auch *Bülow* für einen Klaviervortrag eingeladen. Kühn, und in einem gewissen Sinne wenig selbstbedacht, wählte er hierzu die eben so geistvolle als schwierige Bearbeitung der «Tannhäuser-Ouvertüre» für das Klavier von *Liszt*; wie er im Allgemeinen damit Sensation erregte, setzte er namentlich mich über seine bereits zu hohem Grade gediehene, von mir bis daher noch nicht gebührend beachtete Virtuosität in Erstaunen, und erweckte in mir das grösste Vertrauen auf seine Zukunft. Bereits hatte ich ihn, wie beim Dirigiren, so auch beim Accompagniren als ungemein befähigt und entwickelt kennen gelernt; hierzu war im Verlaufe des vergangenen Winter's bereits neben den äusserlichen Schicksalen meines jungen Freundes, wie ich sie zuvor kurz bezeichnete, mancherlei Gelegenheit geboten worden. Oefters vereinigten sich Bekannte bei mir; auch ein regelmässiger Clubb ward von diesen gebildet, wo es dann meistens auf die Unterhaltung abgesehen

war, welche eigentlich nur durch *Bülow*'s Hülfe ermöglicht wurde. Ich trug dann selbst Geeignetes aus meinen Opern vor, welches *Hans* stets mit, für mich wohlthätigstem Verständnisse begleitete. Bei solcher Gelegenheit kam es auch meinerseits zu Vorlesungen aus meinen Manuskripten; namentlich habe ich in einer andauernden Aufeinanderfolge von Abenden einem stets zunehmenden, sehr aufmerksamen Zuhörerkreise mein, im Verlaufe dieses Winters geschriebenes, grösseres Buch *«Oper und Drama»* vollständig vorgelesen.

Als ich nämlich seit meiner Rückkehr zu einiger Ruhe und Besinnung gelangt war, fasste ich endlich auch die Wiederaufnahme meiner ernstlichen Arbeiten in das Auge. An die Komposition von «Siegfried's Tod» zu gehen, wollte mir aber nicht zu Sinnen: der Gedanke, mit klarem Bewusstsein eine Partitur nur für das Papier zu schreiben, entmuthigte mich stets von Neuem; wogegen es mich immer wieder drängte, der einst zu gewinnenden Möglichkeit für die Aufführung auch solch eines Werkes, wenn auch scheinbar auf weitestem Umwege, eine Grundlage zu verschaffen. Hierfür schien es mir vor allem nöthig, den wenigen Freunden, welche sich nah und fern ernstlich mit meiner Kunst befassten, immer deutlicheren Aufschluss über die nothwendig zu lösenden, bestimmt mir vorschwebenden, Jenen aber noch kaum nur sich darstellenden Probleme zu geben. Hierzu erhielt ich eine ganz besondere Veranlassung, als eines Tages *Sulzer* einen Artikel über die «Oper», in dem *Brockhaus*'schen Conversations-Lexikon der Gegenwart, mir in der Meinung zeigte, durch die darin ausgesprochenen Ansichten mir verständig vorgearbeitet sehen zu können. Ein flüchtiger Blick in diese Arbeit zeigte mir sofort das gänzlich fehlerhafte derselben, und ich suchte *Sulzer* auf eben diese Grundverschiedenheit aufmerksam zu machen, welche zwischen den üblichen Ansichten sogar recht gescheidter Leute, und meiner Einsicht in das Wesen dieser Dinge bestehe. Da es mir natürlich nicht möglich war, auch durch noch so grosse Beredtsamkeit meine Ideen hierüber im Fluge zum Verständniss zu bringen, so machte ich mich alsbald bei meiner Nachhausekunft darüber, einen geregelten Plan zu einer ausführlicheren Behandlung derselben zu entwerfen. Somit übernahm ich die Ausarbeitung dieses Buches, welches ich unter dem Titel «Oper und Drama» veröffentlichte: eine Arbeit, welche mich mehrere Monate, bis zum Februar 1851, angestrengt beschäftigte. — Den ermüdenden Eifer, welchen ich auf die Beendigung dieser Arbeit verwendete, hatte ich schliesslich in grausamer Weise zu büssen: noch hatte ich nach meiner Berechnung wenige Tage angestrengten Fleisses

für das Manuskript nöthig, als mein guter Papagey, welcher gewöhnlich auf dem Schreibtische mir zugesehen hatte, bedenklich erkrankte. Da er schon einige Male von gleichen Anfällen sich glücklich wieder erholt hatte, nahm ich es auch diessmal nicht so ängstlich: als meine Frau mich bat, den in einer entfernten Gemeinde wohnenden uns empfohlenen Thierarzt aufzusuchen, verschob ich diess, um nur meinen Schreibtisch nicht zu verlassen, vom nächsten auf den übernächsten Tag. Eines Abends spät wurde ich endlich mit dem verhängnissvollen Manuskripte fertig: am andren Morgen lag der gute *Papo* todt am Boden. Meine vollständige Untröstlichkeit über diesen traurigen Fall ward von *Minna* in gleich herzlicher Trauer getheilt, und in der Uebereinstimmung unserer Zuneigung für die uns so nah befreundeten Hausthiere begegneten wir uns in einer, für unser ferneres Nebeneinanderbestehen nicht unförderlichen, wirklich gemüthlichen Weise.

Ausser den Hausthieren waren uns aber auch die älteren Züricher Freunde, über die Katastrophe meines Familien-Verhältnisses hinweg, treu und anhänglich geblieben. Als der werthvollste und bedeutendste dieser stellte sich allerdings immer mehr *Sulzer* heraus. Die ausgesprochenste Verschiedenheit in den intellektualen Anlagen und Temperaments-Eigenschaften, welche zwischen uns stattfanden, schien unser Verhältniss gerade dadurch zu begünstigen, dass wir eigentlich immer nur Ueberraschungen an uns zu erleben hatten, welche sich, da der Grund derselben stets bedeutend war, zu den anregendsten und belehrendsten Erfahrungen gestalteten. Ausserordentlich reizbar, und von sehr zarter Gesundheit, war *Sulzer*, der gegen seine ursprüngliche Neigung in den Staatsdienst getreten war, und sein Belieben der strengen Gewissenhaftigkeit der Pflichterfüllung im weitesten Sinne geopfert hatte, durch seine Bekanntschaft mit mir stärker, als es ihm erlaubt schien, in die Sphäre des ästhetischen Genusses gezogen worden. Fast hätte er sich diese Ausschweifung leichter erlaubt, wenn auch ich mit der Kunst es unschwer genommen hätte; dass ich nun aber der künstlerischen Bestimmung des Menschen eine so ungemeine, weit über den Staatszweck hinausgehende Bedeutung zuerkannt wissen wollte, brachte ihn oft ganz aus der Fassung; wogegen nun aber gerade dieser mein grosser Ernst es war, der ihn wieder zu mir und meinen Anschauungen heranzog. Da diess nicht bloss zu Unterhaltungen und gemächlichen Diskussionen führte, sondern unsere beiderseitige grosse Reizbarkeit sehr oft die heftigsten Explosionen veranlasste, so geschah es mitunter, dass er, mit bebenden Lippen, Hut und Stock ergriff und ohne Abschied

hastig davon ging. Es war nun hübsch, dass er andren Tags sich gewiss pünktlich zur Abendstunde wieder einstellte, und wir beide des Gefühles waren, als wenn gar nichts zwischen uns vorgefallen sei. Nur wenn ihn gewisse leidenvolle körperliche Zustände zur vollkommenen Einschliessung für längere Tage bestimmten, war es schwer bei ihm vorzukommen, weil er ganz wüthend werden konnte, wenn man ihn nach seiner Gesundheit frug; es gab dann ein einziges Mittel ihn in gute Stimmung zu versetzen: es musste nämlich erklärt werden, man habe ihn aufgesucht um einen Freundschaftsdienst von ihm zu erbitten; wo er dann, völlig angenehm überrascht, sich nicht nur zu jeder Gefälligkeit sogleich bereit zeigte, sondern auch eine wirklich heitere und wohlwollende Miene annahm.

Höchst auffallend stach nun neben ihm der Musiker *Wilhelm Baumgartner* ab: ein lustiger lebensfroher Bruder, ohne jede Neigung zur Concentration, der gerade so viel Klavierspielen gelernt hatte, um einen guten Lehrer für so viel Stundengeld, als er gerade gebrauchte, abzugeben, recht warm und sinnig für etwas Schönes, wenn es sich nur nicht zu hoch verlor, empfand; ein treues gutes Herz, der ausserdem vor *Sulzer* auch grossen Respekt hatte, leider aber dem Hange zur Kneipe dadurch nicht entwöhnt werden konnte. — Ausserdem hatten sich schon von der ersten Zeit her noch zwei Freunde dieser Beiden, der tüchtige und ehrenwerthe damalige zweite Staatsschreiber *Hagenbuch*, und ein sonderbar guthmütiger, aber geistig nicht eben sehr begabter, und desshalb von *Sulzer* nicht immer besonders schonungsvoll behandelter, Advokat und damaliger Redakteur der «eidgenössischen Zeitung», *Bernhard Spyri*, gesellt. — *Alexander Müller*, welcher durch häusliche Calamität, körperliche Leiden, und handwerksmässiges Stundengeben, immer mehr in Beschlag genommen war, verschwand bald gänzlich aus unsrem Umgange. — Zu einem Musiker *Abt* fühlte ich, trotz seiner «Schwalben», mich nicht hingezogen; auch verliess er uns bald, um in Braunschweig glänzende Carrière zu machen.

Nun war aber von aussen, namentlich durch die politischen Schiffbrüche, der Züricher Gesellschaft allerhand Bereicherung zugeführt worden. Bei meiner Zurückkehr im Januar 1850 traf ich bereits den, bürgerlich nicht uneleganten, aber ziemlich langweiligen *Adolph Kolatschek:* er fühlte sich zum Redigiren berufen, und hatte eine «deutsche Monatsschrift» gegründet, welche den in der letzten Bewegung äusserlich Besiegten das Feld zur Fortsetzung des Kampfes auf dem inneren Gebiete des Geistes eröffnen sollte. Fast schmeichelte es mir, dass ich

35*

von ihm als Schriftsteller beachtet wurde, da er dabei blieb, einem solchen Vereine geistiger Kräfte, wie ihm durch seine Unternehmung eine Grundlage gegeben werden sollte, dürfte «eine Potenz wie die meinige» nicht fehlen. Ich hatte ihm bereits von Paris aus den Aufsatz über «Kunst und Klima» zugeschickt; jetzt nahm er willig auch einige grössere Bruchstücke aus dem noch unveröffentlichten «Oper und Drama» auf, welche mir durch ihn auch sehr anständig honorirt wurden. Dieser Mann ist mir noch immer in Erinnerung als die einzige Erfahrung von einem taktvollen Redakteur; er gab mir das Manuskript einer Rezension meines «Kunstwerk der Zukunft» von einem Herrn *Palleske* zur Einsicht, und erklärte mir, ohne meine besondere Einwilligung, die er jedoch keineswegs von mir anspreche, sie nicht abdrucken lassen zu wollen. Da ich fand, dass diese oberflächliche, gänzlich verständnisslose und doch im hoffärtigsten Tone verfasste Besprechung, wenn sie gerade in dieser Zeitschrift erschien, mich jedenfalls zu einer, durch wiederholte Ausführung meiner wirklichen Thesen umständlichen und ermüdenden Erwiderung veranlassen müsste, ich aber hiergegen im höchsten Grade abgeneigt war, so liess ich es bei *Kolatschek*'s Entschluss, das Manuskript seinem Verfasser zu anderweitigem Abdruck zu empfehlen. — Dagegen lernte ich an *Kolatschek*'s Seite in *Reinhold Solger* einen wirklich ausgezeichneten und interessanten Menschen kennen; da seinem etwas unruhigen und abenteuerlichen Wesen das Eingepferchtsein in die kleine enge Züricher Schweizer-Welt unerträglich wurde, verliess er uns bald, und ging nach Nordamerika, von wo aus ich noch von seinem herausfordernden Auftreten mit Vorlesungen über die Europäischen Verhältnisse hörte. Gewiss war es Schade, dass dieser talentvolle Mann nicht dazu kam, durch bedeutendere Arbeiten sich bekannt zu machen; was er in der kurzen Zeit seines Züricher Aufenthaltes für unsere Monatsschrift schrieb, gehörte offenbar zu dem Vorzüglichsten, was jemals auf diesem Felde von einem Deutschen geleistet worden ist.

Im neuen Jahre 1851 gesellte sich zu diesen auch *Georg Herwegh*, welchen ich eines Tages zu meiner Ueberraschung in *Kolatschek*'s Wohnung antraf. Die Schicksale, die ihn für jetzt nach Zürich führten, wurden mir erst später in einer etwas widerwärtig an mich herantretenden Gestalt bekannt; für jetzt gab sich *Herwegh* in einer gewissen aristokratischen Haltung als fein gewöhnter, üppiger Sohn seiner Zeit, dem namentlich einige stets in seiner Rede einfliessende französische Interjektionen ein sonderbar vornehmes, wenigstens verwöhntes Ansehen verliehen. Doch waren sein Aeusseres, sein lebhaft funkelndes Auge,

und die Freundlichkeit seines Benehmens, recht wohl geeignet, einen anziehenden Eindruck auszuüben. Ich fand mich fast geschmeichelt, als er gern die Einladung zu meinen bäuerischen Abendzusammenkünften annahm, welche allerdings einige Male, als *Bülow* noch sie musikalisch belebte, sich ziemlich artig ausnehmen mochten, wogegen andrerseits *mir* allerdings gar nichts geboten wurde. Als ich zu Vorlesungen aus meinen Manuskripten schritt, behauptete meine Frau, dass *Kolatschek* eingeschlafen wäre, und *Herwegh* dabei sich nur ihren Punsch habe schmecken lassen. Als ich späterhin «Oper und Drama» in zwölf verschiedenen Abenden, wie ich erwähnte, meinen Züricher Freunden und ihren Bekannten vortrug, blieb *Herwegh* aus, weil er sich nicht unter diejenigen mischen wollte, für die so etwas nicht geschrieben wäre. Doch belebte sich allmählich mein Umgang mit ihm, wozu nicht nur meine Achtung vor einem kürzlich noch so sehr gefeierten Dichtertalente, sondern auch die Wahrnehmung der wirklich zarten und feinen Begabung eines wohlgebildeten Geistes beitrugen. Ich gewahrte endlich an *Herwegh* selbst das Bedürfniss nach meinem Umgange. Dass ich hierbei es immer nur zu den Berührungen der tieferen und ernsteren Interessen, welche mich so leidenschaftlich einnahmen, kommen liess, schien eine veredelnde Theilnahme an diesen selbst demjenigen hervorzurufen, der, seit dem schnellen Gewinne seines Dichterruhmes, zu seinem grossen Nachtheile sich so sehr nur in den, seinem ursprünglichen Naturell so ganz abliegenden, Aeusserlichkeiten einer trivialen Façon verloren hatte. Hierzu mochte die wachsende Bedrängniss seiner Lage, welche er bisher immer noch nach gewissen Ansprüchen auf Glanz beurtheilen zu müssen geglaubt hatte, viel beitragen. Kurz, ich fand an ihm zuerst den feinen, sympathischen Verstand für meine gewagtesten Entwürfe und Ansichten, und ich musste ihm bald Glauben schenken, wenn er mir versicherte, dass er nur noch mit meinen Gedanken sich beschäftige, auf welche gewiss Niemand so innig sich einliesse, als er.

Neue Nahrung erhielt dieser innigere und gewiss nicht unzarte Verkehr durch die Mittheilungen, die ich *Herwegh* bald über eine neue dramatische Dichtung machte, mit welcher ich mich im nahenden Frühjahre beschäftigen durfte. Die von *Liszt* im Spätsommer des vergangenen Jahres in das Werk gesetzte Aufführung des «Lohengrin» auf dem weimarischen Theater, hatte Folgen gehabt, wie sie bisher von Aufführungen mit so beschränkten Mitteln unmöglich zu erwarten gewesen waren. Diese konnten nur das Ergebniss des Eifer's eines so

mannichfach reichbegabten Freundes wie *Liszt* sein. Lag es ausser seiner Macht, dem weimarischen Theater schnell Sänger von der Bedeutung zuzuführen, wie sie für den «Lohengrin» genügt hätten, und musste er nach vielen Seiten der Darstellung hin mit der blossen Andeutung des Geforderten sich begnügen, so liess er es nun seine Sorge sein, diese Andeutungen in geistvoller Weise zum Verständniss zu bringen. Zunächst setzte er selbst einen ausführlichen Bericht über die Erscheinung des «Lohengrin» auf: selten hat wohl die schriftliche Besprechung eines Kunstwerkes diesem so aufmerksame und im Voraus bis zu enthusiastischer Ueberzeugung bestimmte Freunde gewonnen, als die bis in die zartesten Details sich erstreckende Abhandlung *Liszt*'s über den «Lohengrin». *Karl Ritter* zeichnete sich auf das Vortheilhafteste dadurch aus, dass er eine ganz vorzügliche deutsche Uebersetzung des französischen Originals lieferte, welche in der «Illustrirten Zeitung» zunächst veröffentlicht wurde. Bald darauf gab *Liszt* sein, durch eine ähnliche Abhandlung über den «Tannhäuser» bereichertes Original auch in französischer Sprache heraus, und diese Brochure war es, welche seit jener Zeit für lange hin, namentlich im Auslande, eine oft überraschend mir entgegenkommende Theilnahme und eine genauere Kenntniss jener Arbeiten, als wie sie durch mangelhafte Einsicht in die Klavierauszüge gewonnen werden konnte, erweckte. Fern davon, hiermit sich zu begnügen, wusste *Liszt* nun aber auch immer neue intelligente Kräfte von Aussen zu den weimarischen Aufführungen meiner Opern herbei zu ziehen, um diejenigen, die richtig zu hören und zu sehen im Stande waren, mit freundlicher Gewalt auf dieselben aufmerksam zu machen. War ihm seine gute Absicht mit *Franz Dingelstedt* nicht eigentlich gelungen, da dieser mit offenbarem Widerwillen sich nur zu einem confusen Berichte über den «Lohengrin» in der «allgemeinen Zeitung» anliess, so scheint es seiner begeisternden Beredtsamkeit doch vollständig gelungen zu sein, *Adolf Stahr* in entscheidender Weise für mein Werk einzunehmen. Dessen ausführliche Besprechung meines «Lohengrin» in der Berliner «National-Zeitung», welche meinem Werke eine grosse Bedeutung vindicirte, blieb ersichtlich nicht ohne nachhaltigen Eindruck auf das deutsche Publikum. Auch in den engeren Kreisen der spezifischen Musiker scheint es nicht unwichtig eingewirkt zu haben, dass *Robert Franz*, ebenfalls von *Liszt* fast gewaltsam zu einer Aufführung des «Lohengrin» herbeigezogen, in unverkennbar begeisterter Weise darüber sich vernehmen liess. Nach vielen Seiten hin wirkten diese Beispiele anregend, und eine Zeit lang schien es, als ob wirklich die

sonst so stumpfsinnige musikalische Presse sich energisch fördernd mit mir befassen wollte. Was dieser Bewegung sehr bald, und für immer, eine gänzlich verschiedene Richtung geben sollte, werde ich in Kurzem zu erwähnen Veranlassung finden; für jetzt fasste *Liszt* aus all den freundlichen Wahrnehmungen den Muth, mich zu weiterem Vorgehen in meiner, nun bereits seit mehreren Jahren unterbrochenen, produktiven Thätigkeit zu veranlassen. War er mit dem «Lohengrin» zu Stande gekommen, so getraute er sich nun auch ein wohl noch kühneres Wagniss zu bestehen, und forderte mich auf, mein Gedicht von «Siegfried's Tod» für Weimar in Musik zu setzen. Auf seinen Antrieb musste der Intendant des weimarischen Theater's, Herr von *Ziegesar*, im Namen des Grossherzogs mir ein völliges Engagement hierfür antragen: ich sollte die Arbeit in Jahresfrist beendigen, und dafür während dieser Zeit 500 Thaler ausgezahlt bekommen. — Sonderbar war es, dass der Herzog von *Coburg*, etwa um dieselbe Zeit, ebenfalls durch *Liszt*, mich gegen eine Zahlung von 900 Thalern zur Instrumentation einer von ihm zu komponirenden Oper auffordern liess, und zwar wollte mein grossmüthiger Arbeitsbesteller es sogar übernehmen, trotz meiner Lage als Geächteter, mich in sein Schloss nach Coburg kommen zu lassen, wo ich mit ihm, dem Componisten, und Frau *Birchpfeiffer*, der Dichterin, eingeschlossen, das neue Werk fördern sollte. *Liszt* erbat von mir natürlich sich weiter nichts als einen anständigen Vorwand zur Ablehnung dieses Antrag's, wofür er aber doch für gut hielt, mir «körperliche und geistige Verstimmung» anzurathen. Später erzählte mir noch mein Freund, dass den Herzog zu dem Wunsche meiner Mitwirkung an seiner Partitur namentlich meine gute Anwendung der Posaunen bestimmt habe; als er hierfür von *Liszt* die Mittheilung meiner Maximen sich erbat, habe ihm dieser erwidert: das Besondere hierbei wäre, dass, ehe ich für die Posaune schriebe, mir immer etwas einfiele.

Dagegen fühlte ich mich nun sehr angezogen, auf das weimarische Anerbieten einzugehen. Noch ermüdet von meiner angestrengten Arbeit an «Oper und Drama», angegriffen von so Manchem, was mein Gemüth kummervoll betraf, setzte ich mich seit langer Zeit zum ersten Male wieder an meinen, aus der Dresdener Katastrophe geretteten *Härtel*'schen Flügel, um zu versuchen, wie ich mich zur Composition meines schwer wiegenden Heldendrama's anlassen würde. Ich entwarf in flüchtiger Skizze die Musik zu dem in jener ersten Fassung nur andeutend ausgeführten Gesange der Nornen; als ich auch *Brünnhilde*'s erste Anrede an *Siegfried* in Gesang übersetzte, entsank mir aber bald aller Muth,

da ich nicht umhin konnte mich zu fragen, welche Sängerin im nächsten Jahre diese weibliche Heldengestalt in das Leben rufen sollte. Da fiel mir denn meine Nichte *Johanna* ein, welche ich früher in Dresden, so mancher schönen äusseren Begabung wegen, ungefähr für diese Rolle mir gedacht hatte. Diese hatte nun in Hamburg ihre Primadonnen-Carrière angetreten, und nach allen Berichten, die ich über sie erhielt, sowie namentlich auch aus dem Benehmen, welches sie mit ihrer Familie gegen mich recht ungenirt annahm, hatte ich zu schliessen, dass jede meiner noch so bescheidenen Hoffnungen auf ihr Talent für mich verloren gegangen sei. Dagegen hatte ich das andere Unglück, dass eine zweite Dresdener Prima-Donna, Mme *Gentiluomo Spatzer*, welche einst *Marschner* zu Donizettischen Dithyramben begeistert hatte, als Stellvertreterin *Johanna's* unaufhörlich mir vor die Phantasie trat: so dass ich einst wüthend vom Klaviere aufsprang und erklärte, für solche Steifröcke nichts mehr schreiben zu wollen. So wie ich in meinen Gedanken mich mit dem Theater nur in irgend welche Berührung wieder gebracht sah, fasste mich ein ganz unbeschreiblicher Unmuth, welchen ich für jetzt in keiner Weise zu bewältigen vermochte. Fast beruhigte es mich zu gewahren, dass an meiner grossen Verstimmung körperliches Uebelbefinden einen Antheil haben möge. Ich wurde nämlich in diesem Frühjahre durch einen Hautausschlag überrascht, welcher sich über den ganzen Leib ausdehnte. Mein Arzt verordnete mir dagegen Schwefelbäder, welche ich des Vormittags regelmässig anzuwenden hatte. So sehr diese Kur meine Nerven aufregte, und in Folge dessen mich später zur Ergreifung der radikalsten Mittel für meine Gesundheit veranlasste, wirkte doch für jetzt die regelmässige vormittägige Promenade nach der Stadt und zurück, beim frischen Erblühen des Mai's, zunächst erheiternd auf meine Gemüthsstimmung. Ich konzipirte den «*jungen Siegfried*», welchen ich als heroisches Lustspiel der Tragödie «Siegfried's Tod» ergänzend voraus schicken wollte. Von dieser Empfängniss hingerissen, suchte ich mich sogleich auch zu überreden, dass dieses Stück leichter aufzuführen sein würde, als jenes ernst gewaltige. In diesem Sinne theilte ich *Liszt* mein Vorhaben mit, und bot der weimarischen Intendanz, für ihre nun ernstlich von mir anzunehmende Jahressubvention von 500 Thalern, das neu zu verfassende Gedicht und die musikalische Composition eines «jungen Siegfried» an. Ohne Zögern ward hierauf eingegangen, und ich zog mich nun in das, voriges Jahr von *Karl Ritter* verlassene, Dachstübchen zurück, um, zwischen Schwefel und Mai, das in meinem frühesten Plan bereits ent-

haltene Gedicht des «jungen Siegfried» in bester Laune und in kurzer Zeit auszuführen.

Ich muss nun der innigeren Freundesbeziehungen gedenken, welche ich seit meinem Fortgange von Dresden mit *Theodor Uhlig*, dem jungen Musiker des Dresdener Orchester's, dessen ich bereits früher gedachte, unterhalten hatte, und welche mit der Zeit bis zu einem wahrhaft ergiebigen Verhältnisse sich steigerten. Sein selbständiger, sogar etwas schroffer Sinn hatte sich, sowohl durch Theilnahme an meinem Schicksale, als durch ein sehr eingehendes Verständniss meiner Schriften, zur wärmsten, ja fast unbedingten Ergebenheit für mich gebildet. Auch er hatte zu den Besuchern der «Lohengrin»-Aufführung in Weimar gehört, und mir einen sehr verständigen Bericht darüber zugesandt. Da der Musikhändler *Härtel* in Leipzig auf mein Anerbieten, den «Lohengrin» herauszugeben ohne mir Honorar dafür zu zahlen, gerne eingegangen war, überwies ich auch *Uhlig* die Abfassung des Klavierauszuges. Hauptsächlich aber hielten uns die theoretischen Fragen, welche ich mit meinen Schriften angeregt, durch eifrige Correspondenz in Verbindung. Mich rührte es fast an ihm, dass er, den ich schon seiner Bildung nach doch nur als reinen Musiker nehmen konnte, auf die Tendenzen, welche viel allgemeiner gebildet erscheinende Musiker, als ihren spezifischen Kunstausübungen gefährlich, bis zur Verzweiflung erschreckten, eben weil er sie mit klarem Verstande erfasst hatte, vollkommen zustimmend einging. Er hatte für den Ausdruck dieser Uebereinstimmung alsbald auch die litterarische Fähigkeit gewonnen, und bezeugte diese in einem vortrefflichen grösseren Aufsatze über die Instrumental-Musik, welcher in *Kolatschek*'s deutscher Monatsschrift veröffentlicht wurde. Ausserdem theilte er mir aber auch eine, bis jetzt noch Manuskript gebliebene, streng theoretische Arbeit über die musikalische Thema- und Satz-Bildung mit. Diese zeugte von einer ebenso originellen Auffassung, als gründlichen Erforschung des Verfahrens *Mozart's* und *Beethoven*'s, namentlich in ihrem höchst charakteristischen Unterschiede, und schien mir, bei ihrer erschöpfend sicheren Ausführlichkeit, vollkommen geeignet, die Grundlage einer neuen Theorie der höheren musikalischen Satzkunst zu bilden, durch welche das geheimnissvollste Verfahren *Beethoven*'s erklärt, und zu einem fasslichen Systeme der weiteren Anwendung ausgearbeitet werden durfte. Seine Aufsätze hatten den Herausgeber der «neuen Zeitschrift für Musik», *Franz Brendel*, mit gutem Instinkt auf diesen ausgezeichneten jungen Mann aufmerksam gemacht. Zur Mitarbeit an seinem Blatte aufgefordert, ward es *Uhlig* bald leicht, *Brendel*

gänzlich aus seiner bisher unentschiedenen Haltung zu reissen, und ihn, der es im Ganzen stets ehrlich und ernstlich meinte, mit Bestimmtheit und für immer derjenigen Seite zuzuwenden, welche von jetzt an bald als eine sogenannte «neuere Richtung» in der musikalischen Welt Aufsehen zu machen begann. Auch ich fand mich nun veranlasst, in diesem Sinne der Zeitschrift einen verhängnissvollen Beitrag zu widmen. Ich hatte bemerkt, dass hier öfter mit den gehässig klingenden Schlagwörtern «jüdische Melismen» «Synagogenmusik» und ähnlichen, umgegangen worden war, ohne dass hiermit etwas anderes als nichtssagende Aufreizungen sich zu erkennen gegeben hatten. Mich reizte es nun, das Thema der Einmischung der modernen Juden in die Musik, und ihres Einflusses auf dieselbe, näher zu betrachten, und die charakteristischen Merkmale dieses Phänomen's zu bezeichnen. Ich that diess in einem grösseren Aufsatze: «das Judenthum in der Musik». Obwohl ich nicht gesonnen war, gegen Nachfrage mich als den Verfasser desselben zu verläugnen, hielt ich es doch für nützlich, mich zunächst mit einem Pseudonym zu unterzeichnen, um hierdurch zu vermeiden, dass die von mir sehr ernstlich gemeinte Angelegenheit sofort in das rein Persönliche verschleppt, und dadurch ihre wahre Bedeutung verdeckt würde. Das Aufsehen, welches dieser Artikel machte, ja der wahre Schrecken den er verbreitete, dürften kaum mit einer ähnlichen Erscheinung zu vergleichen sein. Die unerhörte Anfeindung, welche ich bis auf den heutigen Tag von der sämmtlichen Zeitungspresse Europa's erfahren habe, können einzig Demjenigen verständlich werden, welcher jenen Artikel und sein schreckliches Aufsehen zu seiner Zeit beachtet hat, und nun sich vergegenwärtigt, dass alle Zeitungen Europa's fast ausschliesslich in den Händen der Juden sind, wogegen Diejenigen nie klar sehen werden, welche den Grund dieser ununterbrochenen gehässigen Verfolgung etwa nur in einer theoretischen oder praktischen Abneigung gegen meine Ansichten oder künstlerischen Arbeiten suchen zu müssen glaubten. Zunächst brachte das Erscheinen dieses Aufsatzes einen Sturm, welcher über den ganz unbefangenen, und seiner That sich kaum bewussten *Brendel*, bald in eine Verfolgung, die auf Vernichtung abgesehen war, ausging. Ein anderes unmittelbares Ergebniss war es, dass von jetzt an selbst die Wenigen, welche bisher durch *Liszt* für mich sich zu erklären veranlasst worden waren, in sicheres Schweigen, endlich wohl selbst in eine feindselige Haltung sich zurückzogen, da für Alles, was sie in ihrem eigenen Interesse unternehmen mochten, es ihnen rathsam dünken musste, ihre Abwendigkeit von mir nachweisen zu können.

Desto treuer und entschiedener hielt nun aber *Uhlig* zu mir; er kräftigte *Brendel's* zahmeren Sinn zur Ausdauer und half ihm fortwährend durch theils gediegene, theils witzige und scharf treffende Beiträge für seine Zeitung. Namentlich fasste er sogleich einen Hauptgegner, den von *Ferdinand Hiller* in Köln geworbenen Herrn *Bischoff*, welcher für mich und meine Freunde die Bezeichnung «Zukunftsmusiker» erfunden hatte, scharf in das Auge, und gerieth mit ihm in eine länger andauernde, ziemlich ergetzliche Polemik. Die Grundlage des bis zum europäischen Skandal allmählich angewachsenen, Problem's der sogenannten «Zukunftsmusik», eine Bezeichnung, welche *Liszt* sehr bald mit guter und stolzer Laune acceptirte, war nun gelegt. Wohl hatte ich durch den Titel meines Buches, «Kunstwerk der Zukunft» zu jener Erfindung die eigentliche Veranlassung gegeben: zum völligen Schlachtruf ward die Bezeichnung jedoch erst erhoben, seitdem «das Judenthum in der Musik» alle Schleussen der Wuth über mich und meine Freunde geöffnet hatte. — Erst in die zweite Hälfte dieses Jahres fällt das Erscheinen meines Buches «Oper und Drama», welches, soweit es überhaupt von den herrschenden Musikern nur eigentlich beachtet werden konnte, natürlich nicht wenig dazu beitrug, die gegen mich ausgebrochene Wuth zu nähren; jedoch nahm sie von da ab mehr den Charakter der Tücke und Verleumdungssucht an, da die Bewegung nun durch einen grossen Kenner in solchen Dingen, Herrn *Meyerbeer*, in ein planmässiges System gebracht wurde, welches er, von jetzt an bis an sein seliges Ende, mit sicherer Hand in Ausübung erhielt.

Noch in der ersten Zeit des offenen Wuthgeschreies, in welcher wir uns jetzt befanden, hatte *Uhlig* nun bereits auch eben dieses «Oper und Drama» kennen gelernt. Ich hatte ihm nämlich davon das Original-Manuskript geschenkt; da es zierlich in roth eingebunden war, verfiel ich darauf, als Widmung, im Gegensatze zu dem Göthischen «Grau, mein Freund, ist alle Theorie», einzuzeichnen: «*roth*, mein Freund, ist *meine* Theorie.» Auch über diese Mittheilung entstand eine für mich anregende und wahrhaft erfreuliche Correspondenz mit dem jungen, schnell und scharf eindringenden Freunde, und ich hatte nun das herzliche Verlangen, nach Ablauf voller zweier Jahre der Trennung, ihn wiederzusehen. Meiner Einladung zu entsprechen war für den armen, kaum zum «Kammermusikus» bestellten Geiger, keine geringe Angelegenheit; doch suchte er freudig Alles zu überwinden, und kündigte mir für die ersten Tage des July seine Besuchsreise an. Ich beschloss ihm bis Rorschach am Bodensee entgegen zu gehen, um ihn von da aus auf dem

Wege eines Schweizer-Ausfluges bis Zürich zu geleiten. Ich selbst machte mich schon hierzu, auf angenehmen Umwegen durch das *Toggenburg*, in alt gewohnter Weise zu Fusse auf. Heiter und erfrischt gelangte ich auf diese Art nach St. Gallen, wo ich nun *Karl Ritter*, nach *Bülow*'s Fortgang in sonderbarster Abgeschiedenheit allein zurückgeblieben, aufsuchte. Den Grund seiner Einsamkeit konnte ich wohl errathen, obschon er mir von seinem angenehmen Umgange mit einem St. Galler Musiker, *Greitel*, erzählte, von dem ich später nie wieder etwas vernahm. Noch ganz ermüdet von der Anstrengung meiner Fussreise, konnte ich mich doch nicht enthalten dem äusserst intelligenten, und mit schnellster Fassungskraft begabten, jungen Freunde mein so eben vollendetes Manuskript der Dichtung des «jungen Siegfried» als meinem ersten Zuhörer vorzulesen. Der Eindruck davon auf ihn erfreute mich sehr, und in bester Laune bestimmte ich ihn nun, seine sonderbare Einsiedelei zu verlassen, und mit mir *Uhlig* entgegen zu gehen, um dann gemeinschaftlich mit uns beiden über den hohen *Säntis* zu längerem freundschaftlichem Aufenthalt nach Zürich zu wandern.

Der Anblick des erwarteten Gastes, als er in dem mir bereits wohlbekannten Rorschacher Hafen landete, erfüllte mich sofort mit Bangen für die Gesundheit des jungen Freundes, da seine Anlage zur Schwindsucht sofort zu erkennen war. Um ihn zu schonen, wünschte ich der verabredeten Bergbesteigung zu entsagen, wogegen er mit Lebhaftigkeit auf der Ausführung derselben bestand, da dergleichen Anstrengungen in freier Luft ihn nur von der verzehrenden Ermüdung durch den abscheulichen Geigerdienst erholen könnten. Nachdem wir zu drei das *Appenzeller* Ländchen durchwandert, machten wir uns denn nun wirklich zu der nicht unbeschwerlichen Ueberschreitung des *hohen Säntis* auf. Es war auch für mich das erste Mal, dass ich im Sommer ein lang sich hindehnendes Schneefeld durchschritt. Auf der sehr wilden Höhe, in der Senn-Hütte unseres Führers angelangt, und durch eine äusserst frugale Kost gestärkt, galt es nun noch den einige hundert Fuss aufragenden steilen Felsenkegel, welcher die eigentliche Spitze des Berges bildet, zu besteigen. Hier weigerte sich *Karl* plötzlich uns zu folgen; um ihn aus seiner Weichlichkeit aufzurütteln, sandte ich den Führer zurück, welcher ihn auf unser Zureden mit halber Gewalt zu uns zu bringen hatte. Da wir nun von Stein zu Stein an dem jähen Abhange hinauf klommen, bemerkte ich allerdings, wie übel ich gethan hatte, *Karl* zur Theilnahme an dieser gefahrvollen Besteigung zu nöthigen. Offenbar machte ihn der Schwindel völlig bewusstlos; er starrte wie

ohne Sehkraft vor sich hin; wir mussten ihn durch unsre Stäbe zwischen uns einschliessen, und jeden Augenblick glaubte ich ihn zusammenbrechen und hinabstürzen sehen zu müssen. Als wir auf der Spitze anlangten, sank er gänzlich ohne Besinnung zu Boden; und ich hatte nun zu empfinden, welche furchtbare Verantwortung ich mir zugezogen, da jetzt noch der gefährlichere Rückweg zu beschreiten war. Unter einer Beängstigung, die, während sie meine eigene Gefahr mir vollkommen verbarg, mir immer nur das Bild des im Abgrunde zerschmetterten jungen Freundes vorhielt, gelangten wir endlich doch glücklich wieder zur Sennhütte zurück. Da wir Anderen entschlossen blieben, den vom Führer uns als nicht ungefährlich bezeichneten Hinabstieg über den jähen Abhang der andren Seite des Berges auszuführen, bestimmte ich nun, durch meine so eben ausgestandene unbeschreibliche Pein wohl belehrt, den jungen *Ritter*, zunächst in der Hütte zurückzubleiben, den baldigst von uns zurückzusendenden Führer zu erwarten, und mit diesem dann den durchaus ungefährlichen Rückweg nach der Seite hin, von wo wir gekommen, anzutreten. Somit trennten wir uns hier, da er in seiner Richtung nach St. Gallen zurückgehen musste, wir aber durch das schöne Toggenburger Thal des andren Tages nach Rapperswyl und dem Züricher See zur Heimkehr uns wandten. Erst nach längeren Tagen entriss uns *Karl* der Sorge um ihn durch seine Ankunft in Zürich, wo er kurze Zeit mit uns vereinigt blieb, dann aber bald sich losriss, vielleicht um nicht wieder in Versuchung zu kommen, auf eine neue Gebirgsreise, die wir uns allerdings vorgenommen hatten, uns zu begleiten. Ich erfuhr von ihm erst wieder, als er einen längeren Aufenthalt in Stuttgart genommen hatte, wo er mit einem jungen Schauspieler, mit dem er schnell befreundet worden war, in engem Umgange lebend, sich wohl zu befinden schien.

Herzlich erfreute mich nun meinerseits der vertraute Umgang mit dem sanften, und doch so männlich fest gesinnten, ausserordentlich begabten jungen Dresdener Kammermusikus, der mit seinem hellblonden Lockenkopfe und schönem blauen Auge auf meine Frau den Eindruck machte, als ob ein Engel bei uns eingekehrt sei. Für mich hatte seine Physiognomie ausserdem das Interessante und in Betracht seines Schicksales Rührende, dass seine auffallende Aehnlichkeit mit dem damals noch lebenden Könige *Friedrich August* von Sachsen, meinem alten Gönner, mir das andrerseits zugekommene Gerücht zu bestätigen schien, dass *Uhlig* der natürliche Sohn desselben sei. Unterhaltend war es mir, durch ihn wieder Berichte über Dresden, das Theater

und die dortigen musikalischen Zustände zu erhalten. Meine Opern, bisher die Glorie derselben, waren gänzlich vom Repertoire verschwunden; vom Charakter des Urtheils meiner ehemaligen Collegen über mich gab er mir eine hübsche Notiz: als «Kunst und Revolution» und das «Kunstwerk der Zukunft» erschienen waren und besprochen wurden, hatte Einer geäussert: «na, der kann auch lange machen, ehe er sich wieder zum Kapellmeister schreibt.» Um die musikalischen Fortschritte zu bezeichnen, erzählte er mir, dass *Reissiger*, als er die früher von mir ausgeführte A-dur-Symphonie zu dirigiren hatte, sich in folgender Weise aus einem ihm aufstossenden Dilemma half. Die grosse Schluss-Entwicklung des letzten Satzes führt *Beethoven* hier bekanntlich durch ein unausgesetzt unterhaltenes *Forte*, welches er endlich nur noch durch ein *sempre più forte* steigert, aus: hier hatte nun *Reissiger*, welcher vor mir bereits diese Symphonie dirigirte, bei ihm günstig dünkender Gelegenheit ein *piano* eingeschaltet, jedenfalls um es doch mindestens zu einem *crescendo* bringen zu können; dieses hatte ich natürlich sofort wieder entfernt, und dafür dem Orchester anempfohlen, fortwährend mit der äussersten Kraft zu spielen. Da die Symphonie nun wieder in meines Vorgängers Hände kam, fiel es ihm doch beschwerlich, jenes unglückliche *piano* wieder zu restituiren; dennoch musste er auch seine Autorität, die hierbei kompromittirt war, zu retten suchen: und so setzte er fest, dass, statt *forte* «*mezzo forte*» gespielt werden sollte.

Am traurigsten betraf mich ganz besonders die Nachricht von der grenzenlosen Verwahrlosung meines unglückseligen Opernverlages unter dem Schutze des Hofmusikalienhändlers *Meser*, welcher, da nur Geld darauf zu zahlen sei, wogegen gar nichts dafür einkäme, sich als von mir verführtes Opferlamm gebärdete. Dennoch verwehrte er sorgsam jeden Einblick in seine Bücher, indem er behauptete, dass er dadurch mein Eigenthum rettete, welches ausserdem, da all mein Vermögen konfiszirt sei, der sofortigen Beschlagnahme verfallen würde. — Angenehmer waren unsere Unterhaltungen über «Lohengrin», von welchem mein Freund den Klavierauszug nun beendigt hatte und bereits die Korrekturen des Stiches besorgte.

Nach einer neuen Seite hin gewann *Uhlig* einen für lange entscheidenden Einfluss auf mich durch seine enthusiastische Anpreisung des Wasserheilungsystem's. Er brachte mir ein Buch hierüber von einem gewissen *Rausse* mit, welches mich namentlich durch seine radikale Tendenz, die etwas *Feuerbach*'sches an sich hatte, in sonderbarer Weise befriedigte. Die kühne Zurückweisung der ganzen medizinischen Wissenschaft mit

allen ihren Quacksalbereien, dagegen die Anpreisung des einfachsten Naturverfahrens durch methodische Anwendung des stärkenden und erquickenden Wasser's, gewann mich schnell zu leidenschaftlicher Eingenommenheit. Es ward nämlich behauptet, dass jedes eigentliche Medikament nur in so fern eine Wirkung auf den Organismus haben könnte, als es Gift sei, und von diesem daher nicht assimilirt würde; es ward nachgewiesen, dass solche, durch lange Anwendung von Medikamenten siech gewordene Menschen von dem berühmten *Priesnitz* dadurch geheilt worden seien, dass dieses im Körper verhaltene Gift nach der Haut getrieben, und durch diese zur gänzlichen Ausscheidung gebracht worden wäre. Nun fielen mir sogleich die im vergangenen Frühjahre widerwillig von mir angewandten Schwefelbäder ein, und meine fortwährend ungemein starke Reizbarkeit schrieb ich, zum Theil wohl nicht mit Unrecht, dieser Kur zu. Diesen zuletzt empfangenen, und allen seit langer Zeit möglich aufgenommenen Giftstoff von mir auszutreiben, um durch ausschliessliches Wasserrégime mich zu einem radikal gesunden Ur-Menschen umzuschaffen, ward nun für lange Zeit die Angelegenheit, welche mich mit steigender Leidenschaftlichkeit beschäftigte. *Uhlig* selbst behauptete, durch streng eingehaltenes Wasserrégime gewiss zu sein, seine eigene Gesundheit vollkommen kräftigen zu können. Auch mein Glaube hieran wuchs täglich. — Mit Ende July traten wir eine Wanderung durch den inneren Theil der Schweiz an: von *Brunnen* am Vierwaldstätter See gingen wir über *Beckenried* nach *Engelberg*, und überschritten von dort die wilde *Surenen-Eck*, bei welcher Gelegenheit wir auch erträglich über den Schnee zu rutschen lernten. Bei Ueberschreitung des hohen Gebirgflüsschen's traf *Uhlig* jedoch das Ungemach, in das Wasser zu fallen; meine Besorgniss über die Folgen hiervon verscheuchte er sogleich durch die Versicherung, dass diess ein sehr wohlthätiges Exercitium zur Fortsetzung seiner Kur sei: die Nöthigung zum Trocknen seiner Kleider und Wäsche setzte ihn nicht in die geringste Verlegenheit, da er diese ruhig an der Sonne ausbreitete und während dem eine, wie er behauptete, sehr wohlthätige Promenade mit nacktem Leibe in freier Luft ausführte. Wir unterhielten uns während dem über wichtige Probleme der Themen-Bildung *Beethoven*'s, bis ich mir den Scherz machte, ihn für einen Augenblick durch die Nachricht aus der Fassung zu bringen, dass ich dort hinter ihm den Hofrath *Carus* mit Gesellschaft aus Dresden kommen sähe. So gelangten wir in heiterster Laune endlich in das Reuss-Thal bei *Attinghausen*, und wanderten am Abend noch bis *Amsteg*, von wo aus wir am anderen Morgen, trotz der grossen Ermüdung, sofort noch den Besuch

des *Maderaner*-Thales ausführten. Dort gelangten wir bis an den *Hüfi*-Gletscher, von wo aus wir den Blick in die erhabene Gebirgswelt, welche sich dort mit dem *Tödy* abschliesst, warfen. Am gleichen Tage wieder zurück nach *Amsteg* gelangt, fühlten wir uns endlich doch hinreichend erschöpft, so dass es mir gelang, meinen für den andren Tag zur Besteigung des *Klausen*-Passes im *Schächen*-Thal höchst günstig gestimmten Freund hiervon abzubringen, und zur behaglichen Rückreise über *Flüelen* zu bewegen. Dem immer ruhigen, und höchst gelassenen jungen Manne sah ich wirklich keinerlei Erschöpfung an, als er mit Anfang des August seine Rückreise nach Dresden antrat, wo er allerdings die ihn wahrhaft bedrückende Lebenslast nun dadurch sich zu erleichtern hoffte, dass er die Direktion der Zwischenakt-Musik in den Schauspielen, welche er mit künstlerischem Sinne zu organisiren gedachte, zu übernehmen vorhatte, und dadurch von dem eigentlich beschwerenden und demoralisirenden Opern-Dienste Befreiung erhielt. Doch fasste mich grosse Betrübniss als ich ihn zu dem Postwagen geleitete; auch ihn schien ein plötzliches Bangen zu ergreifen; und wirklich sahen wir uns jetzt zum letzten Male.

Für jetzt blieben wir in der regsten Korrespondenz; da seine Briefe mich immer angenehm unterhielten, und längere Zeit fast das einzige Band für meinen Verkehr mit der Aussenwelt bildeten, bat ich ihn immer, mir recht viel zu schreiben. Weil das Briefporto damals noch theuer war, und voluminöse Briefe unserer Kasse empfindlich fielen, gerieth *Uhlig* auf den ingeniösen Gedanken, die Paket-Post für unsere Korrespondenz zu benützen; da aber nur Sendungen von bedeutenderem Gewicht durch diese expedirt werden durften, so erhielt eine alte deutsche Uebersetzung des «Figaro» von *Beaumarchais*, welche *Uhlig* in einem ehrwürdigen Exemplare besass, die eigenthümliche Bestimmung, als Ballast für unsere Briefe zwischen uns hin und her geschickt zu werden; so dass denn allemal, wenn unsere Schreiben gehörig angewachsen waren, dieses damit angekündigt wurde: «heute bringt Figaro wieder Botschaft». — Zunächst erfreute *Uhlig* sich noch sehr an der «Mittheilung an meine Freunde», welche ich als Vorwort zu einer Herausgabe meiner drei Operndichtungen, «der fliegende Holländer, Tannhäuser und Lohengrin», sofort nach unserer Trennung noch niederschrieb. Es belustigte ihn auch zu erfahren, dass *Härtel*, welcher dieses Buch gegen ein Honorar von 10 Louisd'or zum Verlag angenommen hatte, sich gegen einige Stellen des Vorwortes, durch welche ich sowohl die Rechtgläubigkeit als den Staatsrespekt der Verleger affizirte, mit so entschiedener Protestation auflehnte, dass ich wirklich geneigt war, das Buch einem anderen Buchhändler zu über-

geben, bis ich mich denn zur Nachgiebigkeit bewogen fühlte, und durch geringe Aenderungen die beängstigten Gewissen beruhigte.

Mit diesem umfangreichen Vorworte, welches mich den Monat August über beschäftigt hatte, sollte nun für jetzt und, wie ich hoffte, für immer mein Ausflug in das litterarische Gebiet geschlossen sein. Sobald ich aber ernstlich an die Aufnahme der Komposition des für Weimar versprochenen «jungen Siegfried» dachte, befiel mich immer wieder ein schwermüthiger Zweifel, den ich sogar als wirklichen Widerwillen gegen diese Arbeit empfand. Unklar über den Grund dieser inneren Verstimmung, gerieth ich darauf, ihn in meinem Gesundheitszustande zu suchen; und so beschloss ich denn eines Tages, aus der von mir so enthusiastisch aufgenommenen Wasserheiltheorie zum praktischen Ernste überzugehen, erkundigte mich nach einer nahegelegenen hydropathischen Anstalt, und eröffnete meiner Frau, dass ich dieser Tage (es war Mitte September) nach dem etwa drei Stunden entfernten *Albisbrunnen* mich zurückziehen werde, um nicht eher wieder zu kehren, als bis ich ein radikal gesunder Mensch geworden wäre. *Minna* war über diese Ankündigung meines Vorhabens sehr erschrocken, und glaubte darin eine neue Tendenz zur Flucht vom Hause ersehen zu müssen. Ich gab ihr dagegen auf, für meine Rückkehr die von uns gemiethete neue, zwar sehr kleine, aber gut gelegene Wohnung im Parterre der *vorderen Escher-Häuser* im *Zeltweg*, so behaglich wie möglich einzurichten, da wir doch, der grossen Beschwerlichkeit des Winter-Aufenthaltes in der bisherigen entfernten Wohnung wegen, nach der Stadt uns zurück zu ziehen beschlossen hatten. — Allgemein wurde mein Vorhaben, bei so vorgerückter Jahreszeit eine Wasserkur zu unternehmen, mit grosser Verwunderung aufgenommen; doch gelang es mir sofort einen Leidensgefährten zu werben. Mit *Herwegh* war mir diess durchaus nicht geglückt; dagegen hatte mir das Schicksal in dem ehemaligen sächsischen Gardelieutenant und früheren Geliebten der *Schröder-Devrient, Hermann Müller,* einen biedren und zur Unterhaltung aufgelegten Genossen zugewiesen. Die Beibehaltung seiner Stellung in der sächsischen Armee war diesem unmöglich geworden, und wenn auch nicht wirklicher politischer Flüchtling, so genoss er doch, da ihm in Deutschland jedes Fortkommen verschlossen war, und er sich nun zur Orientierung über einen neuen Lebensplan nach der Schweiz gewandt hatte, die gewisse Rücksicht als exilirter Patriot. Aus meiner ersten Dresdener Zeit her zu sehr häufigem Umgang mit mir gewöhnt, fand er sich bald auch in meinem Hause, wo ihn namentlich meine Frau sehr gerne sah, als stehender Familienfreund zurecht. Ich beredete ihn

leicht, zur gründlichen Behandlung eines Leidens, welches ihn plagte, mir in wenigen Tagen nach Albisbrunnen nach zu folgen. Dort richtete ich mich nun, da ich es auf einen durchschlagenden Erfolg abgesehen hatte, so vortheilhaft wie möglich ein. Die Kur selbst ward von einem *Dr. Brunner*, welchen meine Frau bei ihren Besuchen als «Wasserjuden», wie sie ihn nannte, bald gründlich zu hassen lernte, nach der herkömmlichen oberflächlichen Methode betrieben; früh um 5 Uhr zum Schwitzen eingewickelt, nach einigen Stunden in ein endlich nur noch vier Grade Wärme enthaltendes Bad gestürzt, worauf zur Erwärmung eine heftige Promenade durch den bald eisig sich einstellenden Spätherbst. Dazu Wasser-Diät ohne Wein, Kaffee oder Thee, eine schreckliche Tischgesellschaft von lauter Inkurabeln, traurige Abende mit endlich hülfreich herbeigezogenem Whistspiel, Fernhaltung jeder geistigen Arbeit, dazu wachsende Anstrengung und Ueberreizung der Nerven; diess war das Leben, in welchem ich neun Wochen aushielt, und von welchem ich eigentlich nicht eher ablassen wollte, als bis, wie ich erwartete, alle jemals genossenen Medikamente auf meiner Haut erscheinen würden. Da ich selbst den Wein für grundgefährlich hielt, so nahm ich an, ich müsste auch von den vergangenen Gastereien bei *Sulzer* noch in mir verbliebene unassimilirbare Substanzen zum Ausschwitzen bringen. Das höchst entbehrungsvolle Leben in einer dürftigen Kammer mit harten Holzmöbeln und all dem nüchternen Hausrathe der bekannten Schweizer-Pensionen, erzeugte nun in mir zu seinem Gegensatz die Sehnsucht nach einer besonders angenehmen und behaglichen Häuslichkeit, welche jetzt für lange Zeit zu einem, mit den Jahren sich immer mehr ausbildenden, wohl fast leidenschaftlichen Hange wurde. Meine Phantasie beschäftigte sich damit, wie ein Haus und eine Wohnung eingerichtet sein sollten, um meinen Geist für künstlerisches Produziren angenehm und frei zu erhalten.

Hierzu gesellten sich Anzeichen für eine mögliche allmähliche Verbesserung meiner Lage überhaupt. Zu seinem Unglück schrieb mir *Karl Ritter* von Stuttgart aus in die Wasserheilanstalt von seinen Privat-Versuchen, der Erfolge der Wasserkur sich, zwar nicht durch Baden, aber doch durch ausserordentlich vieles Trinken zu versichern. Ich hatte nun erfahren, dass das übermässige Wassertrinken, ohne die Hülfe der übrigen Behandlung, höchst gefährlich wirken könne, und forderte jetzt von *Karl:* er möge sich einer regelmässigen Behandlung unterziehen, sich nicht weibisch von Entbehrung zurückhalten, und sofort zu mir nach Albisbrunnen kommen. Wirklich gehorchte er mir sogleich, und

kam zu meinem freudigen Erstaunen nach wenigen Tagen in Albisbrunnen an. Zwar war er von gleichem Enthusiasmus für die radikale Hydropathie erfüllt, nur widerte ihn die praktische Anwendung sehr bald an; er polemisirte gegen die unverdauliche kalte Milch, da sie in der Natur, als Muttermilch, doch nur warm getrunken würde. Die Einpackungen und kalten Bäder fand er aufregend, und wünschte bald auf seine eigene Art, hinter dem Rücken des Arztes, sich auf eine angenehmere Weise selbst zu behandeln. Hierzu gehörte, dass er im nahen Dorfe elende Zuckerbäckereien ausfindig machte; wenn er beim verborgenen Ankaufe derselben betroffen wurde, machte ihn diess sehr böse, und bald fühlte er sich in einer gezwungenen, ihn anwidernden Lage, welcher zu entfliehen ihn jedoch wieder das Ehrgefühl abhielt. — Hier traf ihn nun plötzlich die Nachricht vom Tode eines reichen Onkels, welcher auch jedem Gliede von *Karl*'s nächster Familie ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Seine Mutter zeigte ihm und mir diese Verbesserung ihrer Vermögens-Umstände mit der Erklärung an, dass sie nun auch in den Stand gesetzt sei, mich regelmässig mit der, früher von den beiden Familien *Laussot* und *Ritter* mir gebotenen Subvention, für ihr Theil versorgen zu können. Somit trat ich für so lange, als ich dessen benöthigt war, mit einer Jahresrente von 800 Thalern in die Genossenschaft der Familie *Ritter* ein.

Diese ebenso erfreuliche, als neu ermuthigende Wendung, brachte sofort den Entschluss, meinen ursprünglichen Entwurf der «Nibelungen» vollständig, und ohne alle Rücksicht auf Ausführbarkeit der einzelnen Theile auf unsren Theatern, auszuarbeiten, in mir zur Reife. Hierzu war vor allen Dingen nöthig, dass ich mich von meiner Verpflichtung gegen die weimarische Theaterintendanz befreite. Bereits hatte ich von dem mir bestimmten Honorare 200 Thaler bezogen: *Karl* jubelte, als er mir diese sofort zur Verfügung stellen konnte, um sie zurück zu erstatten. Ich begleitete diese Zurücksendung an die weimarische Theaterintendanz mit der herzlichsten Anerkennung ihres Benehmens gegen mich ausserdem aber mit einem Brief an *Liszt*, in welchem ich ihm auf das allergenaueste mein grosses Vorhaben, und die inneren Nöthigungen dazu auseinandersetzte. *Liszt*'s Antwort verkündete mir nur seine Freude darüber, mich in der Lage zu wissen, an eine so ausserordentliche Arbeit gehen zu können, und schien den ganzen Plan, schon seiner überraschenden Ungewöhnlichkeit wegen, ganz meiner würdig zu halten. Nun athmete ich auch wirklich auf: denn der Gedanke, selbst den «jungen Siegfried» sofort, in der Weise und mit der Absicht, ihn alsbald mit den

gänzlich unvorbereiteten Kräften selbst des besten deutschen Theater's zur Darstellung gebracht zu sehen, liefern zu sollen, war mir, seitdem ich eine ernstere Nöthigung dazu übernommen hatte, als eine kaum mehr zu verbergende Belügung über mich selbst vorgekommen.

Jetzt ward nun auch mir der Wasserkur-Aufenthalt immer quälender; ich sehnte mich nach der Arbeit, und gerieth darüber, dass ich mir diese hier versagen musste, in eine zunehmende, endlich sogar bedenkliche Aufregung. Dass der Zweck meiner Kur gänzlich verfehlt, und sogar in eine sehr nachtheilige Wirkung umgeschlagen war, suchte ich mir zwar mit grosser Hartnäckigkeit zu verbergen: die radikalen Sekretionen waren zwar nicht eingetreten, dafür aber mein ganzer Körper in erschreckender Weise abgemagert. Ich hielt mich an dieses Ergebniss, glaubte nun genug gethan zu haben, um schöne Erfolge als Nachwirkung zu erwarten, und verliess Ende November die Anstalt, aus welcher *Müller* mir nach einigen Tagen nachfolgen, wo *Karl* aber, um konsequent zu sein, noch bis zum Eintritt einer ähnlichen schönen Wirkung, wie ich sie zu verspüren vorgab, aushalten wollte. — In Zürich erfreute mich nun die Einrichtung, welche *Minna* der, wenn auch sehr engen, neuen Stadtwohnung gegeben hatte. Ein grosser und breiter Diwan, etwas Teppich für den Fussboden, und mehrere andre Behaglichkeiten waren angeschafft worden; ich hatte in meinem Hinterzimmer über meinen ordinären Arbeitstisch von weichem Holz einen grünen Tuch-Teppich und leichte grün seidene Gardinen ringsherum durchgesetzt, welches mir und aller Welt ausserordentlich gefiel. Dieser so garnirte Tisch, an welchem ich seither stets gearbeitet, wanderte nach Jahren mit nach Paris, und gieng, als ich dieses wieder verliess, an *Blandine Ollivier*, *Liszt*'s ältere Tochter über, welche ihn von da nach *St. Tropèz* auf das Landgütchen ihres Mannes schaffen liess, wo er, wie ich vernehme, heute noch sein Dasein fristet.

Ich freute mich, meine Züricher Freunde in der, zu Besuchen auch ihnen bequemer gelegenen, neuen Wohnung wieder zu empfangen; nur verdarb ich ihnen für längere Zeit alle gastfreundschaftliche Unterhaltung durch meine leidenschaftliche Agitation für die Wasserdiät, und die damit verbundene Polemik gegen Wein und andere narkotische Getränke. Für mich war hieraus eine neue Religion entstanden: war ich z. B. von *Sulzer* und *Herwegh*, welcher Letzterer sich chemischer und physiologischer Kenntnisse rühmte, wegen der Unhaltbarkeit der *Rausse*'schen Theorie über die Gift-Eigenschaft des Weines in die Enge getrieben worden, so hielt ich mich nun an das moralisch ästhetische Motiv, welches mich im

Weingenuss ein schlechtes und barbarisches Surrogat für die nur durch die Liebe zu gewinnende extatische Stimmung erkennen liess. Ich behauptete nämlich, dass, was man im Weine suche, selbst wenn es nicht bis zum Exzess getrieben würde, doch die Tendenz der Berauschung in sich schliesse, somit einer extatischen Belebung der geistigen Kräfte, welche jedoch nur derjenige Mann in wahrhaft veredelndem Sinne an sich erfahre, der durch die Berauschung der Liebe diese Seelenkräfte abnorm aufgeregt fühle. Dieses führte denn überhaupt zu einer Kritik des modernen Verhältnisses der Geschlechter zu einander, wozu ich namentlich durch die Beobachtung der Absonderung der Männer von den Frauen, wie sie roher Weise in den Schweizerischen Gewohnheiten vorlagen, veranlasst wurde. *Sulzer* meinte, er habe gar nichts dagegen, sich durch Umgang mit Frauen berauschen zu lassen, nur «wo sie hernehmen und nicht stehlen?» *Herwegh* wollte schon mehr auf meine Paradoxen eingehen, nur meinte er, der Wein habe gar nichts damit zu thun, und sei an und für sich ein stärkendes Nahrungsmittel, welches sich andrerseits mit der Extase der Liebe sehr wohl vertrüge, wie *Anakreon* bewiese. Bei näherem Einblick in meinen Zustand erhielten jedoch meine Freunde ihrerseits Grund, über meine sonderbare und hartnäckige Extravaganz besorgt zu werden: ich war ausnehmend blass und abgemagert, schlief äusserst wenig, und verrieth in Allem eine beängstigende Aufgeregtheit. Während mir der Schlaf endlich fast gänzlich abhanden kam, blieb ich jedoch dabei, nie so heiter und gut aufgelegt gewesen zu sein wie jetzt, und setzte in grösster Winterkälte am frühesten Morgen meine kalten Bäder fort, zur Plage für meine Frau, welche mir zu der darauf nöthigen Promenade mit der Laterne auf den Weg leuchten musste.

In diesem Zustande traf mich die Ankunft der gedruckten Exemplare von «Oper und Drama», welche ich mit einer ganz exzentrischen Freude daran, mehr verschlang als las. Grossen Antheil an dieser übermässig erregten Stimmung mochte das Bewusstsein haben, mit welchem ich mir sagen konnte, dass ich nun, nach jeder Seite hin und selbst mit nothgedrungener Anerkennung *Minna*'s, meine vollkommene Losreissung von meiner bisherigen so qualvollen Laufbahn als Kapellmeister und Opernkomponist durchgesetzt hatte. Keiner forderte mehr von mir das, was vor zwei Jahren mich noch so unglücklich gemacht hatte. Namentlich auch die nun dauernd mir zugesicherte, zur Noth für mein Leben allein ausreichende Unterstützung durch die Familie *Ritter*, welche eben den Zweck hatte, mich in vollkommen freier Thätigkeit zu erhalten, trug ihr Letztes dazu bei, mir die Stimmung zu geben, in welcher ich jetzt

mit wahrem Uebermuth auf Alles, was ich nun unternehmen würde, blickte. Schienen meine Arbeitspläne für jetzt jede Möglichkeit auszuschliessen, durch sie mit unserer schlechten künstlerischen Oeffentlichkeit mich in Berührung zu setzen, so hegte ich im tiefsten Inneren doch keineswegs die Meinung, dass ich damit etwa bloss für das Papier arbeitete. Nur setzte ich voraus, dass in jener Oeffentlichkeit, wie in unsrem ganzen sozialen Leben, es sehr bald zu einem unermesslichen Umschwunge kommen werde; dem alsdann sehr schnell sich bildenden neuen Zustande und seinen wahrhaften Bedürfnissen, glaubte ich in meinen, nun mit solcher Rücksichtslosigkeit entworfenen Arbeiten gerade den rechten Stoff zuzuführen, durch welchen plötzlich ein ganz neues Verhältniss der Kunst zur Oeffentlichkeit sich herausstellen sollte. So kühne Erwartungen, über welche ich natürlich gegen keinen meiner damaligen Freunde mich eingänglicher aussprechen konnte, waren mir aus meiner Beurtheilung der damaligen Weltlage entstanden. Das allgemeine Verunglücken der politischen Bewegungen hatte mich nämlich doch nicht irre gemacht; vielmehr glaubte ich zu erkennen, dass, was sie schliesslich als so kraftlos herausgestellt habe, eben nur der nicht deutlich genug erkannte und ausgesprochene innere Grund derselben gewesen sei: als dieser stellte sich mir nun die soziale Bewegung dar, welche, trotz der politischen Niederlage, keineswegs an Energie verloren, sondern immer stärker sich ausgebreitet hatte. So beurtheilte ich das, was mir bei meinem letzten Aufenthalte in Paris zur Wahrnehmung gekommen war. Dort hatte ich unter andrem einer Wähler-Versammlung der sogenannten sozial-demokratischen Partei beigewohnt, deren ganze Haltung auf mich von grossem Eindruck geworden war; sie fand in einer provisorisch hergerichteten grossen «Salle de la Fraternité», im Faubourg St. Denis statt, und war von 6000 Männern besucht, deren würdiges Benehmen, fern von allem tumultuarischen Wesen, mir einen sehr vortheilhaften Begriff von dem konzentrirten und zuversichtlichen Bewusstsein dieser jüngsten Partei gab. Die Ansprachen der Hauptredner der damaligen äussersten Linken der «Assemblée nationale» überraschten mich sowohl durch ihren ungemeinen rhetorischen Schwung, als durch die in ihnen sich kundgebende feste Zuversicht. Da nun diese wirklich extreme Partei sich durch Alles, was gegen die herrschende Reaktion zur Opposition getrieben wurde, allmählich immer mehr verstärkte, und alle früher nur «liberalen» Elemente den Wahlprogrammen dieser sogenannten «Sozialdemokraten» offen sich anschlossen, war voraus zu sehen, dass sie, wenigstens in Paris, bei den mit dem Jahre 1852 bevorstehenden neuen Wahlen,

namentlich bei der Neuwahl des Präsidenten der Republik, das entschiedene Uebergewicht erhalten werde. Meine eigenen Annahmen hierüber wurden, wie bekannt, auch von ganz Frankreich getheilt, und dem Jahre 1852 schien die Bedeutung eines unerhörten Umschwunges beigelegt werden zu müssen, wie dieser sehr sicher namentlich auch von der Gegenpartei befürchtet wurde, welche daher dem kommenden Zustande der Dinge mit äusserstem Schrecken entgegen sah. Die übrige Lage der europäischen Staaten, in welchen jeder Aufschwung mit geistlosester Brutalität niedergehalten worden war, liess der Annahme Raum, dass eben diesem Zustande von keiner Seite lange Dauer zugesprochen werde, und Alles schien gespannt auf die grosse, mit dem nächsten Jahre bevorstehende Entscheidung zu blicken. — Mit meinem Freunde *Uhlig* hatte ich, neben der Vortrefflichkeit des Wasserkur-Systems, auch diese bedeutende Weltlage besprochen: er, der aus den Dresdener Theater- und Orchester-Proben zu mir kam, fand es ungemein schwer, so kühnen Annahmen über eine heroische Wendung der menschlichen Angelegenheiten Recht zu geben. Er versicherte mich, ich könne mir nicht vorstellen, wie erbärmlich die Menschen wären; doch betäubte ich ihn so weit, dass er das Jahr 1852 mit mir als ein mit grosser Entscheidung schwangeres in das Auge fasste. Hierauf bezog sich denn manches in unserer Korrespondenz, welche «Figaro» fleissig wieder vermittelte. Wenn wir uns über irgend eine Niederträchtigkeit zu beklagen hatten, rief ich ihm immer diese hoffnungs- und verhängnissvolle Jahreszahl zu, wobei meine Meinung sich ungefähr dahin gestaltete, dass wir längere Zeit dem erwarteten Umsturze ruhig zuzusehen hätten, um dann, wenn Alle nicht mehr wissen würden, was zu thun sei, unsrerseits erst anzufangen. Wie ernstlich dieser sonderbare Hoffnungsbau in mir sich begründet hatte, vermag ich nicht recht zu ermessen; dass an dem zuversichtlichen Uebermuthe meiner Annahmen und Behauptungen die in bedenklichem Grade gesteigerte Aufregung meiner Nerven einen grossen Antheil hatte, musste mir jedoch allerdings bald zur Einsicht kommen. Die Nachrichten vom Staatsstreiche des 2. Dezember in Paris machten auf mich den Eindruck des rein Unglaublichen: während die Welt erhalten werden zu sollen schien, ging sie mir ganz ersichtlich unter. Als sich der Erfolg davon befestigte, und das, was vorher kein Mensch für möglich gehalten hätte, mit allem Anscheine der Dauer sich begründete, wandte ich mich mit der Gleichgültigkeit, wie von einem Geheimnisse dessen Ergründung uns nicht der Mühe werth dünkt, von der Erforschung dieser räthselhaften Welt ab. Mit scherzhafter Reminiscenz an unsre frühere Hoffnung auf das

Jahr 1852, veranlasste ich nun für meine Korrespondenz mit *Uhlig*, dass wir dieses Jahr als nicht eingetreten betrachten, und immer fort aus dem Dezember 51 datirten, welcher Monat auf diese Weise hierbei eine unerhörte Ausdehnung erhielt.

Bald bemächtigte sich meiner eine ausserordentliche Niedergeschlagenheit, in welcher sich die Enttäuschung über den äusseren Verlauf der Weltgeschicke auf sonderbare Weise mit der, jetzt bei mir eintretenden Reaktion gegen die Uebertreibungen der Wasserkur in Bezug auf meinen Gesundheitszustand, zugleich zur Geltung brachte. Nach jener Seite zu erkannte ich nun die triumphirende Wiederkehr aller der ernüchternden, jede höhere Hoffnung ausschliessenden Erscheinungen im Kulturleben, von denen die Erschütterungen der letzten Jahre uns für immer befreit zu haben schienen. Ich sagte die Zeit voraus, wo es bald wieder so elend bei uns hergehen würde, dass ein erscheinendes neues Buch von *Heinrich Heine* als aufregendes Ferment begrüsst würde: als wirklich nach einiger Zeit der «*Romancero*» dieses, zuletzt ganz in Unbeachtung gefallenen Dichter's mit dem vollen altgewohnten Aufsehen wieder die Journale alamirte, musste ich laut lachen; wirklich gehöre ich zu den, wahrscheinlich sehr wenigen, gebildeten Deutschen, welche dieses Buch, das übrigens viele Verdienste haben soll, nie aufgeschlagen haben. Dagegen erhielt ich nun Ursache, meinem beängstigenden physischen Zustande eine ernstlichere Aufmerksamkeit zu widmen, welche mich für jetzt zu einer nothgedrungenen gänzlichen Umkehr in meinem bisherigen Verfahren gelangen liess.

Diese Umkehr gieng jedoch nur sehr allmählich, und unter besondrer Einwirkung meiner Freunde vor sich. Der Kreis derselben hatte sich mit dem Eintritte dieses Winters vermehrt, wiewohl *Karl Ritter*, welcher acht Tage nach mir ebenfalls von Albisbrunnen geflüchtet, und dann eine Niederlassung in meiner Nähe versucht hatte, alsbald nach Dresden sich wandte, da er in Zürich offenbar für seine Jugend zu wenig Anregung fand. Dagegen suchte eine in Zürich seit kurzem niedergelassene Familie *Wesendonck* meine Bekanntschaft, wozu es in derselben Wohnung der «hinteren Escherhäuser», in welcher ich meine erste Züricher Niederlassung versucht hatte, auf Anlass des nach mir dort eingezogenen, von der Dresdener Revolution her mir wohl bekannten *Marschall von Bieberstein*, kam. Ich entsinne mich, an dem Abende dieser Gesellschaft meine damalige unmässige Aufgeregtheit in einer Diskussion mit dem Professor *Osenbrück* ganz besonders zur Schau getragen zu haben: ich reizte diesen Mann über der Abendmahlzeit durch meine leidenschaftlich fest gehal-

tenen Paradoxen zu einem wahren Abscheu gegen mich auf; denn er vermied seitdem mit grösster Aengstlichkeit jede Begegnung mit mir. Meine hierbei angeknüpfte Bekanntschaft mit *Wesendonck*'s erschloss mir zunächst das freundliche Behagen eines Hauses, welches sich vor den sonstigen Züricher Hausständen vortheilhaft auszeichnete. Herr *Otto Wesendonck,* um einige Jahre jünger als ich, hatte durch Theilnahme an einem grossen New-Yorker Seidengeschäft sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, und schien für seine Lebensentschlüsse sich gänzlich nach den Neigungen seiner, seit wenigen Jahren mit ihm vermählten jungen Frau zu richten. Beide stammten vom Niederrhein her, und trugen das freundliche blonde Gepräge dieses Landes. In der Nöthigung, sich an einem dem New-Yorker Geschäft förderlichen Orte Europa's zu fixiren, hatte er zunächst Zürich, vermutlich seines deutschen Elementes wegen, vor Lyon den Vorzug gegeben. Beide hatten im vergangenen Winter der Aufführung einer *Beethoven*'schen Symphonie unter meiner Direktion beigewohnt, und bei dem Aufsehen, welches diese Leistung in Zürich hervorrief, schien es ihnen für ihre neue Niederlassung wünschenswerth zu dünken, mich für ihren Umgang zu gewinnen.

Auch diesen Winter liess ich mich bestimmen, von Neujahr an in drei Konzerten der Musikgesellschaft, unter den für diese Gelegenheit nun im Voraus angenommenen Bedingungen, einzelne ausgezeichnete Musikstücke dem verstärkten Orchester einzuüben und zu dirigiren. Grosse Freude machte es mir selbst das eine Mal die *Beethoven*'sche Musik zum «Egmont» mit grosser Sorgsamkeit vortragen zu lassen. Da *Herwegh* so gern etwas von meiner Musik zu hören wünschte, führte ich, wie ich diess ausdrücklich versicherte, ihm ganz besonders zu Liebe auch die *Tannhäuser*-Ouvertüre auf, und verfasste für diese Gelegenheit ein besonderes, ihrem Verständnisse dienendes Programm. Auch gelang mir eine vorzügliche Aufführung der *Koriolan*-Ouvertüre, zu welcher ich ebenfalls ein erläuterndes Programm verfasste. Diess Alles ward von meinen Bekannten mit grosser Theilnahme aufgenommen, so dass ich, hiervon verführt, endlich selbst den Bitten des damaligen Theaterdirektor's *Löwe,* welcher eine Aufführung des «fliegenden Holländer's» wünschte, um meiner Freunde Willen nachgab, und dadurch mich zu einem höchst widerwärtigen, wenn auch nur gelegentlichen, Befassen mit einer Theatertruppe bestimmen liess. Allerdings wirkte auch humane Rücksicht hierbei mit: denn es galt dem Benefize eines jungen Kapellmeisters *Schöneck,* welcher mich wirklich für sein unleugbares Musikdirigenten-Talent gewonnen hatte.

Die Anstrengung welche mich dieser Ausflug in die mir ganz entwohnt gewordenen Regionen des Opernprobirens u. s. w. kostete, trug nicht wenig zur Steigerung meines überreizten Gesundheitszustandes bei, so dass ich nun, auf das äusserste gepeinigt, meinen radikalen Gesinnungen im Betreff der Aerzte untreu wurde, und auf besondere Empfehlung *Wesendonck's* mich dem D[r] *Rahn-Escher* anvertraute, welcher durch sein gemüthliches Benehmen und sanft beruhigendes Verfahren mit der Zeit mich in ein neues und erträgliches Geleis überführte.

Ich sehnte mich endlich nur dahin zu gelangen, die Vollendung meines kombinirten *Nibelungen*-Gedichtes in Angriff nehmen zu können. Ehe ich aber ernstlich dazu Muth fasste, glaubte ich den Frühling erwarten zu müssen, und verbrachte zunächst meine Zeit noch mit einigen kleineren Arbeiten, unter welchen ein für die Veröffentlichung bestimmter Brief an *Liszt* über die «Goethe-Stiftung», mit der Darlegung meiner Ideen über die Nothwendigkeit der Gründung eines deutschen Original-Theater's, so wie eines zweiten Schreibens an *Franz Brendel* über die, nach meiner Meinung zu befolgende Tendenz einer Zeitschrift für Musik, zu gedenken ist. — Ich entsinne mich auch eines Besuches *Henri Vieuxtemps'*, welcher in *Belloni's* Begleitung nach Zürich kam, um dort ein Konzert zu geben, und nochmals seit jener früheren Pariser Zeit eines Abends meine Freunde durch sein Violinspiel erfreute. — Mit dem Herannahen des Frühlings überraschte mich auch ein Besuch *Hermann Franck's*, mit welchem ich ein interessantes Gespräch über die vergangenen Welt-Ereignisse hatte, während welcher er mir gänzlich aus den Augen verschwunden war. In seiner ruhigen Weise äusserte er mir sein Befremden über die Leidenschaftlichkeit, mit der ich mich in den Dresdener Aufstand verwickelt hätte; da ich verwunderungsvoll seinen Ausdruck missverstand, erläuterte er ihn dahin, dass er mir wohl Wärme und Begeisterung für alles Mögliche, nur nicht die Unbesonnenheit, an so nichtigen Unternehmungen mich zu betheiligen, zugetraut hätte. Ich erfuhr nun, welches die allgemein herrschende Meinung über diese unerhört verleumdeten Vorgänge in Deutschland war, und konnte namentlich im Betreff meines armen Freundes *Röckel* zur Aufdeckung der auf ihm lastenden Verleumdungen, welche ihn sogar als einen elenden feigen Wicht darstellten, genügend beitragen, um so zu meiner wahren Befriedigung auch *Franck* eine andere Meinung hierüber beizubringen, wofür er mir seine aufrichtige Erkenntlichkeit kundgab. Mit *Röckel* selbst, der seit länger zu lebenslänglichem Zuchthaus «begnadigt» war, unterhielt ich zu Zeiten einen, wie nicht anders möglich, offenen Briefwechsel, dessen Charakter sich bald dahin

bestimmte, dass ich, namentlich bei seiner kräftigen, ja heiteren Ausdauer in seinem Zwangs-Zustande, ihn für glücklicher halten musste, als mich in meiner, durch den hoffnungslosesten Blick in alle meine Lebenszustände getrübten, Freiheit.

Endlich kam der Mai heran. Ich verlangte nach Land-Aufenthalt, um meine abgespannten Nerven zu kräftigen, und endlich an die Ausführung meiner dichterischen Pläne zu gehen. Wir fanden, auf halber Höhe des nicht weit von unserer Wohnung gelegenen Zürich-Berges, in dem *Rinderknecht*'schen Gute ein erträgliches Unterkommen, und konnten bereits am 22. Mai meinen 39. Geburtstag durch ein ländliches Mahl in freier Luft, mit offener Aussicht auf den See und die fernen Alpen, begehen. Leider stellte sich aber bald, fast für die ganze Sommerzeit, andauerndes Regenwetter ein, gegen dessen üble Einwirkung auf meine Stimmung ich mit grosser Mühe anzukämpfen hatte. Doch ging ich nun alsbald an die Arbeit, und, wie ich meinen grossen Plan von hinten an auszuführen begonnen hatte, fuhr ich nun auch in dieser Richtung mich erhaltend, nach dem Anfange vordringend, fort, so dass ich nun, nachdem «Siegfried's Tod» und «der junge Siegfried» vollendet waren, das erste der Hauptstücke, die *Walküre*, zunächst ausarbeitete, um diesem erst schliesslich das einleitende Vorspiel, «das Rheingold» folgen zu lassen. Das Gedicht der «Walküre» führte ich unter solchen Umständen bis Ende Juni aus. — Nebenbei verfasste ich hier die Widmung der Partitur meines «Lohengrin» an *Liszt*, so wie eine gereimte Zurechtweisung eines unberufenen Kritiker's meines «fliegenden Holländer's» in einem Schweizer Blatte. — Ausserdem verfolgte mich in diese ländliche Zurückgezogenheit eine sehr widerwärtige, *Georg Herwegh* betreffende Angelegenheit, da sich eines Tages ein Herr *Haug*, welcher sich als ehemaliger «römischer General» von *Mazzini*'s Zeiten her zu erkennen gab, bei mir einführte, um im Interesse einer, wie es hiess, von dem «unglücklichen Lyriker» tief beleidigten Familie eine Art Verschwörung gegen diesen einzuleiten, wofür er jedoch von mir hülflos abgewiesen wurde. Angenehmer hiergegen war der andauernde Besuch *Julien*'s, der ältesten Tochter meiner verehrten Freundin *Ritter*, welche mit dem jungen Dresdener Kammermusikus *Kummer* sich vermählt hatte, und mit diesem, dessen Gesundheit gänzlich untergraben schien, eines berühmten Wasserarztes wegen, welcher einige Stunden von Zürich sein Wesen trieb, sich zu uns gewandt hatte. Ich hatte hier bereits nun Gelegenheit, gegen diese Wasserkur zu polemisiren, was bei meinen jungen Freunden, welche mich für einen «Enragé» hielten, grosse Betroffenheit hervorrief. Doch überliessen wir

den Kammermusikus seinem Schicksale, und erfreuten uns dagegen der bei uns auf dem *Rinderknecht*'schen Gute längere Zeit verweilenden, sehr liebenswürdigen und angenehmen jungen Freundin.

Mit dem Gelingen meiner Arbeit zufrieden, kehrten wir endlich, der unerhört andauernden kalten und regnerischen Witterung wegen, mit Ende Juni in die behaglichere Stadtwohnung zurück, wo ich beschloss den Eintritt einer eigentlichen Sommerwitterung abzuwarten, um dann eine grössere Fussreise über die Alpen, von der ich mir eine vortheilhafte Wirkung auf meine Gesundheit erwartete, anzutreten. *Herwegh* hatte mir versprochen, mich zu begleiten; da er aber, wie es schien, in widerlicher Weise noch abgehalten war, machte ich mich Mitte July allein auf den Weg, um unserer Abmachung gemäss von meinem Reisegenossen im Wallis erst eingeholt zu werden. Von *Alpnacht* am Vierwaldstättersee aus, trat ich die streng zu Fuss eingehaltene Wanderung an, und zwar nach einem Plane, welcher aus den Hauptpunkten des Berner Oberlandes mir besondere, weniger betretene Pfade durch die Alpenwelt anwies. Ich verfuhr hierbei ziemlich gründlich, indem ich z. B. im Berner Oberland auch das damals noch beschwerliche «Faulhorn» besuchte. Durch das *Hasli*-Thal im *Grimsel*-Hospital angelangt, befrug ich den Wirth desselben, einen stattlichen Mann, wegen der Besteigung des «Siedelhornes». Er empfahl mir als Führer hierzu einen seiner Knechte, einen übel aussehenden rohen Menschen, welcher, indem er die Schneefelder nicht in den üblichen Zackenpfaden, sondern in gerader Linie mich führte, den Verdacht in mir erweckte, dass er es auf meine Ermüdung abgesehen habe. Auf der Höhe des *Siedelhornes* erfreute mich einerseits der Einblick in die innere Welt der sonst nur in ihren äusseren Formen uns zugekehrten Riesen des Oberlandes, so wie andrerseits der plötzlich sich darbietende Ueberblick der italienischen Alpen mit dem *Mont-Blanc* und dem *Monte-Rosa.* Ich hatte nicht verfehlt mir ein kleines Fläschchen Champagner mitzunehmen, um es dem Fürsten *Pückler* bei seiner Besteigung des *Snowdon* nachzumachen; nur fiel mir Niemand ein, auf dessen Wohl ich zu trinken hätte. Nun ging es wieder über Schneefelder hinab, über welche mein Führer mit rasender Schnelligkeit auf seinem Alp-Stocke dahin glitt. Ich begnügte mich damit, in mässigerer Eile auf den Fusshacken vorsichtiger mich hinabzulassen. In der höchsten Ermüdung gelangte ich Abends nach *Obergestelen,* wo ich mich zwei Tage ausruhte, und der Uebereinkunft nach auf *Herwegh* wartete. Statt seiner traf aber nur ein Brief von ihm ein, der mich gewaltsam aus meinen Alpeneindrücken in die unangenehme bürgerliche Lage hinabzog, in welcher

der Unglückliche in Folge der angedeuteten Störungen sich befand. Er befürchtete nämlich, ich hätte mich durch seinen Gegner einnehmen und dadurch zu einem unfreundschaftlichen Urtheil über ihn verleiten lassen. Ich meldete ihm, er möge sich hierüber keine grauen Haare wachsen lassen, und in der italienischen Schweiz möglichst noch mit mir zusammentreffen. So machte ich mich denn mit meinem unheimlichen Führer allein zur Besteigung des *Gries-Gletscher*'s und der Wanderung über dessen Pass nach der Südseite der Alpen auf. Bei dem Aufsteigen bot sich mir ein lange währender höchst trauriger Anblick dar: unter den Küh-Heerden der Hoch-Alpen war die Klauen-Seuche ausgebrochen, und zahlreiche Schaaren davon zogen in langen Reihen an mir zur nothwendigen Pflege nach den Thälern herab. Die Kühe waren auf das Aeusserste abgemagert, so dass sie Skeletten glichen, und schlichen jammervoll mühselig dahin; wie mit einer unbegreiflichen Schadenfreude schien die prächtige Umgebung mit der üppigen Weide auf diese traurige Flucht aus ihr hinzublicken. Am Fusse des steil aufsteigenden Gletscher-Abfalls kam ich in so gänzlich niedergeschlagener Stimmung an, und fühlte meine Nerven so übermässig abgespannt, dass ich erklärte umkehren zu wollen. Ich erfuhr hierüber die rohe Verhöhnung meines Führers, der mich über meine Weichlichkeit zu verspotten schien. Der Aerger darob spannte meine Nerven an, und sofort machte ich mich auf, die steilen Eiswände in grösster Schnelligkeit hinaufzuklimmen, so dass *er* es diesmal war, welcher mir schwer nachkam. Die fast zwei Stunden andauernde Wanderung über den Rücken des Gletscher's hin vollbrachten wir unter Schwierigkeiten, welche selbst den Grimsel-Knecht wenigstens um *sich* besorgt machten. Es war frischer Schnee gefallen, welcher die Eis-Schründe oberflächlich verdeckte, und demnach gefährliche Stellen nicht genau erkennen liess. Hier musste der Führer gehörig vorangehen, um die Pfade genau zu recognosciren. Endlich gelangten wir an die Oeffnung des Hochthales nach dem *Formazza*-Thale zu, nach welchem zunächst wiederum ein jäher Abfall von Schnee und Eis führte. Hier begann mein Führer wieder sein verwogenes Spiel, indem er mich, statt im sicheren Zick-Zack, abermals in gerader Linie über die jähesten Abhänge geleitete; da wir auf diese Weise an ein so steiles Geröllfeld gelangten, dass ich einer unausweichlichen Gefahr entgegensah, bedeutete ich meinen Geleiter auf das Ernstlichste, und zwang ihn eine grosse Strecke mit mir zurück zu gehen, um auf einen von mir erspähten minder jähen Pfad zu gelangen. Unwirsch musste er einwilligen. Sehr ergreifend war für mich nun bei meinem Heraustreten aus der starren Wildniss die erste Berührung mit der Kultur.

Die erste dem Vieh wieder zugängliche dürftige Weide-Stelle hiess die *Bettel-Matt,* und der erste Mensch der uns begegnete war ein Murmelthier-Jäger. Bald belebte sich die Wildniss aber durch die ungeheuere Wirkung des herabstürzenden Bergflusses der *Tosa,* welcher an einer Stelle einen in drei weiten Absätzen sich brechenden Wasserfall von überwältigender Schönheit bietet. Nachdem, beim unablässigen Hinabsteigen, das Moos und die Flechten sich zu Gras und Wiese, das Knieholz zu immer aufrechteren Kiefern und Fichten, umgewandelt hatten, gelangten wir endlich in immer traulicherer Thalgegend nach dem heutigen Ziel unsrer Wanderung, dem Dorfe *Pommath,* von der italienischen Bevölkerung *Formazza* genannt. Hier galt es denn wirklich zum ersten Mal in meinem Leben Murmelthier-Braten zu essen. Von grösster Ermüdung durch wenigen Schlaf nur ungenügend gestärkt, machte ich mich am andren Morgen allein auf die weitere Wanderung das Thal abwärts, nachdem ich meinen Führer ausgelohnt und auf den Heimweg geschickt hatte. Dass ich unter der Obhut dieses Menschen in wirklicher Lebensgefahr gewesen war, erfuhr ich erst im November dieses Jahres, als die ganze Schweiz von der Nachricht alamirt wurde, dass das Grimsel-Spital abgebrannt, und Niemand anders als der Wirth desselben, welcher dadurch von den Gemeinden die Erneuerung des Pacht-Vertrages für die Grimsel-Wirthschaft sich zu ertrotzen hoffte, in Brand gesteckt worden war. Er selbst hatte sofort bei der Entdeckung seines Verbrechens in dem kleinen See, an dessen Ufern das Spital liegt, sich ertränkt; der Knecht aber, welchen er zu der Brandlegung erkauft hatte, war festgenommen, und zur Strafe abgeführt worden. Ich erfuhr aus dessen Namen, dass es derselbe war, welchen der vorsorgliche Grimsel-Wirth mir zu meiner einsamen Wanderung über denselben Gletscher-Pass mitgegeben hatte, auf welchem, wie ich nun ebenfalls erfuhr, zwei Frankfurter Reisende nicht lange vor mir verunglückt und umgekommen waren: so dass ich denn abermals Gelegenheit hatte, mich als auf besondere Weise einer drohenden Todesgefahr entgangen zu betrachten.

Unvergesslich sind mir nun die Eindrücke der Wanderung durch das immer tiefer sich senkende Thal geblieben. Namentlich überraschte mich die plötzlich sich erschliessende südliche Vegetation, nachdem ich durch einen engen Felsenpass, in welchen die *Tosa* sich zusammendrängte, steil herabgestiegen war. Bei heisser Sonnengluth gelangte ich am Nachmittage nach *Domodossola;* und hier erinnerte ich mich eines hübschen, mit Platen'scher Feinheit ausgeführten Lustspieles, welches noch in Dresden von einem mir unbekannt gebliebenen Verfasser durch

Eduard Devrient mir mitgetheilt worden war, und welches in *Domodossola,* unter den Eindrücken des Herabgelangens aus der nördlichen Alpenwelt in das plötzlich sich erschliessende Italien, wie ich sie so eben selbst empfand, spielte. Eben so unvergesslich ist mir ein hier, ziemlich naïv, aber äusserst behaglich servirtes erstes Dîner *à l'italiana* verblieben. Da ich zu ermüdet war um diesen Tag noch weiter zu wandern, dennoch aber mit Ungeduld an die Ufer des *Lago Maggiore* zu gelangen trachtete, versorgte ich mich hier mit einem Einspänner, der mich bis zur Nacht noch nach *Baveno* bringen sollte. Ich fühlte mich so glücklich, als ich in meinem Wäglein dahinrollte, dass ich mich der Rücksichtslosigkeit schuldig machte, einem Offizier, welcher durch den Veturino mich um die Erlaubniss, mir Gesellschaft zu leisten, angehen liess, barsch sein Gesuch abzuschlagen. In den hübschen Orten, durch welche ich nun gelangte, erfreute mich die Zierlichkeit der Häuserdekorationen, sowie die angenehme Physiognomie der Menschen. Eine junge Mutter, welche ihr Kind auf dem Arme, und an einer Spindel spinnend, trällernd dahinschlenderte, blieb auf mich ebenfalls von unvergesslichem Eindrucke. Kurz nach Sonnenuntergang gewann ich noch den Anblick der aus dem *Lago Maggiore* anmuthig aufsteigenden *Borromeischen* Inseln, und konnte nun wieder vor Freude über das morgen zu Erlebende nicht schlafen. Der Besuch der Inseln selbst entzückte mich des andren Tages so sehr, dass ich nicht recht begreifen konnte, wie ich zu so etwas Anmuthigem käme, und was ich damit anfangen sollte. Mit dem Gefühle, als müsse ich jetzt vor etwas fliehen, wohin ich nicht gehöre, verliess ich nach dem einen Tage den Ort, um den *Lago Maggiore* aufwärts, über *Locarno* nach *Bellinzona* wieder in das eidgenössische Gebiet, und von da nach *Lugano* mich zu wenden, wo ich, meinem ersten Reiseplane gemäss, mich länger aufzuhalten gedachte. Hier litt ich nun bald unter einer unerträglichen Hitze; selbst die Bäder im ganz durchglühten See boten keine Erfrischung mehr. In einem palastähnlichen Gebäude, welches im Winter die Regierung des Cantons Tessin beherbergte, im Sommer aber zum Gasthofe diente, war ich zwar, sobald ich von dem schmutzigen Mobiliar, unter welchem auch das «Denksopha» aus den «Wolken» des *Aristophanes* figurirte, absah, recht stattlich logirt. Doch stellte sich nun wieder der Zustand bei mir ein, unter welchem ich so lange gelitten, und welcher zwischen äusserster Abspannung und Aufregung der Nerven mich so wenig zur Ruhe kommen liess, wie es gewöhnlich mir erging, so oft ich mir in meinem Leben auf eine angenehme Weise zu faulenzen vorgenommen hatte. Ich hatte mir Lektüre mitgenommen, und namentlich

sollte *Byron* die Kosten meiner Unterhaltung tragen. Ich musste mich leider sehr dazu zwingen, Genuss an ihm zu finden, was endlich im weiteren Verlaufe des *Don Juan* mir immer schwerer fiel. Nach wenigen Tagen schon begriff ich nicht, was ich hier wollte, als plötzlich *Herwegh* mir meldete, dass er mich mit mehreren Freunden hier aufsuchen werde. Ein wunderlicher Instinkt trieb mich, sogleich meiner Frau zu telegraphiren, sie möge ebenfalls herzukommen. Sie gehorchte meinem Rufe mit überraschender Schnelligkeit, und traf mit der Post über den Gotthard unvermuthet in später Nacht ein. Ihre Ermüdung war so gross, dass sie auf dem «Denk-Sopha» sofort in einen Schlaf versank, welchen ein Gewitter von solcher Heftigkeit, wie ich es nie wieder erlebt habe, nicht zu erschüttern vermochte. Am Morgen traf denn auch wirklich meine Züricher Freundschaft ein.

Der Hauptgenosse *Herwegh*'s war D[r] *François Wille*. Diesen hatte ich schon vor längerer Zeit zum ersten Male bei *Herwegh* kennen gelernt: er zeichnete sich durch ein in Studenten-Duellen zerfetztes Gesicht aus, ausserdem durch eine zuversichtliche Neigung zu witzigen, drastischen Bemerkungen. Seit kurzem hatte er sich bei *Meilen* am Züricher-See niedergelassen, und mich mit *Herwegh* öfter veranlasst ihn dort zu besuchen. Wir trafen da die Gewohnheiten einer Hamburger Familie an, welche durch seine Frau, eine Tochter des reichen Schiffsrheders *Sloman*, in ziemlicher Wohlhabenheit erhalten wurde. Während er eigentlich immer Student blieb, hatte er früher doch Gelegenheit gewonnen, durch die Redaktion einer Hamburger politischen Zeitung sich Beachtung und zahlreiche Bekanntschaft zu verschaffen. Er wusste ausserordentlich viel zu erzählen, und galt dadurch für unterhaltend. Jetzt hatte er, so schien es, sich *Herwegh*'s angenommen, um ihn aus seiner üblen Stimmung und seiner Unschlüssigkeit im Betreff der anzutretenden Alpenwanderung zu reissen, und sich mit einem Professor *Eichelberger* selbst zu Fuss über den Gotthard aufgemacht, was *Herwegh* übermässig empört hatte, da er erklären zu dürfen glaubte, dass Fusswanderungen nur da angewandt wären, wo man nicht fahren könne, nicht aber auf solchen Kunststrassen. Nach einem Ausfluge in die Umgegend von *Lugano*, auf welchem ich Gelegenheit hatte, des unangenehmen Eindruckes der kindischen Kirchglockenspiele, wie sie in Italien so allgemein sind, inne zu werden, überredete ich die Gesellschaft, mir nach den Borromeischen Inseln zu folgen, wohin es mich noch einmal einzig verlangte. Während der Dampfschifffahrt auf dem Lago Maggiore trafen wir einen schmächtigen Herrn mit langem Husaren-Schnurrbart an, den wir scherzhaft unter

uns für den General *Haynau* ausgaben, und als solchen, ebenfalls zu unserer Belustigung, mistrauisch behandelten. Bald entdeckte er sich als ein äusserst gutmüthiger hannöverischer Edelmann, welcher zu seinem Vergnügen lange Italien bereist hatte, und vieles Nützliche im Bezug auf den Verkehr mit Italienern uns mittheilen konnte. Seine Empfehlung nützte uns sehr für den Besuch der Borromeischen Inseln, von welchen aus meine Bekannten sich von mir und meiner Frau trennten, um auf dem nächsten Wege zurück zu reisen, während wir über den *Simplon* und durch das *Wallis* noch nach *Chamounix* uns wenden wollten.

Die Ermüdung, welche mich bisher mein Ausflug gekostet hatte, sagte mir nämlich, dass ich sobald zu einem ähnlichen Unternehmen mich nicht wieder aufmachen würde, und es drängte mich daher, das Sehenswürdigste der Schweiz bei dieser Gelegenheit vollends in Augenschein zu nehmen. Ueberhaupt war ich aber wohl, wie seit längerer Zeit es mit mir stand, in der Stimmung, mir durch einen neuen äusseren Eindruck eine bedeutende Wirkung auf mich zu erwarten. Deshalb wollte ich den *Mont-blanc* nicht vorbeigehen lassen. Sein Anblick ward mit grossen Beschwerden erkauft, unter welchen eine nächtliche Ankunft in *Martigny* zu nennen ist, wo in Folge grosser Ueberfüllung der Gasthöfe allseitig die Unterkunft verweigert wurde, und wir nur, mit Benutzung des Liebesverhältnisses eines Postillon's zu einem Dienstmädchen, widerrechtlich in einer für diese Nacht von der Herrschaft verlassenen Privatwohnung ein Obdach fanden. Im *Chamounix-Thal* besuchten wir pflichtgemäss das sogenannte «Eismeer» und die «Flégère», von welcher aus auch mich der Anblick des *Mont-blanc* allerdings bedeutend anregte. Meine Phantasie beschäftigte sich jedoch weniger mit der Besteigung dieses Gipfels, als vielmehr mit einer Ueberschreitung des *Col des géants*, indem mich weniger die zu erreichende grosse Höhe, als die andauernd erhabene Oede auf dieser letzteren Wanderung anzog. Ich nährte längere Zeit den Vorsatz, ein solches einziges Abenteuer noch einmal zu bestehen. Beim Herabsteigen von der «Flégère» verrenkte *Minna* bei einem Falle sich den Fuss, davon die schmerzlichsten Folgen uns von jetzt an von jeder weiteren Unternehmung zurück hielten; wogegen wir nun die Heimreise über *Genf* zu beschleunigen uns genöthigt sahen.

Auch von diesem bedeutenderen und grossartigeren Ausfluge, fast dem einzigen den ich je rein zu meiner Erholung unternommen hatte, kehrte ich mit einem seltsam unbefriedigten Gefühle zurück, und immer verblieb mir noch die Sucht nach etwas in der Ferne, was mich entschei-

dend bestimmen, und meinem Leben eine neue Wendung geben sollte. — Dafür traf ich zu Hause die Anzeigen einer anderweitigen neuen Wendung meiner Lebens-Schicksale an. Es waren diess Nachfragen und Bestellungen verschiedener deutscher Theater, welche den *Tannhäuser* geben wollten. Zuerst war es das Schweriner Hof-Theater, welches sich dafür meldete; die jüngste Schwester *Röckel*'s, welche nach einiger Zeit den mir aus meiner frühesten Jugend her bekannten Schauspieler *Moritz* heirathete, und jetzt als jugendliche Sängerin aus dem Lande ihrer Erziehung, England, nach Deutschland gekommen war, hatte, wie Anderen, so auch einem ehrlichen Angestellten jenes Theaters, dem Rentanten *Stocks* so enthusiastisch von dem in Weimar empfangenen Eindruck des Tannhäuser's auf sie erzählt, dass dieser für sich die Oper eifrigst studirt, und nun die Direktion des Theaters angetrieben hatte, die Aufführung derselben in Angriff zu nehmen. Bald meldeten sich auch die Theater von *Breslau, Prag* und *Wiesbaden*, an welchem letzteren mein Jugendfreund *Louis Schindelmeisser* als Kapellmeister fungirte. Diesen folgten in kurzer Zeit noch andere Theater; am meisten überraschte es mich aber, als sogar das Berliner Hoftheater durch seinen neuen Intendanten, Herrn *von Hülsen*, darum nachfrug. Im Betreff dieses letzteren Ereignisses durfte ich wohl annehmen, dass die damalige *Prinzessin von Preussen* welche durch meine treue Freundin *Frommann* mir immer in Gewogenheit erhalten worden, namentlich aber durch die Weimarische Aufführung des «Tannhäuser» dafür neuerdings kräftig angeregt worden war, zu diesem unerwarteten Entgegenkommen Veranlassung gegeben hatte.

Während mich die Bestellungen der kleineren Theater sehr erfreuten, beängstigte mich die der grössten deutschen Bühne. An jenen wusste ich nämlich mir ergebene und eifrige Kapellmeister, welche jedenfalls den Wunsch der Aufführung meiner Oper selbst angeregt hatten; in Berlin dagegen stand es anders. Zu dem mir von früher her bekannt gewordenen, sehr talentlosen und dabei sehr eitlen Kapellmeister *Taubert*, war dort nur noch der aus allerfrühester Zeit, so wie später aus Riga, schliesslich unter sehr üblen Umständen, mir im Gedächtniss gebliebene *Heinrich Dorn* als Kapellmeister angestellt. Mit keinem dieser Beiden fühlte ich weder Neigung, noch ersah ich die Möglichkeit, über mein Werk zu verkehren, und aus meiner Kenntniss ihrer Fähigkeiten, so wie ihres üblen Willen's, erhielt ich vollen Grund, eine erfolgreiche Aufführung meiner Oper unter ihrer Leitung zu bezweifeln. Da ich nun selbst als Exilirter nicht nach Berlin gehen konnte, um den Geist der Aufführung

meines Werkes zu überwachen, erbat ich mir sofort von *Liszt* die Erlaubniss, ihn als meinen Stellvertreter und *alter ego* in Berlin vorschlagen zu dürfen, wozu er mir willig beistimmte. Als ich demnach die Berufung *Liszt*'s zur Bedingung machte, ward jedoch von Seiten des Berliner Generalintendanten der Einspruch erhoben, dass die Berufung eines «weimarischen» Kapellmeister's als gröbliche Beleidigung der preussischen Hofkapellmeister erscheinen müsste, und ich demnach von dieser Bedingung abzusehen hätte. Hieraus entspann sich ein umständlicher Transactionsversuch, welcher damit endigte, dass die Aufführung des «Tannhäuser» in Berlin für jetzt auf längere Zeit unterblieb.

Während von nun an jedoch mit wachsender Schnelle der «Tannhäuser» sich über die mittleren deutschen Theater verbreitete, fasste mich vor dem Geiste dieser Aufführungen, über deren Charakter ich nie zu vollkommener Klarheit gelangen konnte, grosse Besorgniss. Da meine Anwesenheit überall verwehrt war, griff ich somit dazu, durch eine sehr ausführliche Abhandlung, welche als Anleitung zur Aufführung meines Werkes dienen sollte, für das richtige Verständniss der von mir gestellten Aufgabe zu sorgen. Ich liess diese ziemlich umfangreiche Arbeit auf meine Kosten in eleganter Ausstattung drucken, und übersandte an jedes Theater, welches die Partitur bestellte, eine grössere Anzahl von Exemplaren davon, mit der Bestimmung, dem Kapellmeister, dem Regisseur, und den Hauptdarstellern zur Beachtung und Befolgung zugetheilt werden zu sollen. Ich habe im Laufe der Zeit auch nicht von einem einzigen Menschen erfahren, welcher diese Anleitung gelesen, oder gar befolgt hätte. Da mir im Jahre 1864 durch meine sorgsame Vertheilung der Brochüre alle Exemplare davon ausgegangen waren, fand ich dagegen zu meiner grössten Freude sämmtliche dereinst dem Münchener Hoftheater übersandten Exemplare gänzlich unberührt im Archive desselben verwahrt, wodurch ich in die angenehme Lage gerieth, dem Könige von Bayern, welcher darnach verlangte, einigen Freunden und mir selbst, von der verloren gegangenen Schrift wieder Kenntniss zu verschaffen.

Es war ein sonderbares Schicksal, dass die sich jetzt anmeldende Verbreitung meiner Oper auf den deutschen Theatern mit meinem, nun der Ausführung zureifendem, Entschlusse zu einer Arbeit zusammenfiel, für deren Konzeption mich die Nöthigung zur vollkommensten Rücksichtslosigkeit auf unsere Theater so entscheidend mit bestimmt hatte; doch wirkte jene bisher so wenig erwartete Wendung in keiner Weise auf meine Stimmung zu dieser Arbeit. Durch das Festhalten

meines Planes gewann ich vielmehr die Ruhe, nach jener andren Seite hin Alles eben nur seinen Gang gehen zu lassen, ohne im mindesten zu den Aufführungen selbst Anregung zu geben. So liess ich nur gewähren, sah verwunderungsvoll zu, wenn ich stets nur von guten Erfolgen hörte; liess mich aber durch keinen derselben zu einer Aenderung meines Urtheil's über unser Theater im Allgemeinen, und die Oper im Besondren, verleiten. Ich blieb unerschüttert bei dem Vorsatze, meine Nibelungen-Dramen in der Weise auszuführen, als ob das heutige Operntheater gar nicht bestünde, dagegen das von mir gedachte ideale Theater ganz nothwendig dereinst mir erstehen würde. So verfasste ich denn noch im Oktober und November dieses Jahres die Dichtung des «Rheingold's», womit ich den ganzen Cyclus des von mir entworfenen Nibelungenmythos nach vorn zum Abschluss brachte. Zugleich aber arbeitete ich den «jungen Siegfried» und namentlich «Siegfried's Tod» in der Weise um, dass sie nun in das richtige Verhältniss zum Ganzen traten, wodurch namentlich das letzte Stück solche bedeutende Erweiterungen, wie sie jetzt der unverhohlener dargelegten Bedeutung des Ganzen entsprachen, erhielt. Demnach hatte ich auch dem letzten Stücke einen neuen, seinem richtigen Bezuge zu dem ganzen Gedichte entsprechenden, Titel zu geben; ich nannte es nun: «Götterdämmerung», während ich den «jungen Siegfried», da dieser nicht mehr eine abgerissene Episode aus dem Leben des Helden zum Gegenstand hatte, sondern im Rahmen des Ganzen seine richtige Stellung neben den andren Hauptgestalten erhielt, einfach «Siegfried» nennen durfte.

Es war mir betrübend, diese umfangreiche dichterische Arbeit voraussichtlich lange Zeit Denjenigen, welchen ich doch Interesse dafür zutrauen durfte, gänzlich unbekannt lassen zu müssen. Da nun die Theater in überraschender Weise mich dann und wann mit ihren üblichen Honoraren für den «Tannhäuser» versahen, bestimmte ich einen Theil meiner Einnahmen auch dazu, eine Anzahl schön gedruckter Exemplare meines Gedichtes zu meinem Privatgebrauche herstellen zu lassen. Ich bestimmte, es sollten nur fünfzig Exemplare von dem schönen Satze abgezogen werden. — Ehe ich noch ganz mit dieser, mich sehr angenehm stimmenden Beschäftigung zu Ende kam, hatte ich einen grossen Schmerz zu überstehen.

Wohl fand ich in der Nähe Anzeichen von Theilnahme an der Vollendung meiner grossen dichterischen Arbeit, obwohl die meisten meiner Bekannten das Ganze für eine Chimäre, und vielleicht selbst für eine überhebungs volle Laune hielten; mit näherem Verständniss, und wirklich warm,

ging nur *Herwegh* darauf ein, mit welchem ich mich oft darüber besprach, und dem ich die fertigen Theile auch gewöhnlich vorlas. *Sulzer* war sehr verstimmt über die Umarbeitung von «Siegfried's Tod»; denn er hielt dieses Stück für gut und eigenthümlich und glaubte es dieser Eigenschaften beraubt zu sehen, wenn es wiederum für gut und zweckmässig anerkannt werden sollte, dass vieles davon geändert würde. Somit erbat er sich wenigstens das Manuskript der ersten Fassung, welches sonst vermuthlich ganz verloren gehen würde, für sich zur Aufbewahrung als Andenken aus. — Um mir sogleich einen Begriff von der Wirkung des ganzen Gedichtes bei einer Mittheilung desselben in möglichst rascher Aufeinanderfolge zu verschaffen, bestimmte ich, bereits wenige Tage nach der beendigten Arbeit, einen mehrtägigen Besuch bei der Familie *Wille* auf ihrem Landgute, mitten im Dezember, dazu, der kleinen Gesellschaft es vorzulesen. Ausser *Herwegh,* welcher mich begleitete, waren noch die Frau *Wille* und deren Schwester, Frau *v. Bissing,* zugegen. Ich hatte namentlich diese Frauen schon öfter bei meinen gern gepflogenen Besuchen in dem, durch den zweistündigen Marsch zu erreichenden *Mariafeld* auch durch Musiziren in meiner seltsam eigenthümlichen Weise unterhalten, und an ihnen ein fast schwärmerisch angeregtes Publikum gewonnen, zu einigem Verdruss des Herrn *Wille,* welcher offen bekannte, dass die Musik ihm ein Gräuel sei, übrigens aber in seiner burschikosen Manier schliesslich die Sache von der amüsanten Seite zu nehmen wusste. Da ich gegen Abend eintraf, ward sogleich das «Rheingold» vorgenommen, und da es noch nicht zu spät schien, und jede Anstrengung mir als unschädlich zugetraut wurde, liess ich bis Mitternacht auch noch die «Walküre» folgen. Des andren Morgens kam nach dem Frühstück «Siegfried» daran, und am Abend schloss ich mit der «Götterdämmerung». Ich glaubte Grund zu haben, mit dem Eindrucke zufrieden zu sein, namentlich die Frauen begaben sich, in anständiger Erregung, jedes Gespräches darüber. Mir verblieb leider eine fast beängstigende Aufregung davon; ich war schlaflos und des andren Tages gegen jede Unterhaltung so scheu, dass Niemand meinen eiligen Abschied begriff. Nur *Herwegh,* welcher mich zurückbegleitete, schien meine Stimmung zu empfinden, und theilte sie durch gleiches Schweigen. — Besondere Freude wollte ich mir nun aber durch die Mittheilung des ganzen vollendeten Werkes an meinen treuen Freund *Uhlig* in Dresden machen, mit welchem ich fortgesetzt korrespondirte, und der von Phase zu Phase der Ausarbeitung meines genau ihm bekannten Planes folgte. Ich wollte ihm die «Walküre» nicht früher zuschicken, als bis auch das voranzu-

stellende «Rheingold» fertig sei; dann sollte er Alles auch nicht eher vorgelegt erhalten, als bis diess in einem schön gedruckten Exemplare mir möglich sein würde. Mit dem Eintritte des Herbstes las ich aber bereits aus *Uhlig*'s Briefen Grund zur wachsenden Besorgniss für seinen Gesundheitszustand heraus. Er beklagte sich über die Zunahme der bebedenklichen Hustenkrämpfe, und über endlich eingetretene totale Heiserkeit. Er hielt diess Alles nur für Schwäche, welche er durch Kräftigung seines Körper's, durch kaltes Wasser und starke Fusswanderungen, zu bewältigen verhoffte; der Geigerdienst im Theater brächte ihn so herunter; wenn er dagegen so einen siebenstündigen strengen Marsch durch die Umgegend vollbracht hätte, fühlte er sich immer wieder wohler; nur wollten allerdings die Brustkrämpfe und die Heiserkeit nicht vergehen; es falle ihm schwer, selbst in nächster Nähe sich im Gespräche verständlich mitzutheilen. Bis dahin hatte ich den Unglücklichen noch nicht ängstigen wollen, und immer verhofft, sein Zustand müsse endlich einem Arzte Veranlassung zu einer vernünftigen Behandlung desselben geben. Jetzt aber, da ich fortgesetzt nur die Versicherungen seiner Treue gegen die Prinzipien der Wasserkur von ihm vernahm, vermochte ich nicht mehr zurückzuhalten und ihm zuzurufen, mit diesem Wahnsinn aufzuhören, und sich einem besonnenen Arzt anzuvertrauen, da es sich bei seinem Zustande gewiss nicht mehr um Stärkung, sondern zu allernächst um Schonung handle. Hierüber erschrack der Aermste im höchsten Grade, da ihm aus meinen Aeusserungen aufging, ich hege die Besorgniss, dass er in einem starken Grade schwindsüchtig sei. «Was sollte da aus meiner armen Frau und meinen Kindern werden, wenn es wirklich so mit mir stünde?» so schrieb er. Leider wurde es bald zu spät; mit seinen letzten Kräften versuchte er mir noch zu schreiben, bis mir mein alter Freund, der Chordirektor *Fischer*, endlich die Aufträge *Uhlig*'s, der bereits nicht mehr vernehmlich zu dem dicht an seinen Mund hinabgeneigten Ohre sich kund geben konnte, ausrichtete. Mit furchtbarer Schnelligkeit folgte diesem die Nachricht von seinem Tode: er war am 3. Januar des neuen Jahres 1853 gestorben. Mit *Lehrs* war er der zweite meiner wahrhaft ergebenen Freunde, welche mir die Schwindsucht hinwegraffte. — Nun lag das schöne für ihn bestimmte Exemplar meines «Ring des Nibelungen» müssig vor mir; ich vermachte es seinem jüngsten Knaben, meinem Pathen, welchen er *Siegfried* getauft hatte. Von seiner Wittwe erbat ich mir, was von theoretischen Schriften von ihm hinterlassen sei, und erhielt manches Bedeutende, darunter auch die früher erwähnte grössere Abhandlung über Themen-Bildung. Obwohl die

Herausgabe dieser Arbeiten durch sehr nöthige ausführliche Ueberarbeitungen mir eine grosse Mühe verursachen musste, frug ich bei Herrn *Härtel* in Leipzig an, ob er für einen solchen Band dieser Schriften der Wittwe ein gutes Honorar zahlen wollte: der Verleger erklärte, selbst umsonst die Herausgabe nicht übernehmen zu wollen, da dergleichen Sachen gar nichts eintrügen. Ich erkannte schon um diese Zeit, wie sehr jeder eifrig um mich bemühte Musiker sich in gewissen Kreisen verhasst gemacht hatte. —

Die Erfahrung von *Uhlig*'s Tod gab nun meinen Hausfreunden ein grosses Uebergewicht gegen mich im Betreff meiner Wassertheorien. *Herwegh* schärfte meiner Frau ein, nach den Anstrengungen der Proben und Konzertaufführungen, wie ich sie auch in diesem Winter besorgte, mir durchaus ein Glas guten Wein's aufzunöthigen. Allmählich gewöhnte ich mich auch wieder an die mild anregenden Genüsse des Kaffee's und des Thee's, worin meine Bekannten zu ihrer Freude gewahrten, dass ich wieder Mensch mit Menschen würde. Herr Dr *Rahn-Escher* ward nun ein gern gesehener beruhigender Hausfreund, welcher längere Jahre es recht wohl verstand, der um meine Gesundheit, namentlich um meine Nerven-Ueberreizung entstandenen Besorgnisse, Herr zu werden. Er bewährte die Klugheit seines Verfahrens alsbald, da ich gegen die Mitte des Februar es unternommen hatte, in vier aufeinander folgenden Abenden einem grösseren Zuhörerkreise mein tetralogisches Gedicht vorzulesen. Ich hatte mich nach dem ersten Abende sehr stark erkältet, und erwachte am Morgen des zweiten Vorlesung-Tages mit einer völligen katarrhalischen Heiserkeit. Meinem Arzte erklärte ich sogleich, das Ausfallen der Vorlesung würde mich ausserordentlich affiziren; was sei nun anzufangen, um diese Heiserkeit schnell von mir zu schaffen? Er verlangte, ich solle mich den Tag über nur ganz ruhig verhalten, am Abend warm eingehüllt mich nach dem Vorlesungs-Lokale bringen lassen, und dort ein paar Tassen leichten Thee zu mir nehmen; das Uebrige würde sich schon ganz von selbst finden, wogegen ich allerdings leicht ernstlicher erkranken dürfte, wenn der Kummer über meine missglückte Unternehmung mich erfasse. Wirklich ging die Vorlesung des leidenschaftlichen Stückes ganz vortrefflich vor sich; am dritten und vierten Abende las ich wieder, und fühlte mich vollkommen wohl. Zu diesen Vorlesungen hatte ich nämlich einen grossen und eleganten Saal, in dem *Hôtel Baur au lac*, in Beschlag genommen, und machte die überraschende Erfahrung, dass derselbe mit jedem Abende sich stärker füllte, trotzdem ich nur einen kleinen Kreis von Bekannten eingeladen, und diesem allerdings frei-

gestellt hatte, Personen, bei denen sie ein wahrhaftes Interesse, nicht blosse Neugierde, voraussetzen konnten, mitzubringen. Auch hier schien die Wirkung eine durchaus günstige zu sein, und es waren die ernstesten Männer der Universität und der Regierung, von welchen ich die anerkennendsten Betheuerungen, ja selbst gute Aeusserungen über das Verständniss meines Gedichtes und der damit verbundenen künstlerischen Intentionen gewann. Aus dem eigenthümlichen, hier aber zuversichtlich stimmenden trocknen Ernste, mit welchem man sich zu erkennen gab, wurde in mir sogar der Gedanke angeregt, zu versuchen, wie weit diese mir so günstige Disposition im Dienste meiner höheren Kunsttendenzen zu verwerthen sei. Allgemein glaubte man, bei der nun einmal hierüber allgemein bestehenden oberflächlichen Ansicht, mich zu einem Befassen mit dem Theater auffordern zu dürfen. Ich überlegte mir, wie es wohl anzufangen sei, selbst die allerdürftigste Grundlage eines Züricher Theater's, durch Befolgung gesunder Prinzipien, zu einer guten Ausbildung hinzuleiten, und brachte meine Gedanken hierüber in einer Abhandlung, mit dem Titel: *«Ein Theater in Zürich»*, jedem zur Einsicht. Die Auflage von etwa hundert Exemplaren ward verkauft, aber ich erfuhr nie das mindeste von einer Wirkung der Schrift; bloss bekannte später einmal, bei einem Festessen der Musikgesellschaft, der würdige Herr *Ott-Imhof*, da von einigen Seiten geäussert wurde, dass jene meine Gedanken wohl sehr schön, aber leider unausführbar seien, dem durchaus nicht beistimmen zu können; jedoch vermisse er zu meinen Vorschlägen das Einzige, was sie auch in seinen Augen gültig erscheinen lassen könnte, nämlich meine Bereitwilligkeit, die Leitung dieses Theaters selbst zu übernehmen, weil er niemand sonst die Durchführung meiner Ideen zutrauen könne. Da ich dann allerdings erklären musste, mit so etwas nichts zu thun haben zu wollen, so ward die Sache hiermit abgemacht, und in meinem Innersten konnte ich den Leuten nicht Unrecht geben.

Indessen spannte sich die Theilnahme für mich immer höher; da ich es nun durchaus ablehnen musste, den Wünschen meiner Freunde im Betreff einer Aufführung meiner Hauptwerke im Theater nachzugeben, erbot ich mich endlich, wenigstens eine Auswahl charakteristischer Fragmente, wie sie in Konzertaufführungen am ehesten zu Gehör zu bringen waren, zu besorgen, sobald man mir die gehörige Unterstützung hierfür zu Theil werden liesse. Demgemäss wurde wirklich eine Subskriptions-Aufforderung in Umlauf gesetzt, und diese hatte den guten Erfolg, einige namhafte vermögende Kunstfreunde für die Deckung der Kosten sich

einstellen zu sehen. Ich hatte es dagegen zu übernehmen, mir ein Orchester zu engagiren wie ich es brauchte: von nah und fern wurden tüchtige Musiker herbeigerufen, und nach unendlichen Bemühungen durfte ich der Zuversicht sein, etwas recht Genügendes zu Stande gebracht zu sehen. Ich hatte die Einrichtung in der Weise getroffen, dass die engagirten Musiker von einem Sonntag zum andren eine volle Woche in Zürich verweilen mussten. Die Hälfte dieser Zeit waren sie ausschliesslich zu den Proben in Beschlag genommen. Am Mittwoch Abend fand dann die Aufführung, Freitag und Sonntag Abend fanden die Wiederholungen derselben statt. Diese Tage trafen auf den 18ten, 20ten und 22ten Mai, auf welchen letzteren mein 40ster Geburtstag fiel. Ich hatte die Freude, alle meine Anordnungen pünktlich ausgeführt zu sehen; von Mainz, Wiesbaden, Frankfurt und Stuttgart, anderseits von Genf, Lausanne, Basel, Bern und den Hauptorten der Schweiz, trafen auserwählte Musiker pünktlich am Sonntag Nachmittag ein. Sie waren sofort in das Theater beschieden, wo sie in einem, nach dem früher von mir in Dresden erfundenen, und auch hier sich vortrefflich bewährenden, Orchesterbau sich über ihre Plätze genau orientiren mussten, um andren Morgens ohne Aufenthalt und Störung sofort die Probe beginnen zu können. Da diese Leute mir früh und Abends zu Gebote standen, studirte ich ihnen in zwei und einem halben Tage ohne besondere Anstrengung eine Auswahl von grösseren Stücken aus dem «fliegenden Holländer», «Tannhäuser» und «Lohengrin» ein. Mit grösserer Mühe hatte ich mir zwar einen Chor zu bilden gesucht, der nun aber doch sehr Erfreuliches leistete. Von Einzel-Gesang kam nichts vor, als die Ballade der «Senta» aus dem «Holländer», welche die Frau des Musikdirektor's *Heim* mit guter, wenn auch unausgebildeter Stimme, und tadellosem Eifer zum Vortrag brachte. Das ganze Unternehmen hatte eigentlich keinen publiken, sondern durchaus einen patriarchalischen Charakter: ich nahm an, einem grösseren Kreise von Bekannten einen aufrichtigen Wunsch zu erfüllen, indem ich sie nach Umständen verständlich mit dem Charakter meiner Musik bekannt machte. Da es selbst hierfür jedoch auch der Bekanntschaft mit den dichterischen Grundlagen bedurfte, lud ich diejenigen, welche meinen Konzerten beizuwohnen gedachten, für drei Abende in den Konzertsaal der Musikgesellschaft ein, um sich dort von mir die Dichtungen der drei Opern, aus welchen sie zu hören bekommen sollten, vorlesen zu lassen. Dieser Einladung wurde mit grosser Theilnahme Folge geleistet; und ich durfte nun annehmen, dass mein Publikum besser, als es je wo anders geschah, vorbereitet zur Anhörung der charakteristischen Bruchstücke

meiner Opern sich einstellte. — Die Aufführungen dieser drei Abende hatten für mich das besonders Ergreifende, dass ich an ihnen mir selbst zum ersten Male etwas aus «Lohengrin» vorführen, und so auch von der Wirkung meiner Kombination des Instrumentalen in dem Vorspiele dieses Werkes einen Eindruck erhalten konnte. Zwischen den Aufführungen kam es zu einem Festessen, dem ersten und, ausser einem späteren in Pesth, dem einzigen, davon mir je die Ehre erwiesen wurde. Sehr ergriff mich wirklich die Rede des hochbetagten Präsidenten der Musikgesellschaft, Herrn *Ott-Usteri*; er machte darin die von so verschiedenen Orten zusammengetroffenen Musiker auf die Bedeutung dieser ihrer Vereinigung, den Zweck und die Wirkung derselben aufmerksam, und empfahl ihnen als sicheres Geleite für die Heimfahrt die gewiss von jedem gewonnene Ueberzeugung, dass sie hier mit einer neuen grossen Erscheinung auf dem Kunstgebiete in eine innige und fruchtbare Berührung getreten seien.

Die Erregung, welche von diesen Konzertabenden ausging, theilte sich in immer weiteren Kreisen der ganzen Schweiz mit; von fern her trafen Anmeldungen und Aufforderungen zu weiteren Wiederholungen ein; mir wurde versichert, dass ich die drei Aufführungen in der folgenden Woche vollständig wiederholen könnte, ohne befürchten zu müssen den Andrang der Zuhörer sich vermindern zu sehen. Als hierüber diskutirt wurde, und ich sowohl meine Ermüdung bezeugte, als auch den Wunsch zu erkennen gab, dem Ausserordentlichen seinen Charakter auch dadurch erhalten zu wissen, dass es nicht erschöpft werde, freute es mich, von meinem bei dieser Gelegenheit sehr thätig sich bewährenden Freunde *Hagenbuch* eine ebenso intelligente als kräftige Zustimmung zu erhalten. Das Fest ward geendigt, die Gäste in der vorausbestimmten Zeit entlassen.

Ich hatte gehofft unter den Letzteren auch *Liszt* begrüssen zu können, welcher zuvor im März, durch die Aufführung derselben drei Opern, aus denen ich hier nur Bruchstücke gab, eine «Wagner-Woche» in Weimar gefeiert hatte. Leider war es ihm nicht möglich gewesen, schon jetzt sich frei zu machen, wogegen er mir für Anfang Juli seinen Besuch zusagte. Von meinen deutschen Bekannten waren nur die treuen Frauen *Julie Kummer* und *Emilie Ritter* zur rechten Zeit eingetroffen. Da beide sich Anfangs Juni nach Interlaken begeben hatten, und auch ich bald einer Erholung mich sehr bedürftig fühlte, begab ich mich Ende dieses Monates mit meiner Frau zu einem kurzen Vergnügungs-Aufenthalt dahin, welcher jedoch durch anhaltendes Regenwetter uns in traurigster Weise ver-

kümmert wurde. Dagegen trat am ersten Juli, als wir uns verzweiflungsvoll mit unsren Freundinnen gemeinschaftlich zur Heimreise nach Zürich aufmachten, ein jetzt lange Zeit anhaltendes herrliches Sommerwetter ein, welches wir uns alsbald mit freundlichem Enthusiasmus dahin deuteten, dass es der Begleiter *Liszt*'s in die Schweiz sei, der nun wirklich, sofort nach unsrer Wiederankunft in Zürich, in bester Laune bei uns eintraf. Nun folgte eine jener schönen Lebenswochen, wo jede Stunde des Tages zu einem ergiebigen Schatz der Erinnerung wurde. Ich hatte bereits in den gleichen sogenannten «vorderen Escher-Häusern», in welchen ich zuletzt eine übermässig enge Parterre-Wohnung inne gehabt hatte, einen geräumigeren Wohnraum im zweiten Stocke bezogen. Frau *Stockar-Escher*, die Mitbesitzerin des Hauses, eine mir enthusiastisch ergebene Frau, voll von eigenem künstlerischen Talent (sie war Dilettantin in der Aquarelle-Malerei) hatte sich bemüht, die neue Wohnung so stattlich wie möglich neu herzurichten. Meinem eigenen, namentlich seit dem Aufenthalte in der Wasserheilanstalt neu erwachten, und durch Compression fast leidenschaftlich gesteigerten Hange zu angenehmer häuslicher Einrichtung, gab ich, bei der unerwarteten Verbesserung meiner Lage durch die stets sich mehrenden Bestellungen meiner Opern, ohne Rückhalt nach, und liess die Wohnung durch Teppiche und sonstiges Mobiliar so hübsch herrichten, dass selbst *Liszt*, als er in sie eintrat, sich von meiner «kleinen Elégance», wie er sie nannte, verwunderungsvoll überrascht zeigte. Jetzt genoss ich denn zum ersten Male die Freude, meinen Freund auch als Komponist näher kennen zu lernen. Neben manchen berühmt gewordenen neueren Klavierstücken von ihm, gingen wir auch mehrere seiner so eben vollendeten symphonischen Dichtungen, vor allem seine Faust-Symphonie, mit grossem Eifer durch. Den Eindruck, welchen ich hiervon empfing, hatte ich später Gelegenheit in einem veröffentlichten Schreiben an *Marie von Wittgenstein* ausführlich zu bezeichnen. Meine Freude über Alles, was ich von *Liszt* erfuhr, war eben so gross als aufrichtig, vor Allem aber auch bedeutungsvoll anregend; ging ich doch selbst damit um, endlich nach so langer Unterbrechung mich wieder der musikalischen Produktion zuzuwenden. Was konnte mir wichtiger und verheissungsvoller sein, als diese so lange ersehnte Berührung mit dem, nun in meisterlicher Uebung fortgesetzt begriffenen Freunde zu treten, welcher andrerseits so ausschliesslich meinen eigenen Arbeiten und der Ausbreitung ihres Verständnisses sich gewidmet hatte. Die, namentlich durch den unvermeidlichen Zudrang von Freunden und Bekannten fast betäubenden Freudentage unterbrachen wir durch einen Ausflug nach

dem Vier-Waldstätter-See, in einziger Begleitung *Herwegh*'s, welchem *Liszt* den schönen Einfall hatte den Brüderschaftstrunk mit ihm und mir aus den drei Quellen des *Grütli* anzubieten. — Für jetzt schied aber der Freund wieder von uns, nachdem er für den Herbst eine neue Zusammenkunft mit mir verabredet hatte.

Fühlte ich mich nach seinem Fortgange recht verlassen, so sorgte nun aber die Züricher Oeffentlichkeit dafür, dass ich bald auf eine von mir noch ganz unerfahrene Weise zerstreut wurde. Endlich nämlich war das kalligraphische Meisterstück eines Ehrendiplomes, welches mir der Züricher Stadtsängerverein dekretirt hatte, fertig geworden; und, mit Hinzuziehung aller mir gewogenen gesellschaftlichen und individuellen Bestandtheile des Züricher Publikum's, sollte jenes Diplom im Geleite eines solennen Fackelzuges mir überreicht werden. Wirklich nahte an einem schönen Sommer-Abende unter rauschender Musik eine ansehnliche Schaar von Fackelträgern dem Zeltwege, und bot mir einen bisher nie wieder erfahrenen Anblick und Eindruck. Man sang, und von der Strasse tönte zu mir herauf die Festrede des Präsidenten des Stadtsängervereins. Wirklich ergriff mich dieser Vorgang so sehr, dass mein unverwüstlicher Sanguinismus schnell sich meiner Phantasie bemächtigte: in meiner Antwortsrede deutete ich unverhohlen an, dass ich nicht einsähe, warum nicht gerade Zürich doch vielleicht berufen sein sollte, auf biederer bürgerlicher Grundlage der Erfüllung meiner höchsten Wünsche im Betreff des mir vorschwebenden Kunstideales einen fördernden Vorschub zu leisten. Ich glaube, man bezog diess auf ein besonderes Erblühen der Männer-Gesangvereine, und war mit meinen kühnen Verheissungen erträglich zufrieden. Abgesehen von diesem durch mich herbeigeführten *Quid-pro-quo* blieb die Stimmung dieses Abends und seiner Folgen auf mein Gemüth eine durchaus wohlthätige und heitere. —

Immer aber hegte ich noch die, schon früher, nach längeren Unterbrechungen im musikalischen Produziren erfahrene, eigenthümliche Beängstigung und Scheu vor dem Wiederbefassen mit dem Komponiren. Von allem Geleisteten und Erlebten fühlte ich mich auch sehr angegriffen, und der seit meinem Fortgange von Dresden leider immer mir wiederkehrende Trieb zu einem völligen Bruche mit Allem was hinter mir lag, zum Aufsuchen jungfräulich neuer Lebensbedingungen, gewann auch jetzt, von jener Bangigkeit geschwängert, neues beunruhigendes Leben. Ich bildete mir ein, ich müsste, ehe ich mich an eine so ungeheure Arbeit, wie die Musik zu meinem Nibelungen-Drama, machte, durchaus noch ein letztes Mal versuchen, ob ich nicht in ganz neuer Umgebung eine

harmonischere Lebensexistenz gewinnen könnte, als nach so vielen eingegangenen Kompromissen die meinige es jetzt sein könnte. Ich entwarf eine Reise nach Italien, so weit mir als politischem Flüchtlinge dieses damals offen stand. Die Mittel zur Befriedigung meines Wunsches wurden namentlich durch die Theilnahme meines, seitdem mir stets eifrig ergebenen, Freundes *Wesendonck* mit Leichtigkeit zu Gebote gestellt. Da ich diese Reise aber vor dem Eintritte der Herbst-Witterung für unräthlich halten musste, ausserdem aber für die Kräftigung meiner Nerven, selbst für den Genuss Italien's, eine vom Arzt mir angerathene besonders geeignete Kur für dienlich halten sollte, beschloss ich zuvörderst erst noch den Besuch des Bades von *St. Moritz* im *Engadin*, wohin ich in der zweiten Hälfte des Juli in Begleitung *Herwegh*'s mich aufmachte.

Mir ist häufig das Sonderbare widerfahren, dass, was in den Tagebüchern Anderer sehr einfach als ein Besuch, eine kleine Reise notirt wird, bei mir den Charakter des Abenteuerlichen erhielt. So diessmal diese Bade-Reise, auf welcher es uns begegnete, dass wir, durch Ueberfüllung des Postwagen's in *Chur*, bei einem anhaltenden furchtbaren Regen, zurückgehalten wurden. Wir waren genöthigt in einem höchst unbequemen Gasthof uns mit Lektüre die Zeit zu vertreiben: ich griff zu dem «west-östlichen Divan» *Goethe*'s, auf welchen ich durch die *Daumer*sche Bearbeitung des *Hafis* vorbereitet war. Noch kann ich an viele Goethische Aussprüche in den Erläuterungen zu diesen Gedichten nicht zurückdenken, ohne zugleich an jenen so peinlich verzögerten Aufenthalt unserer Reise in das Engadin zurückzudenken. In St. Moritz selbst erging es uns nicht besser; das jetzige bequeme Kurhaus bestand noch nicht, und wir hatten mit dem wildesten Unterkommen vorlieb zu nehmen, was besonders im Hinblick auf *Herwegh* für mich peinlich wurde, da dieser mit diesem Aufenthalte durchaus keinen Kurzweck, sondern bloss den der Vergnügung verband. Bald doch erheiterten uns schöne Eindrücke, wie sie aus dem nackten, nur von Alpen bewachsenen Hochthale durch jähe Abfälle in die italienischen Thäler führende Ausflüge uns gewährten. Zu einer ernstlicheren Unternehmung machten wir uns auf, nachdem wir den Schulmeister von *Samaden* zur Führung auf den *Rosetsch-Gletscher* gewonnen hatten. Bei diesem Vordringen an die Abhänge des einzig grossartigen *Bernina*, welchen wir in seiner Schönheit selbst dem Mont-Blanc durchaus vorziehen mussten, hatten wir es mit Bestimmtheit auf einen exzentrischen Genuss abgesehen; dieser wurde namentlich meinem Freunde durch die grossen Anstrengungen verkümmert, mit welchen das

Besteigen und weitere Beschreiten des wunderbaren Gletscher's verbunden war. Wiederum, und diessmal in gesteigertem Grade, empfing ich den erhabenen Eindruck der Heiligkeit der Oede und der fast gewaltsam beschwichtigenden Ruhe, welche jedes Erstorbensein der Vegetation auf das pulsirende Leben des menschlichen Organismus hervorbringt. Nachdem wir zwei Stunden lang tief in die Gletscher-Strasse hineingewandert waren, musste uns ein mitgebrachtes Mahl, mit in den Eisspalten frappirtem Champagner, für den schwierigen Rückweg stärken. Diesen hatte ich meist doppelt zurück zu legen, indem ich dem zu meiner Ueberraschung überängstlich befundenen *Herwegh* wiederholt die Auf- und Abschreitungen vormachen musste, zu welchen er endlich selbst sich zu entschliessen hatte. Von dem ausserordentlich zehrenden Charakter der Luft in diesen Regionen hatte ich mich an mir selbst zu überzeugen, als wir, eben auf dem Rückwege, in der ersten Sennerei an der dort vorgefundenen herrlichen Milch uns erlabten. Ich verschlang diese in solchen Fluthen, dass wir beide darüber in wahrhaftes Staunen geriethen, besonders da ich in der Folge gar keine Beschwerden davon empfand. — Mit dem Gebrauche des als so kräftig bekannten eisenhaltigen Wasser's, sowohl für das Trinken als das Baden, ging es mir wie sonst immer bei ähnlichen Versuchen: mein so sehr zur Aufgeregtheit geneigtes Temperament liess davon mehr Beschwerde als Heilung aufkommen. Meine Lektüre in den Erholungsstunden machten die, nur mit den ersten Jugendeindrücken zuvor mir bekannt gewordenen, «Wahlverwandtschaften» *Goethe*'s aus. Diesmal verschlang ich dieses Buch im eigentlichsten Sinne Wort für Wort; auch ward es Grund zu heftigen Erörterungen zwischen mir und *Herwegh*, welcher, als vielerfahrener Kenner der Eigenthümlichkeiten unsrer grossen poetischen Litteratur, den Charakter der *Charlotte* gegen meine Angriffe desselben vertheidigen zu müssen glaubte. Ich wurde an meiner Leidenschaftlichkeit hierbei inne, wie seltsam es noch nach meinem zurückgelegten 40ten Jahre mit mir stand, und musste innerlich zugeben, dass *Herwegh* das Goethe'sche Gedicht objektiv richtiger beurtheilte als ich, der ich mich fortwährend unter einer Seelenhemmung fühlte, gegen welche, wenn er sie je empfunden, *Herwegh* in dem eigenthümlichen Verhältnisse zu seiner resoluten Frau zu grosser Ergebung gelangt war. — Da endlich die Zeit zu Ende ging, und ich wohl merkte dass ich von der Kur nicht viel zu verhoffen hatte, traten wir gegen die Mitte des August unsren Rückweg nach Zürich an, wo ich nun ungeduldig auf meine Reise nach Italien mich vorbereitete.

Endlich trat der Monat September ein, von welchem man mir gesagt

hatte, dass er für den Besuch Italien's bereits empfehlenswerth sei. Mit unerhörten Vorstellungen von dem, was mich erwartete, und was meinem Suchen erfüllungsvoll entgegentreten sollte, begab ich mich jetzt über *Genf* auf meine Reise. Wiederum nur unter den seltsamsten Abenteuern gelangte ich mit Extra-Post über den *Mont-Cenis* nach *Turin.* Gänzlich ohne Befriedigung von diesem Aufenthalte, eilte ich nach zwei Tagen sofort nach *Genua.* Hier schien mir nun allerdings das ersehnte Wunder aufgehen zu wollen. Der herrliche Eindruck dieser Stadt kämpft noch bis heutigen Tages die Sehnsucht nach dem übrigen Italien in mir nieder. Ich fühlte mich einige Tage in wahrhaftem Rausche; wohl war es aber meine grosse Einsamkeit, mitten unter diesen Eindrücken, welche mir alsbald wieder das Fremdartige dieser Welt, und dass ich in ihr nie heimisch sein würde, zur Empfindung brachte. Unfähig und ohne alle Anleitung dafür, nach regelmässigem Plane den Genuss eigentlicher Kunstschätze aufzusuchen, gab ich mich mehr nur einem gewissen, musikalisch zu nennenden Gefühle des neuen Elementes hin, und suchte vor allen Dingen den Punkt, der in ihm zum Verweilen und zu ruhigem Genusse mich bestimmen würde. Denn immer ging mein Trieb nur auf den Gewinn eines Asyles hin, welches mir die harmonische Ruhe zu neuem künstlerischem Schaffen gewähren sollte. — Da sich, namentlich in Folge des unvorsichtigen Genusses von Gefrorenem, sehr bald die Dyssenterie bei mir einstellte, trat in mir plötzlich auf die erste Exaltation eine vollkommen entmuthigende Abspannung ein. Ich wollte dem ungeheueren Geräusche des Hafens, an welchem ich wohnte, entfliehen, um die äusserste Stille aufzusuchen, und glaubte mich durch einen Ausflug nach *Spezia* retten zu müssen, wohin ich nach acht Tagen mit dem Dampfschiff abging. Auch diese, nur eine Nacht dauernde Fahrt wurde mir durch heftigen conträren Wind sogleich wieder zu einem peinlichen Abenteuer gestaltet. Meine Dyssenterie vermehrte sich durch Seekrankheit, und im allererschöpftesten Zustande, kaum mich fortzuschleppen fähig, suchte ich in Spezia den besten Gasthof auf, welcher zu meinem Schrecken in einer engen geräuschvollen Gasse lag. Nach einer in Fieber und Schlaflosigkeit verbrachten Nacht, zwang ich mich des andren Tages zu weiteren Fusswanderungen durch die hügelige, von Pinienwäldern bedeckte Umgegend. Alles erschien mir nackt und öde, und ich begriff nicht was ich hier sollte. Am Nachmittage heimkehrend, streckte ich mich todtmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die lang ersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht; dafür versank ich in eine Art von somnambulem Zustand, in wel-

chem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fliessendes Wasser versänke, erhielt. Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des *Es-dur*-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurirter Brechung dahin wogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von *Es-dur*, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, dass das Orchester-Vorspiel zum «*Rheingold*», wie ich es in mir herum trug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war; und schnell begriff ich auch, welche Bewandtniss es durchaus mit mir habe: nicht von aussen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufliessen.

Sogleich beschloss ich nach Zürich zurückzukehren, und die Komposition meines grossen Gedichtes zu beginnen. Ich telegraphirte an meine Frau, um ihr diess anzuzeigen, und mein Arbeitszimmer bereit halten zu lassen. Noch am gleichen Abende bestieg ich die Diligence, welche, die *Riviera di Levante* hinab, nach Genua führte. Noch hatte ich auf dieser, den ganzen andren Tag fortgesetzten Reise Veranlassung schöne Eindrücke von dem Lande zu gewinnen; namentlich war es die Farbe aller sich darbietenden Phänomene, welche mich entzückend anregte: das rothe Steingebirge, die Bläue des Himmels und des Meeres, das lichthelle Grün der Pinien, selbst die blendende Weisse eines Zuges von Stieren, wirkten so drastisch auf mich, dass ich mit Seufzen mir sagte, wie traurig es doch sei, dass ich diess alles nicht zur Veredelung meiner sinnlichen Natur geniessen können sollte. In Genua fühlte ich mich wieder so angenehm angeregt, dass ich plötzlich glaubte, zuvor nur einer thörigen Schwäche nachgegeben zu haben, mein ursprüngliches Vorhaben auszuführen beschloss, und bereits wegen einer Reise-Gelegenheit der mir so sehr gerühmten *Riviera di Ponente* entlang nach Nizza in Unterhandlung trat. Kaum hatte ich diese ursprünglichen Vorsätze wieder aufgenommen, als ich aber auch inne ward, dass, was mich zuletzt erfrischt und heilsam belebt hatte, nicht die Wiederkehr meiner Freude an Italien, sondern der Entschluss zur Aufnahme meiner Arbeit gewesen war. Denn sobald ich diesen zu ändern Willen zeigte, trat auch sofort der alte Zustand mit allen Symptomen der Dyssenterie wieder ein. Nun verstand ich mich, sagte die Reise nach Nizza ab, und kehrte unaufhaltsam auf dem nächsten Wege über Alessandria und Novara, den jetzt ganz

gleichgültig von mir liegen gelassenen Borromeischen Inseln vorbei, über den Gotthard nach Zürich zurück.

Hier angekommen, hätte nur eines mir Befriedigung gewähren können: wenn ich sofort meine grosse Arbeit beginnen durfte. Jedoch sah ich für das Nächste noch eine bedeutende Unterbrechung voraus, nämlich das mit *Liszt* verabredete Rendez-vous in Basel, welches Anfang Oktober stattfinden sollte. So liess ich, unruhig und übellaunig, die Zeit unter Besuchen meiner Frau in *Baden am Stein* verstreichen, wohin diese, für meine vermuthete längere Abwesenheit, sich zur Kur begeben hatte. Da ich zu jedem Versuche dieser Art, wenn er mit Zuversichtlichkeit mir eingeredet wurde, leicht bereit war, liess ich mich auch zum mehrmaligen Gebrauche der dortigen heissen Bäder verleiten, was meine Aufgeregtheit in bedenklichem Grade vermehrte. Endlich kam die Zeit der Basler Zusammenkunft. *Liszt* hatte, vom Grossherzoge von Baden dazu eingeladen, in Karlsruhe ein Musikfest veranstaltet und geleitet, welches der Tendenz, unsere eigenen Kompositionen in Achtung gebietender Weise zu Gehör zu bringen, gewidmet war. Ich selbst durfte das Gebiet des deutschen Bundes noch nicht betreten; somit hatte *Liszt* Basel als nächsten Punkt an der Badenschen Grenze erwählt, um dort mir einige jüngere Freunde, welche um ihn in Karlsruhe versammelt gewesen, zur Begrüssung herzu zu führen. Ich war zuerst am Ort, und sass des Abends allein im Speise-Saale des Gasthofs «zu den drei Königen», als ich im Vestibüle von einem nicht zahlreichen, aber kräftigen Männerchore die Trompetenfanfare des Königsrufes aus «Lohengrin» gesungen hörte. Die Thüre öffnete sich, und *Liszt* als Chef führte die liebenswürdige und heiter erregte Bande mir zu. Zum ersten Male seit seinem abenteuerlichen Winter-Aufenthalte in Zürich und St. Gallen sah ich *Bülow* wieder, mit ihm *Joachim, Peter Cornelius, Richard Pohl* und *Dionys Pruckner*. Für den anderen Tag meldete mir *Liszt* die Nachkunft seiner Freundin *Caroline von Wittgenstein*, mit ihrer jungen Tochter *Marie* an. Es konnte nicht fehlen, dass die ungemein freudige Stimmung dieser Begegnung, welche, bei aller Gemüthlichkeit, die eigenthümlichen Züge einer grossherzigen Ungewöhnlichkeit, wie Alles was von *Liszt* ausging, an sich hatte, an diesem Abende sich bis zu exzentrischer Fröhlichkeit steigerte. Mitten in der Ausgelassenheit vermisste ich *Pohl*, der mir als tüchtiger Streiter für unsre Sache durch seine mit «Hoplit» unterzeichneten Aufsätze bereits sehr wohl bekannt geworden war: ich stahl mich fort und suchte ihn in seiner abgelegenen Kammer auf, wo er, an heftigen Kopfschmerzen leidend, sich bereits zu Bette gelegt hatte. Mein herzliches

Bedauern hierüber machte eine so bedeutende Wirkung auf ihn, dass er behauptete plötzlich sich ganz wohl zu fühlen, aus dem Bette sprang, sich von mir bei der Beschleunigung des Ankleidens helfen liess, und nun mir wieder zur Gesellschaft herabfolgte, wo wir bis lang in die Nacht uns gemeinschaftlich auf das Heiterste unterhielten.

Das Fest ward nun andren Tages vollständig als die erwarteten Frauen eintrafen, welche jetzt für einige Tage den Mittelpunkt unsrer Vereinigung bildeten. Der ungemeinen Lebhaftigkeit und anregenden Hingebung der Fürstin *Caroline* an Alles was uns einnahm, war wie Alle, welche um jene Zeit in die Nähe dieser Frau geführt wurden, kennen gelernt haben werden, unmöglich zu widerstehen. Mit gleichem Interesse für die höchsten Fragen, welche uns bewegten, wie für die zufälligsten Einzelnheiten unsres persönlichen Verkehres mit der Welt, schmeichelte sie einen Jeden in eine gewisse Extase hinein, in welcher er das Beste, dessen er fähig war, von sich zu geben sich genöthigt fühlte. Mit einem gewissen schwärmerischen Ausdrucke wirkte dagegen die kaum fünfzehnjährige Tochter der Fürstin, welche in Tracht und Haltung ganz als das zur Jungfrau soeben erst erblühende Mädchen erschien, und sich von mir auch den Ehrentitel «das Kind» erwarb. Wenn die Diskussion, oder auch der reine freudige Erguss, dann und wann bis zum Brausen sich erhob, bewahrte ihr schwärmerisch dunkles Auge eine schöne, tief verständige Ruhe, und unwillkürlich fühlten wir dann, dass sie den unschuldigen Verstand der uns aufregenden Angelegenheiten darstellte. Gern liess ich mich, der ich überhaupt damals von der Schwäche des Vorlesens meiner Dichtung beherrscht wurde (worüber, beiläufig gesagt, *Herwegh* sich schon geärgert hatte), zum Vortrage meiner Nibelungen-Dramen bestimmen, und wählte, da die Zeit der Trennung bevorstand, einzig den «Siegfried» dazu. Da *Liszt* zum Besuche seiner Kinder jetzt nach Paris aufbrechen musste, begleiteten wir ihn alle nach Strassburg: ich hatte beschlossen, *Liszt* nach Paris zu folgen, wogegen die Fürstin mit ihrer Tochter von Strassburg aus nach Weimar zurück zu gehen sich genöthigt glaubte. Auch in den wenigen freien Stunden dieses kurzen Aufenthaltes sollte ich den Frauen noch etwas vorlesen, wofür aber keine rechte Ruhe eintrat. Am Morgen der beabsichtigten Trennung kam dagegen *Liszt* an mein Bett, um mich davon zu benachrichtigen dass sich die Damen entschlossen hätten, mit uns nach Paris zu gehen; er behauptete lächelnd: *Marie* habe ihre Mutter dazu gebracht, weil sie noch die anderen Nibelungen-Stücke vorlesen hören wollte. Mir gefiel dieses generös Abenteuerliche des ganzen Zuges der Ausdehnung unserer Reise-

Entschliessungen sehr. Leider mussten wir uns jetzt von den jüngeren Genossen trennen; über *Joachim,* der stets in bescheidener, fast weicher Zurückhaltung geblieben war, sagte mir *Bülow* zur Erklärung, dass er in einer gewissen wehmüthigen Schüchternheit gegen mich befangen sei, und zwar wegen meiner, in jenem famosen Artikel über das »Judenthum« ausgesprochenen Meinungen. Bei der Vorlegung einer seiner Kompositionen habe er ihn mit einer gewissen freundlichen Aengstlichkeit gefragt, ob ich dieser Arbeit wohl etwas *Jüdisches* anmerken können würde. Dieser rührende, ja ergreifende Zug regte mich zu einem besonders theilnahmsvollen Abschiedswort und einer herzlichen Umarmung *Joachim*'s an. Ich habe ihn seit dem nie wieder gesehen[1]), sondern über seine nicht lange hiernach angenommene und andauernde feindselige Haltung gegen *Liszt* und mich nur das Allerverwunderlichste erfahren müssen. Allen den nach Deutschland heimkehrenden jungen Genossen begegnete noch unterwegs in *Baden* das lustige Unglück, als Ruhestörer mit der Polizei in Konflikt zu gerathen: sie waren nämlich auch dort auf öffentlicher Strasse mit der schmetternden Lohengrin-Fanfare eingezogen, über deren Bedeutung die Bevölkerung nur mit grosser Mühe aufgeklärt werden konnte.

Reich an bedeutenden Eindrücken fast schwärmerisch erregter Freundschaft war unsere andrerseits gemeinschaftlich ausgeführte Reise nach *Paris,* so wie auch noch unser dortiger Aufenthalt. Nachdem wir in später Nacht mit grosser Mühe die Frauen im «Hôtel des Princes» untergebracht hatten, verlangte es *Liszt,* mit mir noch einen Gang über die jetzt ganz menschenleeren Boulevards zu machen. Ich vermuthe, dass unsere Empfindungen hierbei so verschiedenartig waren, wie unsere Erinnerungen. Als ich am andren Vormittage zu den Freunden in's Zimmer trat, theilte mir *Liszt* mit seinem eigenthümlichen freundlichen Lächeln mit, dass Prinzessin *Marie* sich schon in grosse Aufregung gesetzt hatte, um sich einer neuen Vorlesung von mir zu versichern. Bereits lag mir allerdings sehr wenig an Paris; Fürstin *Caroline* glaubte ihrerseits sich genöthigt, dafür zu sorgen, dass sie hier wenig bemerkt werde; *Liszt* war durch persönliche Besorgungen abgerufen; somit kam es zu dem Wunderlichen, dass wir, ehe noch ein Fuss auf die Strasse von Paris gesetzt war, den ersten Morgen daselbst nur zu einer Fortsetzung der in Basel begonnenen Vorlesungen verwendeten. Ueberhaupt ward auch an den folgenden Tagen nicht eher nachgelassen, als bis ich mit allen Theilen meines «Ring des Nibelungen» zu Ende war. — Endlich trat

[1]) Diess ist im Jahre 1869 aufgezeichnet.

Paris aber auch in seine Rechte, und als die Frauen nun sich nach den Museen aufmachten, war ich es, der, von unaufhörlichen nervösen Kopfschmerzen geplagt, sich auf seinem Zimmer einsam zurückhielt. Doch vermochten *Liszt*'s Aufforderungen auch mich zu mancher Theilnahme an den gemeinschaftlichen Unternehmungen. Sogleich an einem der ersten Tage hatte er eine Loge für eine Aufführung des »Robert le diable« gemiethet, da er meinte den Damen auf eine vortheilhafte Weise dieses berühmte Theater der grossen Oper bekannt machen zu müssen. Ich glaube, dass die elende Stimmung, welche mich hierbei befiel, von den Freunden nicht gänzlich ungetheilt blieb; doch hatte *Liszt* hierbei noch andere Dinge vor: ich war von ihm ersucht im schwarzen Fracke zu erscheinen, und er bemerkte die Gewährung seiner Bitte mit Befriedigung, als er mich in einem Zwischenakte zu einer Promenade im Foyer einlud. Mir ward klar, dass ihn gewisse jugendliche Erinnerungen an hier vorgekommene ungemein belebte Abende unwillkürlich über den Charakter dieses «Foyer's» an einem so traurigen Opernabende, wie wir ihn heute zu verleben hatten, irre führten, und wir schlichen, ohne zu wissen warum wir diese langweilige Promenade ausgeführt hatten, ziemlich ermüdet zu unserer Gesellschaft zurück.

Ganz ausserordentlich anregend, ja den frühesten Eindrücken, welche ich einst in Paris von der neunten Symphonie *Beethoven*'s durch die Aufführung des Conservatoire-Orchester's gewonnen hatte, fast gleich, war eine Produktion der Quartett-Gesellschaft *Morin-Chevillard*, welche meinen Freund und mich zu einer Aufführung des Es-dur und Cis-moll Quartett's von *Beethoven* eingeladen hatte. Ich lernte hier wieder zu meiner freudigsten Ueberraschung die ungemeinen Vorzüge des geistvoll angewandten Fleisses kennen, mit welchem die Franzosen dieser, in Deutschland noch so roh behandelten, Schätze der Musik sich zu bemächtigen verstehen. Namentlich das Cis-moll-Quartett muss ich bekennen erst hier innig genau vernommen zu haben, da seine Melodie erst jetzt mir deutlich erschlossen wurde. Hätte ich keine Erinnerung als diese an meinen damaligen Aufenthalt in Paris, so würde ich ihn als bedeutungsvoll unvergesslich für mich bezeichnen müssen.

Doch sind mir noch andere Angedenken verblieben, welche nicht minder bedeutungsvoll für mich fortgelebt haben. Eines Tages lud mich *Liszt* zu einem Familienabend bei seinen Kindern ein, welche unter der Obhut einer Erzieherin zurückgezogen in Paris lebten. Es war mir sehr neu, meinen Freund unter den bereits noch aufwachsenden Mädchen, und im Verkehre mit einem so eben vom Knaben zum Jüngling reifenden

Sohne, zu beobachten. Er selbst schien verwundert über seine väterliche Lage, von welcher er längere Jahre nur die Sorge, nicht aber die lohnende Empfindung erfahren hatte. Auch hier kam es wieder zum Vorlesen, nämlich des letzten Aktes der «Götterdämmerung», somit des ersehnten Schlusses des Ganzen. *Berlioz,* welcher während dem anlangte, betrug sich dem Missgeschicke dieser Vorlesung gegenüber mit recht freundlichem Anstande. Bei ihm brachten wir einen andren Morgen zu, als er uns mit einem Frühstücke zum Abschiede bewirthete; denn er selbst hatte bereits seine Musikalien gepackt, um sich auf eine Konzertreise nach Deutschland aufzumachen. Hier spielte mir *Liszt* aus dessen «Benvenuto Cellini» vor, und *Berlioz* sang dazu auf seine eigene trockene Weise. Hier traf ich auch, ohne längere Zeit über zu wissen wer er sei, den in Paris so berühmten Feuilletonisten *Jules Janin,* welcher sich mir für jetzt nur durch seine nachlässige, das Französisch mir gänzlich unverständlich lassende, Pariser Sprache bemerklich machte. — Auch ein Dîner mit Soirée im Hause des berühmten Pianofortefabrikanten *Erard* sorgte für unsere Unterhaltung. Hier, wie bei einem anderen von *Liszt* selbst gegebenen Dîner im Palais Royal, traf ich wieder mit dessen Kindern zusammen, von denen namentlich das jüngste, der Sohn *Daniel,* durch seine grosse Lebhaftigkeit und die Aehnlichkeit mit seinem Vater, einen rührenden Eindruck auf mich machte, während ich von seinen Töchtern nur die anhaltende Schüchternheit zu bemerken hatte. Auch eines Abends bei Mme *Kalergis,* dieser sehr ungewöhnlichen Frau, welche ich hier zum ersten Male seit jener frühesten Aufführung des «Tannhäuser» in Dresden wieder sah, habe ich mich zu erinnern. Als über Tisch von ihr im Betreff *Louis Napoléon*'s eine Frage an mich gerichtet wurde, vergass ich mich in meiner, mit einer gewissen Bitterkeit gemischten Ueberspannung so weit, alles gewöhnliche Gespräch dadurch abzuschneiden, dass ich mein Befremden darüber erklärte, wie man von einem Menschen, den doch unmöglich eine Frau wahrhaft lieben könnte, etwas Grosses für die Welt erwarten möchte. Als *Liszt* nach Tische mancherlei spielte, bemerkte die junge *Marie Wittgenstein* meine besonders traurig erscheinende Zurückhaltung, welche theils von meinen Kopfschmerzen herrühren, theils auch das Gefühl meiner innigen Entfremdung solchen Kreisen gegenüber, wie sie mich jetzt umgaben, ausdrücken mochte. Es rührte mich, ihr Theilnahme an meinem Zustande, und die Nöthigung mich sympathisch zu zerstreuen, abgewonnen zu haben.

Nach dem Ablaufe von acht, für mich äusserst anstrengenden Tagen, verliessen meine Freunde Paris. Da ich nun einmal von dem Beginne

meiner Arbeit von neuem so weit abgehalten worden war, beschloss ich auch Paris nicht eher wieder zu verlassen, als bis ich mich endlich in einen, für jenen grossen Zweck dienlichen, ruhigeren Zustand gebracht hätte. Ich hatte meine Frau, welcher ich noch einmal den Augenschein dieses selben Paris, in welchem wir einst so viel Peinliches erlebt hatten, gönnte, aufgefordert, von Zürich aus zur Heimreise mich abzuholen. Nach ihrer Ankunft stellten sich *Kietz* und *Anders* mit Regelmässigkeit zum Dîner bei uns ein; auch ein junger Pole, der Sohn meines, in alten Zeiten enthusiastisch von mir verehrten Freundes, des Grafen *Vincenz Tyszkiewicz,* fand sich zu uns. Dieser sehr junge Mann, erst nach der Zeit meiner Bekanntschaft mit seinem Vater geboren, hatte sich, wie es gegenwärtig von so Vielen geschieht, begeistert der Musik zugewendet. Er hatte bereits in Paris ein sonderbares Aufsehen dadurch erregt, dass er eine von ihm besuchte Aufführung des «Freischütz» in der grossen Oper, der hierbei vorkommenden starken Auslassungen und Aenderungen wegen, für einen an dem eingeweihten Zuhörer begangenen Raub erklärt, und der Administration jenes Theater's einen Prozess wegen seines bereuten Eintrittsgeldes zur Vorstellung auf den Hals gezogen hatte. Auch wollte er ein Journal gründen, in welchem er die Nachlässigkeit des ganzen offiziellen Musiktreibens in Paris prinzipiell als eine Schmach für den Geschmack des Publikums einleuchtend machen wollte. — Ein junger Fürst *Eugen von Wittgenstein-Sayn* war aus dem *Liszt*'schen Kreise übrig geblieben, welchem ich öfter zu einem Medaillon sitzen musste, das er als geschickter Dilettant von mir anfertigte, und unter *Kietz*'s Beirath in nicht misslungener Weise ausführte. — Wichtig war mir auch meine Berathung mit einem jungen Arzte, *Lindemann, Kietz*'s Freund, welcher von der Wassertheorie ab mich für die Gifttheorie einzunehmen suchte. Er war zu einiger Beachtung von Seiten der Pariser Notabilitäten dadurch gelangt, dass er in einem Spital vor Zeugen sich verschiedenartige Gifte eingeimpft und deren Wirkung auf den Organismus sehr genau und eingehend an sich selbst nachgewiesen hatte. Von meinem Nervenzustande behauptete er, dass ihm sofort und gründlich beizukommen sein würde, sobald man durch genaue Experimente zur Bekanntschaft mit derjenigen metallischen Substanz gelangte, welche spezifisch der Strömung meiner Nerven zu gebieten hätte. Er empfahl mir bei akutem Leiden mit grösster Gewissens-Ruhe den Gebrauch von Laudanum. Im übrigen schien er die «Valeriana» für das zusagendste Medikament zu halten.

Sehr ermüdet und ruhlos, und schliesslich auf das äusserste und ärger-

lichste aufgeregt, verliess ich gegen Ende Oktober mit *Minna* Paris, ohne zu begreifen, zu welchem Zwecke ich schliesslich dort so viel Geld ausgegeben hatte. Entschädigung durch die Propaganda meiner Opern in Deutschland verhoffend, zog ich mit zunehmender Gelassenheit endlich in meine Züricher Wohnung wieder ein, mit dem Vorsatze, nicht eher sie wieder zu verlassen, als bis mindestens einige Theile meiner Nibelungen-Dramen musikalisch ausgeführt wären. Sogleich im Beginn des November machte ich mich denn auch an die lange zurückgehaltene Arbeit. Seit Ende des März 1848 waren es nun fünf Jahre und ein halbes, in welchen ich vollständig von jeder musikalischen Produktion mich fern gehalten hatte, und da es mir nun wirklich bald glückte, in die rechte Stimmung hierfür zu gerathen, darf ich diesen Wiederbeginn meiner musikalischen Arbeit wohl als den Eintritt einer völligen Wiedergeburt nach einer stattgehabten Seelenwanderung bezeichnen. Was die Technik meiner Arbeit betraf, gerieth ich alsbald in Verlegenheit, jenes im Halbtraume zu *Spezzia* konzipirte Orchestervorspiel in meiner gewohnten Art der Skizzirung auf zwei Linien aufzuzeichnen. Ich musste sofort zum vollständigen Partitur-Formular greifen; dadurch wurde ich zu einer neuen Art meines Skizzirens überhaupt verleitet, wonach ich nur die allerflüchtigsten Bleistifts-Umrisse für die sofortige Bearbeitung in der vollständigen Partitur entwarf. Diess zog mir für später bedenkliche Schwierigkeiten zu, da die mindeste Unterbrechung meiner Arbeit mich der Bedeutung meiner flüchtigen Skizzen oft vergessen machte, und ich diese dann mühsam mir wieder zurückrufen musste. Doch liess ich diese Schwierigkeit für das «Rheingold» noch nicht aufkommen; bereits am 16. Januar 1854 war die ganze Komposition entworfen, und somit in seinen wichtigsten thematischen Beziehungen der Plan zu dem ganzen musikalischen Gebäude des vieltheiligen Werkes vorgezeichnet. Denn eben hier, in diesem grossen Vorspiele, waren diese thematischen Grundsteine für das Ganze zu legen gewesen.

Wirklich entsinne ich mich einer grossen und vortheilhaften Veränderung meines Gesundheitszustandes während dieser Arbeit, so dass ich aus jener Zeit nur sehr geringe Eindrücke aus meiner Lebensumgebung übrig behalten habe. In den ersten Monaten des neuen Jahres dirigirte ich auch diesmal wieder in einigen Orchester-Konzerten. Einem Wunsche meines Freundes *Sulzer* zu Liebe führte ich dabei auch die Ouvertüre zu *Iphigenie in Aulis* von *Gluck* auf, nachdem ich sie zuvor mit einem neuen Schlusse von mir versehen hatte. Die Nöthigung zu dieser kleinen Arbeit, welche ich dem *Mozart*'schen Schlusse gegenüber

empfand, veranlasste mich noch zu einer Abhandlung des hier angeregten künstlerischen Problems für die *Brendel*'sche Musikzeitung. Diess Alles störte mich jedoch nicht in der Ausarbeitung der Partitur des «Rheingoldes», welche ich zunächst mit Bleistift auf einzelne Blätter schnell aufzeichnete. Am 28. Mai war auch die Instrumentirung des «Rheingoldes» vollendet.

In meinem häuslichen Umgange hatte sich um jene Zeit wenig verändert; was sich in den letzten Jahren in dieser Beziehung gebildet hatte, lebte in freundlicher Gestaltung eben ruhig fort. Nur trat jetzt wieder einige Beklemmung in meine ökonomische Lage, da ich im vorangehenden Jahre, namentlich im Betreff meiner häuslichen Einrichtung, sowie meines Lebenszuschnittes überhaupt, mich wohl zu sehr auf die Fortdauer und Steigerung der Einnahmen von den Theatern für meine Opern verlassen hatte. Von diesen Theatern blieben leider die grösseren und einträglichsten immer noch im Rückstand. Namentlich in diesem Jahre musste ich es mit Pein empfinden, dass ich mit Berlin und Wien immer noch zu keiner Annäherung gelangen konnte. Diess bereitete mir verschiedene Sorgen, welche mich einen grossen Theil des Jahres über belästigten. Gegen die hieraus hervorgehende Stimmung suchte ich bei neuer Arbeit Schutz, und, statt der Reinschrift der Partitur des «Rheingoldes», beschäftigte ich mich alsbald bereits mit dem Beginne der Komposition der «Walküre». Mit Ende Juli gedieh die erste Scene zum Abschluss, als ich mich durch einen Ausflug in die südliche Schweiz darin unterbrechen musste.

Von der *Eidgenössischen Musikgesellschaft* war ich zu der Direktion ihres diessjährigen Musikfestes in *Sion* eingeladen. Diese hatte ich abgelehnt, jedoch versprochen mich einzufinden, um, sobald die Mittel dazu mir genügend erscheinen würden, an einem der Festtage die A-dur-Symphonie von *Beethoven* zu dirigiren. Ich verknüpfte hiermit den Vorsatz, in *Montreux* am Genfer See *Karl Ritter* zu besuchen, welcher dort mit der vor Kurzem ihm angetrauten jungen Frau sich niedergelassen hatte. Hier hielt ich mich ungefähr acht Tage auf, lernte die Eigenthümlichkeit der jungen Ehe, welche mir nicht die Anzeichen eines dauernden Glückes zu enthalten schien, mit einiger Bangigkeit kennen, und reiste dann mit *Karl* zu dem erwarteten Musikfest in das *Wallis* hinein. Unterwegs, in *Martigny*, schloss sich uns ein sonderbarer junger Mensch an, welcher mir schon im vergangenen Jahre, bei Gelegenheit meiner grossen Züricher Aufführungen, als jugendlicher Enthusiast und Musiker vorgestellt worden war. Es war dieses *Robert von Hornstein:*

der sehr drollige Mensch war mir, vor allem aber meinem jüngeren Freunde *Ritter*, als weiterer Genosse der erwarteten Abenteuer willkommen; denn wirklich hatte ihn der Ruf, ich würde das eidgenössische Musikfest dirigiren, aus Schwaben nach dem Kanton *Wallis* gezogen. Leider traf ich am Sitze des diesjährigen Festes so gegen alles Erwarten unzureichende und kleinliche Vorbereitungen für eine künstlerische Unternehmung an, dass ich, nachdem ich von dem Klange des ungemein dürftigen Orchester's in einer kleinen Kirche, welche zugleich den Konzertsaal abgab, einen gänzlich abschreckenden Eindruck erhalten hatte, empört über den Leichtsinn, mich bei einer solchen Gelegenheit herbeigezogen zu haben, einfach durch ein paar Zeilen an den eigentlichen Festdirigenten, Musikdirektor *Methfessel* aus Bern, ohne weitere Ceremonien mich verabschiedete, und meine schnelle Abreise mit dem gerade abgehenden Postwagen sogar meinen beiden jungen Freunden verheimlichte. Zu diesem Letzteren hatte ich noch meine besonderen Gründe, welche ich, da sie Stoff zu einer psychologischen Studie gaben, in meiner Erinnerung erhalten habe. Als ich nämlich, in grosser Verstimmung über den empfangenen unkünstlerischen Eindruck, zu dem Mittagessen mich im Gasthofe einfand, erregte ich, eben durch meinen Unmuth, fortwährend ein bis zur Unverschämtheit sich steigerndes, knabenhaftes Gelächter dieser Beiden. Ich musste vermuthen, dass dies die Fortsetzung einer heiteren Laune sei, in welche sie durch eine vorangehende Unterhaltung über mich gerathen waren. Da keine meiner Ermahnungen, ja selbst nicht meine Erzürnung sie zu einem schicklicheren Benehmen bringen konnte, verliess ich in wahrer Betroffenheit den Speisesaal, besorgte meine Abreise, und wusste diese Jenen so vollständig zu verbergen, dass sie erst nachher davon erfuhren. Ich ging auf einige Tage nach *Genf* und *Lausanne*, wollte mich dann aber noch der jungen Frau *Ritter*, welche in *Montreux* zurückgeblieben war, auf der Heimreise empfehlen; da traf ich denn die beiden jungen Leute wieder an: sie hatten, in betroffener Ernüchterung durch meine Abreise, ebenfalls das unglückliche Musikfest verlassen, und, um etwas von mir zu erfahren, sich hier eingefunden. Ich erwähnte mit keinem Worte ihres ungezogenen Benehmens; da mich *Karl* sehr herzlich bat noch kurze Zeit bei ihm zu verweilen, und mich in Wahrheit eine dichterische Arbeit, welche er vor Kurzem beendigt hatte, sehr interessirte, gab ich nach. Diess war ein Lustspiel, *Alkibiades*, welches mit auffallender Freiheit und Feinheit der Form konzipirt und ausgeführt war. Schon in Albisbrunnen hatte *Karl* von dem Plane dieses Stückes gesprochen,

mir auch einen zierlichen Dolch gezeigt, auf dessen Klinge die Sylben «*Alki*» eingebrannt waren. Er erklärte mir, dass sein in Stuttgart hinterlassener Freund, jener junge Schauspieler, einen gleichen Dolch besitze, auf dessen Klinge die Sylben «*Biades*» stünden. Es schien nun, dass *Karl*, auch ohne der symbolischen Hülfe von solchen Dolchen, zuletzt wieder in dem jungen Tölpel *Hornstein* eine ähnliche Ergänzung zu seinem alkibiadischen Wesen gefunden hatte, und sehr vermuthlich hatten die beiden in *Sion* eine «alkibiadische» Scene gegenüber «Sokrates» aufzuführen geglaubt. Glücklicherweise zeigte mir sein Lustspiel, dass sein künstlerisches Talent seine Anlagen für das Leben vortheilhaft überbot. Ich bedaure noch heute, die allerdings sehr schwierige Aufgabe der Darstellung dieses Stückes nicht gelöst zu wissen. Auch *Hornstein* benahm sich jetzt mit empfehlender Nüchternheit; ich begleitete ihn auf der Heimreise, als er sich von *Vevey* aus nach *Lausanne* wandte, eine Strecke des Weges zu Fuss, wo er sich mit seinem Ränzel an der Seite ganz drollig und rührend ausnahm.

Ueber *Bern* und *Luzern* reiste ich nun auf dem nächsten Wege nach *Selisberg* am Vierwaldstätter See, wohin bereits zuvor meine Frau, zum Antritt einer Molkenkur, gegangen war. Die schon früher von mir wahrgenommenen Anzeigen einer Herzkrankheit hatten sich nämlich bei ihr vermehrt, und dieser Gesundheit stärkende Aufenthalt war ihr empfohlen worden. Geduldig überstand ich einige Wochen lang die Leiden eines Schweizer Pensionslebens, leider aber zur Beunruhigung meiner Frau, welche sich mit den Gewohnheiten desselben im behaglichsten Sinne vertraut gemacht hatte, und mich nun als störend betrachten musste; doch half auch mir die schöne Luft und ein täglicher weiterer Ausflug auf den Gebirgspfaden. Ich wählte mir sogar in Gedanken die ziemlich wilde Stelle aus, auf welcher ich mir ein einfaches Holzhäuschen aufführen zu lassen wünschte, um dort einmal in Ruhe arbeiten zu können. — Ende Juli gingen wir gemeinschaftlich nach *Zürich* zurück, wo ich mich alsbald wieder zu der Komposition der *Walküre* wandte, von welcher ich den ersten Akt noch im Monat August aufzeichnete. Da ich um diese Zeit von den erwähnten Sorgen stark bedrückt war, andrerseits häusliche Ungestörtheit für meine Arbeit mir sehr ersehnt war, stimmte ich gern zu dem Wunsche meiner Frau, ihre Verwandten und Bekannten in *Dresden* und *Zwickau* besuchen zu dürfen. Anfang September verliess sie mich demnach für einige Zeit, und berichtete mir bald auch von ihrem Besuch in *Weimar*, wo sie von der Fürstin *Wittgenstein* auf der *Altenburg* freundlich bewirthet worden war. Dort hatte

sie auch *Röckel*'s Frau, für welche dessen Bruder aufopfernd sorgte, wiedergesehen. Es war ein ihr eigenthümlicher energischer Zug, dass sie sich entschloss, von da aus die Strafanstalt in *Waldheim* aufzusuchen, um *Röckel*, dem sie persönlich so im höchsten Grade ungeneigt war, zu sehen, damit sie seiner Frau Nachricht über sein Befinden geben könnte. Ueber diesen geglückten Versuch berichtete sie mir selbst in sonderbarer, fast höhnischer Weise, dass *Röckel* ganz glatt und munter ausgesehen habe und sich gar nicht so übel zu befinden scheine.

Während dem versteckte ich mich tief in meine Arbeit, beendigte am 26. September die zierliche Reinschrift der Partitur des «Rheingoldes», und lernte jetzt in der friedlichen Stille meines Hauses ein Buch kennen, dessen Studium von grosser Bedeutung für mich ward. Es war diess *Arthur Schopenhauer*'s: «Die Welt als Wille und Vorstellung».

Herwegh nannte mir dieses Buch, von welchem er vor allem das Interessante mitzutheilen hatte, dass es neuerdings auf sonderbaren Umwegen gewissermaassen erst entdeckt worden sei, nachdem es bereits vor über dreissig Jahren erschienen war. Die diesen Umstand erläuternde Schrift eines Herrn *Frauenstädt* hatte auch ihn erst auf das Werk hingewiesen. Ich fühlte mich sofort von dem Werke bedeutungsvoll angezogen, und widmete mich alsbald dem Studium desselben. Zu wiederholten Malen hatte mir ein inneres Bedürfniss das Verlangen eingegeben, die eigentliche Bedeutung der Philosophie mir verständlich zu machen. Schon in meiner frühesten Zeit war durch einige Gespräche mit *Lehrs* in Paris dieser Trieb in mir angeregt worden, welchem ich bisher durch meine Versuche, bei den Leipziger Professoren, dann aus einem *Schelling*'schen, später aus einem *Hegel*'schen Buche, Befriedigung zu verschaffen getrachtet hatte, bis, da diese Versuche mich alsbald abschreckten, einige *Feuerbach*'sche Schriften mir den Grund hievon anzugeben geschienen hatten. Nun fesselte mich sofort, ausser dem Interesse für das sonderbare Schicksal dieses Buches, die grosse Klarheit und männliche Präzision, welche ich vom ersten Beginne bei der in ihm enthaltenen Erörterung der schwierigsten metaphysischen Probleme antraf. Allerdings hatte mich schon das Urtheil eines englischen Kritiker's bestochen, welcher mit grosser Ehrlichkeit bekannte, sein dunkler, aber unüberzeugter Respekt vor der deutschen Philosophie sei bisher aus der gänzlichen Unfasslichkeit derselben, wie sie zuletzt von *Hegel* vorgetragen war, entstanden, wogegen es ihm nun beim Studium *Schopenhauer*'s schnell aufgegangen sei, dass nicht seine geringe Kapazität, sondern der absichtliche Schwulst in der Fassung jener Philosopheme an seiner

Unklarheit hierüber Schuld gewesen sei. Wie jedem leidenschaftlich durch das Leben Erregten es ergehen wird, suchte auch ich zunächst nach der Konklusion des *Schopenhauer*'schen System's; befriedigte mich die ästhetische Seite desselben vollkommen, und überraschte mich hier namentlich die bedeutende Auffassung der Musik, so erschreckte mich doch, wie jeder in meiner Stimmung Befindliche es erfahren wird, der der Moral zugewandte Abschluss des Ganzen, weil hier die Ertödtung des Willen's, die vollständigste Entsagung, als einzige wahre und letzte Erlösung aus den Banden der, nun erst deutlich empfundenen, individuellen Beschränktheit in der Auffassung und Begegnung der Welt gezeigt wird. Für denjenigen, welcher sich aus der Philosophie eine höchste Berechtigung für politische und sociale Agitationen zu Gunsten des sogenannten «freien Individuums», gewinnen wollte, war allerdings hier gar nichts zu holen, und die vollständigste Ablenkung von diesem Wege zur Stillung des Triebes der Persönlichkeit war einzig gefordert. Diess wollte denn auch mir für das Erste durchaus nicht munden, und so schnell glaubte ich der sogenannten «heiteren» griechischen Weltanschauung, aus welcher ich auf mein »Kunstwerk der Zukunft« geblickt hatte, mich nicht entschlagen zu dürfen. Wirklich war es *Herwegh,* welcher mit einem gewichtigen Worte mich zunächst zur Besonnenheit gegen meine Empfindlichkeit veranlasste. Durch diese Einsicht in die Nichtigkeit der Erscheinungswelt — so meinte er — sei ja eben alle Tragik bestimmt, und intuitiv müsse sie jedem grossen Dichter, ja jedem grossen Menschen überhaupt, inne gewohnt haben. Ich blickte auf mein Nibelungen-Gedicht, und erkannte zu meinem Erstaunen, dass das, was mich jetzt in der Theorie so befangen machte, in meiner eigenen poetischen Konzeption mir längst vertraut geworden war. So verstand ich erst selbst meinen «Wotan», und ging nun erschüttert von Neuem an das genauere Studium des *Schopenhauer*'schen Buches. Jetzt erkannte ich, dass es vor allem darauf ankam, den ersten Theil desselben, die Erklärung und erweiterte Darstellung der *Kant*'schen Lehre von der Idealität der bisher in Zeit und Raum so real gegründet erschienenen Welt zu verstehen, und meinen ersten Schritt auf dem Wege dieses Verständnisses glaubte ich nun schon durch die Erkenntniss der ungemeinen Schwierigkeit derselben gethan zu haben. Von jetzt an verliess mich das Buch viele Jahre hindurch nie gänzlich, und bereits im Sommer des darauf folgenden Jahres hatte ich es zum vierten Male durchstudirt. Die hierdurch allmählich auf mich sich einstellende Wirkung war ausserordentlich, und jedenfalls für mein ganzes Leben entscheidend. Ich gewann da-

durch für mein Urtheil über alles, was ich bisher rein nach dem Gefühle mir angeeignet hatte, ungefähr dasselbe, was ich einst, aus der Lehre meines alten Meisters *Weinlich* entlassen, durch das eingehendste Studium des Kontrapunktes für die Musik mir gewonnen hatte. Wenn ich späterhin in zufällig angeregten schriftstellerischen Arbeiten mich wieder über das mich besonders angehende Thema meiner Kunst vernehmen liess, so war diesen zuversichtlich anzumerken, was ich hiermit als den Gewinnst aus meinem Studium der *Schopenhauer*'schen Philosophie bezeichne. — Für jetzt fühlte ich mich bewogen, dem verehrten Philosophen ein Exemplar meines Nibelungen-Gedichtes zu übersenden; ich fügte dem Titel mit meiner Hand nur die Worte «aus Verehrung» bei, ohne sonst ein Wort an *Schopenhauer* zu richten, wozu mich theils die grosse Befangenheit, gegen ihn mich auszusprechen, als auch das Gefühl davon bestimmte, dass, wenn *Schopenhauer* durch die Lektüre meiner Dichtung selbst sich nicht deutlich machen könnte, mit wem er es zu thun habe, ein noch so ausführlicher Brief meinerseits hierzu auch nicht verhelfen würde. Somit entsagte ich auch dem eitlen Wunsche, mit einer schriftlichen Rückäusserung von ihm beehrt zu werden. Doch erfuhr ich später durch *Karl Ritter*, so wie auch durch Dr *Wille*, welche beide *Schopenhauer* in Frankfurt aufsuchten, dass dieser sich bedeutend und günstig über meine Dichtung ausgesprochen habe.

Während ich, neben diesem Studium, in der Komposition der Musik zur *Walküre* fortfuhr, dabei in grosser Zurückgezogenheit lebte und meine Mussestunden nur auf weite Promenaden in die Umgegend verwandte, stellte sich, wie diess gewöhnlich bei anhaltender musikalischer Beschäftigung mir begegnete, der Trieb zur dichterischen Konzeption wiederum ein. Es war wohl zum Theil die ernste Stimmung, in welche mich Schopenhauer versetzt hatte, und die nun nach einem extatischen Ausdrucke ihrer Grundzüge drängte, was mir die Konzeption eines «*Tristan und Isolde*» eingab. Auf den Gegenstand, den ich von meinen Dresdener Studien her genauer kannte, war ich in letzter Zeit durch die Mittheilung eines Planes *Karl Ritter*'s zur Ausführung desselben in dramatischer Form, von Neuem aufmerksam gemacht worden. Ueber das Fehlerhafte seines Entwurfes hatte ich mich damals gegen den jungen Freund ausgelassen. Er hatte sich an die übermüthigen Situationen des Romanes gehalten, während mich die tiefe Tragik desselben sogleich anzog, und ich alles hiervon abliegende Beiwerk von dieser Haupttendenz fern gehalten mir dachte. Von einem Spaziergange heimkehrend, zeichnete ich eines Tages mir den Inhalt der drei Akte auf, in welche zusammen-

gedrängt ich mir den Stoff für künftige Verarbeitung vorbehielt. Im letzten Akte flocht ich hierbei eine, jedoch später nicht ausgeführte, Episode ein: nämlich einen Besuch des nach dem *Gral* umherirrenden *Parzival* an *Tristan*'s Siechbette. Dieser an der empfangenen Wunde siechende und nicht sterben könnende *Tristan*, identifizirte sich in mir nämlich mit dem *Amfortas* im Gral-Roman. — Für jetzt konnte ich mir die Gewalt anthun, dieser Konzeption nicht weiter nachzuhängen, um mich in meiner grossen musikalischen Arbeit nicht stören zu lassen.

Während dem gelang es mir auch, namentlich mit Hülfe meiner Freunde, meiner sorgenvoll gewordenen Lage eine befriedigende Wendung zu geben. Auch stellte sich der Verkehr mit den deutschen Theatern jetzt wieder vortheilhafter heraus. *Minna* hatte Berlin besucht, und war dort durch Vermittelung unserer alten Freundin *Frommann* auch zu einer Unterredung mit dem Herrn von *Hülsen*, dem Intendanten des dortigen Hoftheaters, gelangt. Nachdem nun zwei Jahre zwecklos verstrichen waren, konnte ich jetzt um so eher meinen *Tannhäuser* auch ohne weitere Bedingungen zur Aufführung in Berlin abtreten, als er seitdem durch seine fast allgemeine Verbreitung auf die übrigen Theater, im Betreff seines Erfolges sich so festgesetzt hatte, dass ein etwa zu fürchtender Misserfolg in Berlin nicht mehr dem Rufe meines Werkes, wohl aber dem der Berliner Direktion nachtheilig werden konnte. — Anfangs November kehrte *Minna* von ihrem Ausfluge wieder zurück, und auf ihren Bericht hin liess ich denn nun auch im Betreff der Berliner Aufführung des *Tannhäuser* dem Schicksale seinen Lauf, wodurch ich mir in der Folge zwar viel Aerger über die elende Darstellung meines Werkes, dann aber auch, im Genusse der dort gewährten sogenannten *Tantième*, eine lange fliessende Quelle nicht unbeträchtlicher Einnahmen gewann.

Bald meldete sich nun auch wieder die *Züricher Musikgesellschaft* für meine Theilnahme an den diessjährigen Winter-Konzerten, welche ich zwar nochmals zusagte, jedoch mit der Erklärung, dass ich ihrerseits nun erwarte, dass sie ernstlich sich um eine von mir angeregte Verbesserung des Orchesters bekümmere. Ich hatte nämlich bereits zwei verschiedene Propositionen für die Begründung eines guten Orchesters in Zürich an diese Herren von der Musikgesellschaft gelangen lassen; jetzt arbeitete ich einen noch ausführlicheren dritten Entwurf aus, in welchem ich ihnen auf das Allergenaueste angab, wie sie es mit verhältnissmässig sehr geringen Kosten bewerkstelligen könnten, im Verein mit dem Theater ein gutes Orchester zu erhalten. Ich erklärte

ihnen, dass ich in diesem Winter zum letzten Male mit ihnen mich beschäftigen werde, wenn sie auf diese sehr billigen Vorschläge für die Zukunft nicht eingingen. — Ausserdem nahm ich mich jetzt eines Quartett-Vereines an, welcher sich aus den Vorspielern des Orchesters gebildet hatte, die mich darum angingen, ihnen zur Erlernung des richtigen Vortrages der von mir empfohlenen Quartett-Kompositionen behülflich zu sein. Es freute mich vor Allem, diesen Leuten durch die schnell ihnen zugewandte Theilnahme des Publikum's für längere Zeit recht günstige Nebeneinnahmen zu verschaffen. Was ihre künstlerischen Leistungen betraf, so wollte es allerdings damit nicht recht vorwärts gehen, da es sich mir herausstellte, dass bei dem so frei liegenden Vortrage der einzelnen Musiker durch die blosse Aufnöthigung der dynamischen Nüancen nicht Das ersetzt werden konnte, was nur durch die individuelle Bildung eines höheren künstlerischen Geschmackes in der Behandlung des Instrumentes selbst bewirkt werden kann. Doch verstieg ich mich bis dahin, ihnen selbst das *Cismoll*-Quartett von *Beethoven* einzustudiren, was mich allerdings bei unzähligen Proben eine beschwerliche Ausdauer kostete. Ich gab ihrem Programm eine kleine Anleitung zur Auffassung dieser merkwürdigen *Beethoven*'schen Komposition bei. Ob ich hierdurch, sowie durch die Aufführung selbst, auf einen der Zuhörer gewirkt habe, ist mir unbekannt geblieben.

Wenn ich nun ausserdem noch berichten kann, dass ich am 30. Dezember dieses Jahres bereits die Komposition der ganzen *Walküre* in der Skizze beendigte, so sage ich wohl genug, um auf mein ernstes und thätiges Leben in dieser Zeit, sowie darauf hinzuweisen, dass ich durch äusseren Verkehr keinerlei Störung meiner strengen Lebensweise aufkommen liess.

Im Januar 1855 begann ich bereits die Instrumentation der *Walküre*. Doch unterbrach ich mich sofort durch eine Zwischenarbeit, welche gelegentlich dadurch entstand, dass ich einigen Freunden von meiner, damals vor fünfzehn Jahren, in Paris komponirten *Faust*-Ouvertüre sprach, und ihnen das Verlangen erweckte, sie zu hören. Diess brachte mich sofort darauf, diese Komposition, welche einst eine bedeutungsvolle Wendung in meiner musikalischen Konzeption hervorgerufen hatte, mir noch einmal genauer anzusehen. *Liszt* hatte sie vor einiger Zeit einmal in Weimar aufgeführt, viel Erfreuliches mir darüber geschrieben, aber auch den Wunsch ausgedrückt, einiges darin nur Angedeutete bestimmter ausgeführt zu wissen. So überarbeitete ich dieses Werk jetzt nochmals, und befolgte dabei den mit sehr zarter Empfindung gegebenen

Rath meines Freundes in der Weise, wie die jetzt in der *Härtel*'schen Ausgabe veröffentlichte Komposition es zeigt. Auch studirte ich diese Ouvertüre unserem Orchester ein, und führte sie, wie mich dünkte, mit gutem Erfolge auf. Nur meiner Frau schien es, als ob es darin zu *nichts Rechtem* käme, und sie bat mich, als ich noch in diesem Jahre nach London ging, sie dort nicht aufzuführen.

Jetzt nämlich trat von Aussen eine sonderbare Aufforderung an mich heran, wie sie eigentlich nie in meinem Leben sich wiederholte. Noch im Januar erhielt ich eine Anfrage von der *philharmonischen Gesellschaft in London*, ob ich geneigt sei ihre diessjährigen Konzerte zu dirigiren; da ich mit meiner Antwort etwas zögerte, um mich zuvor nach den Umständen näher zu erkundigen, überraschte mich eines Tages der Besuch eines Herrn *Anderson*, Mitglied des Vorstandes der berühmten Gesellschaft, welcher eigens von London nach Zürich gereist war, um sich meiner Einwilligung zu versichern. Ich hatte auf vier Monate nach London zu kommen, um dort acht Konzerte der *philharmonischen Gesellschaft* zu dirigiren, wofür ich in allem 200 Pfund Sterling bezahlt erhielt. Auch jetzt wusste ich noch nicht recht wozu ich mich entscheiden sollte, da, geschäftlich angesehen, ein eigentlicher Gewinn hierbei nicht zu erwarten war, und andrerseits das Konzertdirigiren mit Ausnahme einzelner schöner Leistungen, auf welche es hierbei nur ankommen konnte, mir sehr ferne lag. Eines stimmte mich zunächst günstig, nämlich, nach so langer Enthaltung wieder einmal mit einem grossen und schönen Orchester zu thun zu haben; dann aber reizten mich auch die fast mysteriös mir erscheinenden Umstände, welche die Blicke der mir so fern abliegenden Musikwelt plötzlich auf mich gerichtet hatten. Ich vermuthete dahinter etwas, was mir wie ein Schicksalswink aussah, und sagte endlich dem stupid freundlich englischen Gesichte des Herrn *Anderson* zu, worauf dieser sehr befriedigt, in einem grossen Pelze, dessen Eigenthümer ich später kennen lernte, direkt wieder nach London zurückfuhr.

Bevor ich ihm nachfolgte, musste ich mich aber erst noch einer Kalamität entledigen, welche meine Gutmüthigkeit mir auf den Hals geladen hatte. Der äusserst zudringliche Direktor der diessjährigen Theaterunternehmung hatte es nämlich durchgesetzt, dass ich ihm eine Aufführung des «*Tannhäuser*» erlaubte, wozu er mich dadurch bestimmte, dass er mir vorhielt, wie ich doch jedem Theater diese Partitur überlassen habe, und es für seine Unternehmung von wahrem Nachtheil sein müsste, wenn er blos aus dem Grunde, weil ich selbst hier lebte,

der gleichen Vergünstigung für Zürich verlustig sein sollte. Ausserdem mischte sich meine Frau in die Sache, an deren Protektion sich alsbald die Sänger der Partien des «*Tannhäuser*» und «*Wolfram*» wendeten; und wirklich verstand sie es auch, mein humanes Mitgefühl für den einen ihrer Schützlinge, einen armen, bis dahin vom Direktor sehr chicanirten Tenoristen, in das Spiel zu bringen. Ich ging mit diesen Leuten ihre Rollen einige Male durch, und fand mich demzufolge auch veranlasst, zur Beaufsichtigung ihrer Leistungen in den Theaterproben mich einzufinden, was dann wieder so viel hiess, als dass ich von Einmischung zu Einmischung weiter gedrängt, bis an das Dirigentenpult gerieth und endlich die erste Aufführung wirklich selbst leitete. Aus dieser ist mir besonders die Sängerin der «*Elisabeth*» in Erinnerung geblieben, welche, ursprünglich dem Soubrettenfache angehörig, ihre Rolle in weissen Glaçé-Handschuhen mit daran hängendem Fächer gab. Diessmal hatte ich denn aber im Betreff dieser Konzessionen zur Genüge, und als mich das Publikum schliesslich auf die Bühne rief, erklärte ich von dort aus meinen Freunden sehr unverhohlen, dass man mich nun zum letzten Male zu so etwas bekommen hätte, und ich es ihnen für die Zukunft überliesse, für ihr Theater, von dessen übler Beschaffenheit sie sich heute einen genaueren Begriff hatten machen können, etwas zu thun; worüber denn alles sehr erstaunt war. Eine ähnliche Erklärung gab ich jedoch auch der Musikgesellschaft, in welcher ich vor meiner Abreise ebenfalls noch einmal, und wirklich zum letzten Male, etwas dirigirte. Leider nahm man diess nur als joviale Züge von mir auf, und fühlte sich zu keinerlei Anstrengung im mindesten angespornt, so dass es im nächsten Winter meiner sehr ernsten und fast groben Erklärung bedurfte, um die Betreffenden ein für alle Male von weiteren Zumuthungen an mich abzubringen. So verliess ich meine bisherigen Züricher Kunstfreunde in ziemlich verblüffter Stimmung, um am 26. Februar meine Reise nach London anzutreten.

Ich reiste über Paris, und verweilte dort einige Tage, während welcher ich nur *Kietz* und seinen, von ihm als Wunderdoktor geachteten, Freund *Lindemann* sah. Am 2. März in London angekommen, wandte ich mich zunächst an *Ferdinand Präger*, den Jugendfreund der Gebrüder *Röckel*, von welchem ich durch diese eine sehr empfehlende Kenntniss erlangt hatte. Ich traf an ihm, der seit langen Jahren in London als Musiklehrer niedergelassen war, einen ungemein gutmüthigen, nur für seinen Bildungsstand zu sehr aufgeregten Menschen. Nachdem ich die erste Nacht in seinem Hause verbracht hatte, besorgte ich mir des andern

Tages mit seiner Hülfe eine Wohnung an *Portland-Terrace* in der Umgebung des *Regents-Park*, welchen ich von meinem früheren Besuche her angenehm im Gedächtniss hatte. Ich versprach mir bei dem erwarteten Frühjahre einen angenehmen Aufenthalt schon durch die unmittelbare Nähe der Partie dieses Parkes, von welcher schöne Rothbuchen über den Weg herüber ragten. Trotzdem ich vier Monate in London verbrachte, schien es mir jedoch nie zu diesem Frühling zu kommen; so sehr lastete das neblige Klima auf alle meine Eindrücke, welche ich dort erhielt. *Präger* nahm sich sofort auf's Bereitwilligste meiner an, um mich auf dem Wege der üblichen Visiten zu geleiten, bei welchen wir auch Herrn *Costa* heimsuchten, an welchem ich den Chef des Orchesters der italienischen Oper, und somit den eigentlichen Hegemon der Londoner Musik kennen lernte; denn er war auch Direktor der *sacred-music-society*, in welcher fast allwöchentlich *Händel* und *Mendelssohn* zur Aufführung kommen.

Präger führte mich aber auch zu seinem Freunde *Sainton*, dem ersten Violinisten des Londoner Orchesters. Nach dem überaus herzlichen Empfange von dessen Seite, erfuhr ich nun auch die sonderbare Geschichte meiner Berufung nach London. *Sainton*, ein Südfranzose aus Toulouse, von feurigem, naivem Temperamente, hatte zu seinem Wohnungsgenossen einen vollblutigen deutschen Musiker aus Hamburg, Namens *Lüders*, den Sohn eines Stadtmusikers von trockenster, aber gemüthlicher Naturbeschaffenheit. Es rührte mich späterhin sehr, das Lebensereigniss zu erfahren, welches diese Beiden zu untrennbaren Freunden gemacht hatte: *Sainton* war auf einer Virtuosenreise über *Petersburg* nach *Helsingfors* in *Finnland* verschlagen worden; vom Dämon der schlechten Geschäfte verfolgt, wusste er von dort aus sich nicht weiter zu finden, als ihm die überaus nüchterne und bescheidene Gestalt des Hamburger Stadtmusikers-Sohnes dort im Gasthof auf der Treppe mit der Frage entgegentrat: ob er geneigt sei seine Freundschaft anzunehmen, mit welcher er ihm, da er wohl merke, dass er in übler Lage sei, die Hälfte seiner Baarschaft anbiete. Von diesem Augenblicke an waren Beide unzertrennbare Freunde, machten Kunstreisen in Schweden und Dänemark, fanden sich unter den sonderbarsten Umständen über Hamburg wieder nach Hâvre, Paris und Toulouse zurück, von wo aus sie endlich sich nach London übersiedelten, *Sainton*, um eine bedeutende Stellung im Orchester einzunehmen, *Lüders*, um als trockner Stundengeber sich so gut wie möglich durchzuhelfen. Nun traf ich beide in einer hübschen Wohnung, wie Mann und Frau zusammenlebend, stets

in zärtlicher Freundschaft für einander besorgt. Dieser *Lüders* hatte nun meine Kunstschriften gelesen, und namentlich «Oper und Drama» hatte ihn zu dem Ausrufe bewogen: «Donnerwetter! Da ist was dahinter!» Diess hatte nun *Sainton* stutzig gemacht, und, als vor dem Beginne der diessjährigen Saison, aus unklar gebliebenen Gründen, der bisherige Dirigent der philharmonischen Konzerte, eben jener machtvolle Herr *Costa*, mit der Gesellschaft sich überwarf und erklärte, ihre Konzerte nicht weiter dirigiren zu wollen, hatte *Sainton*, welchen der «Treasurer» der Gesellschaft, Herr *Anderson*, in seiner grossen Verlegenheit um Rath frug, auf *Lüders* Meinung hin angerathen, mich zu engagiren. Wie ich erfuhr, war man nicht sofort auf diese Empfehlung eingegangen, und erst als *Sainton* auf's Gerathewohl versicherte mich in Dresden dirigiren gesehen zu haben, entschloss sich Herr *Anderson*, in dem Pelze, welchen ihm *Sainton* dazu herlieh, die Reise zu mir nach Zürich zu machen, in dessen Folge ich mich jetzt hier befand. Wie ich bald ebenfalls erfuhr, hatte jedoch *Sainton* hierin mit dem seinen Nationalcharakter eigenen Unbedacht gehandelt; denn *Costa* war es nämlich nicht eingefallen mit seiner Erklärung an die philharmonische Gesellschaft es ernst zu nehmen, und meine Berufung schien ihm höchst widerwärtig. Als Chef desselben Orchesters, welches uns zu den philharmonischen Konzerten zu Gebote stand, übte er in Folge dessen fortwährend einen feindlichen Einfluss auf die von mir geleiteten Unternehmungen aus, unter welchem selbst mein Freund *Sainton*, ohne dass er sich des Grundes klar bewusst wurde, zu leiden hatte.

Diess stellte sich mir im Verlaufe immer deutlicher heraus, während anderseits genügende Elemente zur Bereitung der mannigfaltigsten Widerwärtigkeiten für mich vorhanden waren. Vor allem erklärte sich sofort der Musikreferent der *Times*, Herr *Davison*, im feindlichsten Sinne gegen mich. Ich erfuhr an diesem Manne zum ersten Mal bestimmt und deutlich die Wirkung meines früheren Aufsatzes über das «Judenthum in der Musik». Ausserdem aber berichtete mir *Präger*, dass *Davison*, bei seiner äusserst machtvollen Stellung in der *Times*, gewohnt sei, von Jedem, welcher in Musikangelegenheiten nach England käme, zu allernächst durch Aufmerksamkeiten aller Art gewonnen zu werden. Diesen Anforderungen hätte sich, zum höchsten Vortheile für ihren äusseren Erfolg, namentlich auch *Jenny Lind* gefügt, und nur die *Sonntag*, als *Gräfin Rossi*, habe sich dergleichen Verpflichtungen überhoben gedünkt. Da ich nun nichts anderes im Sinne hatte, als mich des Umganges mit einem recht vollständigen und guten Orchester zu erfreuen,

und mit diesem schöne Aufführungen zu Stande zu bringen, war es mir andrerseits sehr niederschlagend alsbald zu erfahren, dass mir keinerlei Verfügung über die mir nöthig dünkende Anzahl von Proben zu den Konzerten zustand; für jedes Konzert, mit zwei Symphonien und vielem andern Zubehör, war nach dem ökonomischen Plane der Gesellschaft mir nur eine Probe erlaubt. Doch hoffte ich immer, durch den Eindruck der von mir geleiteten Aufführungen auch hier einmal besondere Anstrengungen zu veranlassen; hier aber etwas aus dem Geleise zu bewegen, war gänzlich unmöglich, und somit erkannte ich alsbald, dass die Erfüllung meiner übernommenen Verpflichtungen mir zur widerlichsten Last geworden sei. In dem ersten Konzerte führten wir die *Eroïca* von *Beethoven* auf, und der Erfolg meiner Direktion schien so bedeutend, dass das Comité der Gesellschaft für das zweite Konzert sichtlich ein Aeusserstes zu thun sich geneigt zeigte. Man verlangte Bruchstücke von meinen Kompositionen, sowie die neunte Symphonie von *Beethoven*, und gestand mir dafür ausnahmsweise zwei Proben zu. In diesem Konzerte ging es ganz erträglich her. Zu meinem Vorspiel des «Lohengrin» hatte ich eine programmatische Erklärung aufgesetzt, in welcher man mir jedoch den «*holy Gral*», sowie die Erwähnung von «*God*», mit bedenklichster Miene strich, weil derlei in weltlichen Konzerten nicht gestattet sei. Für die Chöre der Symphonie musste ich mich mit dem Chorpersonale der italienischen Oper begnügen, und ausserdem für das grosse Recitativ mit einem Barytonisten vorlieb nehmen, welcher mich durch sein italienisch geschultes englisches Phlegma in der Probe zur vollsten Verzweiflung brachte. Von dem englisch übersetzten Texte verstand ich nur «*hail thee joye*» für «*Freude schöner Götterfunken*». Auf den Erfolg dieses Konzertes, welcher auch an und für sich nichts zu wünschen übrig liess, schien die philharmonische Gesellschaft Alles gegeben zu haben; desto mehr erschrack man, als der Berichterstatter der *Times* auch hiergegen mit wüthender Geringschätzung und Verkleinerung des Geleisteten auftrat. Man wandte sich an *Präger*, um durch diesen mich zu bestimmen, Herrn *Davison* doch einige Aufmerksamkeiten zu erweisen, zum Mindesten, dass ich es annehmen möge, bei einem von Herrn *Anderson* zu veranstaltenden Festessen, mit jenem Herrn zusammen zu treffen, und ihm mich freundlich vorstellen zu lassen. *Präger* kannte mich nun bereits genügend, um den Herren alle Hoffnung benehmen zu müssen, dass nach dieser Seite hin irgend ein Zugeständniss von mir zu gewinnen sei. Das Festmahl unterblieb nun, und in der Folge ersah ich von hier an, dass die Gesellschaft, wohl ein-

sehend, dass sie es mit einem gänzlich unlenksamen Starrkopfe zu thun hatte, mein Engagement aufrichtig bereuete.

Da jetzt nach dem zweiten Konzerte die Osterferien mit einer längeren Unterbrechung eintraten, berathschlagte auch ich mit meinen Freunden, ob es nicht vernünftiger sei, das Ganze, so schnell von mir als thörig und fruchtlos erkannte Unternehmen der Direktion dieser philharmonischen Konzerte aufzugeben, und ruhig nach Zürich zurückzugehen. *Präger* versicherte mich, dass die Ausführung dieses Entschlusses keineswegs als Verurtheilung der Situation, sondern einfach als eine jämmerliche Ungezogenheit meinerseits angesehen werden würde, und dass vor Allem unter diesem Urtheile meine Freunde zu leiden haben würden. Diess Letztere entschied mich; und ich blieb, von jetzt an allerdings ohne jede Hoffnung, dem Londoner Musikleben einen förderlichen Impuls geben zu können. Nur für das siebente Konzert stellte sich ein anregender Umstand ein: die Königin wählte diesen Abend zu ihrem alljährlich einmaligen Besuche dieser Konzerte, und erbat sich durch ihren Gemahl, den Prinzen *Albert*, die Tannhäuser-Ouvertüre zu hören. Wirklich erhielt dieser Abend durch den Besuch des königlichen Hofes eine angenehme Feierlichkeit; auch hatte ich das Vergnügen, mit der Königin *Viktoria* und ihrem Gemahle, auf deren Einladung, mich ziemlich anregend zu unterhalten. Es kam hierbei die Rede auf die Möglichkeit der Aufführung meiner Opern im Theater, wogegen Prinz *Albert* einwendete, dass italienische Sänger unmöglich meine Musik würden vortragen können. Es machte mir gute Laune, dass die Königin diesem Einwande wieder dadurch entgegnete, dass ja doch sehr viele italienische Sänger eigentlich Deutsche wären. Der Eindruck von diesem Allen war freundlich, und diente offenbar als Demonstration für mich, welche jedoch nach keiner Seite hin an der Situation selbst etwas zu ändern vermochte; denn nach wie vor blieb es in der grossen Presse dabei, dass alle von mir dirigirten Konzerte Fiasco machten, und *Ferdinand Hiller* konnte sich bei einem um diese Zeit abgehaltenen rheinischen Musikfeste für genügend autorisirt halten, zur Herzstärkung seiner Freunde laut anzukündigen, mit mir gehe es in London zu Ende, und ich sei von dort so gut als vertrieben zu erachten. Dagegen erlebte ich dennoch eine schöne Genugthuung am Schlusse des letzten der von mir dirigirten acht Konzerte, bei welchem eine jener seltenen Scenen stattfand, wie sie dann und wann durch das bis dahin komprimirte Gefühl der Betheiligten erlebt werden. Dem Orchester war es alsbald nach meinen Erfolgen klar geworden, dass, wer bei ihrem unverantwortlich herrschen-

den Chef, Herrn *Costa*, gut angeschrieben und nicht etwa schnell von ihm entlassen sein wollte, in keiner Weise sympathisch für mich sich zu erklären habe; so wurde mir das plötzliche Verstummen der im Umgange laut gewordenen Theilnahmsbezeugungen der Musiker erklärt. Jetzt aber, am Schlusse dieser Konzerte, brach das zurückgehaltene Gefühl der Musiker hervor, welche von allen Seiten mit betäubenden Zurufen mich umdrängten, während ebenfalls im Publikum, welches sonst noch vor dem Schlusse geräuschvoll den Saal zu verlassen gewohnt war, sich enthusiastische Gruppen bildeten, von welchen ich ebenfalls unter den herzlichsten Zurufen und Händedrücken umgeben ward, so dass mein Abschied, von Musikern wie Zuhörern, wohl durch keinen herzlicheren Ausdruck dieser Art überboten werden konnte. —

Das Eigenthümlichste meines Lebens während dieses Londoner Aufenthaltes bestand aber in den verschiedenen persönlichen Beziehungen, zu welchen dieser mich führte.

Sogleich nach meiner Ankunft in London meldete sich, von *Liszt* als auserwählter Schüler empfohlen, der junge *Karl Klindworth*, welcher nicht nur im Verlaufe meines Londoner Aufenthaltes, sondern seitdem stets mir ein treuer und angenehmer Freund verblieb. So jung er war, so hatte doch die noch wenige Zeit seines Aufenthaltes in London hingereicht, ihm ein Urtheil über das englische Musiktreiben zu erwecken, welches ich, so verzweiflungsvoll es ausfiel, doch bald als sehr richtig erkennen musste. Unfähig, dem sonderbaren Coteriewesen der englischen Musikcliquen sich einzufügen, verlor er sofort jede Aussicht und Hoffnung, hier die ihm gebührende Achtung zu finden, und er hatte sich bereits dahin resignirt, lediglich als tagelöhnerischer Stundengeber durch die Wüsten des englischen Musiklebens sich durchzuschlagen, da er namentlich zu stolz war, den herrschenden Kritikern, welche ihn als *Liszt's* Schüler sofort angefallen hatten, die mindeste Aufmerksamkeit zu erweisen. Nun war er wirklich ein vortrefflicher Musiker, und dazu ausgezeichneter Klavierspieler. Mit mir machte er sich sogleich zu thun, indem er sich erbat die Partitur meines «Rheingoldes», allerdings zum Gebrauche der Virtuosen vom ersten Rang, für's Klavier zu arrangiren. Leider verfiel er bald in eine langwierige Krankheit, welche mich andauernd seines erwünschten persönlichen Umganges beraubte.

Während mir *Präger* und dessen Frau andrerseits mit grosser Anhänglichkeit stets zur Seite blieben, war das eigenthümliche Hauswesen *Sainton's* und *Lüders'* mir bald zum eigentlichen heimischen Verkehrspunkte geworden. Ich war nämlich ein für allemal bei ihnen zum Dîner

eingeladen, und mit wenigen Ausnahmen fand ich mich meistens veranlasst, meine Mahlzeiten bei diesen, jedenfalls nicht minder ergebenen, Freunden einzunehmen. Hier, wo sich auch *Präger* öfter einfand, erholte ich mich gewöhnlich in einem gemüthlichen Sinne von den Widerwärtigkeiten meiner Londoner Geschäfte. Oefters durchstrichen wir des Abends die in Nebel gehüllten Strassen, und namentlich wusste *Lüders* bei diesen Gelegenheiten uns durch einen vortrefflichen Punsch, welchen er irgendwo zu bereiten verstand, in die gegen die Londoner Einflüsse nöthige Unabhängigkeit zu versetzen. Nur eines Abends geriethen wir auseinander, und zwar durch ein furchtbares Strassengedränge, welches den Kaiser *Napoléon* auf seinem Wege von St. James nach dem Coventgarden-Theater begleitete. Dieser war nämlich damals in der bedenklichen Phase des Krimkrieges, mit seiner Gemahlin zu einem Besuche der Königin *Viktoria* nach London gekommen, und wurde von der Bevölkerung London's nicht minder begierig auf seinem Wege begafft, als Aehnliches bei andern Völkern der Welt geschieht. Mir begegnete es, als ich vom *Haymarket* nach der *Regentstreet* zu gelangen suchte, und desshalb quer über eine Strasse zu dringen hatte, dass ich für einen eifrigen Neugierigen gehalten und demgemäss mit Rippenstössen behandelt wurde, was mir des ersichtlichen Unverständnisses wegen eine heitere Laune verursachte.

Die grossen Unannehmlichkeiten, welche durch die so sonderbar bedeutungsvolle Verhetzung *Sainton's* mit Herrn *Anderson* durch *Costa* mit veranlasst wurden, und welche mich jeder Möglichkeit beraubten, auf die Gesellschaft selbst einigen Einfluss zu üben, führten anderseits manche erheiternde Erfahrung herbei. Jener *Anderson* hatte sich nämlich durch die Protektion eines Leibkutschers der Königin zum Direktor der k. Privatkapelle («Queensband») aufzuschwingen gewusst, war aber selbst so gänzlich ohne alle musikalische Kenntnisse, dass das alljährige Hofkonzert, welches er zu dirigiren hatte, für den ausgelassenen *Sainton* stets zu einem Feste der Lächerlichkeit wurde, worüber ich denn auch Drolliges erfuhr. Auch drang es bei Gelegenheit dieser Zerwürfnisse in die Oeffentlichkeit, dass Mme. *Anderson*, welche ihrer kolossalen Leibesbeschaffenheit wegen ich «*Charlemagne*» getauft hatte, unter andern die Stelle und den Gehalt eines *Hoftrompeters* sich angeeignet hatte. Ich gewann durch diese und ähnliche Notizen leider schnell die Ueberzeugung, dass mein lustiger Freund in dem Enthüllungskampfe gegen jene wohl eingenistete Clique den Kürzeren ziehen würde, und erlebte es auch wirklich, dass die Entscheidung darüber, ob *Anderson* oder *Sainton*

zu weichen habe, zu des letzteren Ungunsten ausfiel, was mir denn bestätigte, dass es im freien England nicht viel anders herginge als sonst wo.

Einen sehr bedeutungsvollen Zuwachs erhielt unsere kleine Gesellschaft durch die Ankunft *Berlioz'*, welcher von einer jüngeren Gesellschaft, «*the new philharmonic society*» zur Direktion zweier Konzerte ebenfalls nach London berufen worden war. Zum gewöhnlichen Dirigenten dieser Gesellschaft war durch, mir unverständlich gebliebene, Einflüsse ein ausserordentlich gutmüthiger, aber bis zur Lächerlichkeit unbefähigter Mensch, Dr. *Wilde*, bestellt worden, ein ächter bausbackiger Engländer, welcher von dem Stuttgarter Kapellmeister *Lindpaintner* sich eigens Unterricht im Dirigiren hatte geben lassen, und von diesem so weit dressirt worden war, dass er dem ganz nach eigenem Belieben spielenden Orchester so ungefähr mit dem Taktschlagen nachzukommen versuchen durfte. Auf diese Weise hörte ich eine *Beethoven*'sche Symphonie aufführen, wobei ich erstaunt war, das Publikum hier ganz in denselben Beifall ausbrechen zu hören, wie es bei einer von mir mit der grössten Präzision und wirklichem Feuer geleiteten Aufführung der Fall war. Um diesen Konzerten aber doch einige Bedeutung zu geben, hatte man, wie erwähnt, *Berlioz* für einige derselben berufen. Hier hörte ich ihn denn einige klassische Musikwerke aufführen, wie unter anderen eine *Mozart*'sche Symphonie, und war darüber betreten, ihn, den sonst so energischen Dirigenten seiner eigenen Kompositionen, hier in dem allergewöhnlichsten Geleise der ordinären Taktschläger wiederzufinden. Verschiedene seiner eigenen Kompositionen, wie die effektvollsten Bruchstücke seiner *Romeo* und *Julie-Symphonie*, machten auch hier zwar wieder einen bedeutenden Eindruck auf mich; doch ward ich mir jetzt der eigenthümlichen Schwächen, an welchen selbst die schönsten Konzeptionen dieses ausserordentlichen Musikers leiden, genauer bewusst, als diess in jener früheren Zeit der Fall war, wo ich im Allgemeinen nur ein der Grösse des Eindruckes adäquates Unbehagen empfand. — Sehr angeregt fühlte ich mich aber gestimmt, als *Sainton* mich mit *Berlioz* einige Male bei sich zum Mahle vereinigte. Plötzlich sah ich nun den gequälten, in mancher Beziehung bereits abgestumpften, und doch so seltsam begabten Menschen vor mir. War meine Ankunft in London mehr aus einem Triebe der Zerstreuung und aus dem Verlangen nach äusserer Anregung herbeigeführt worden, so durfte ich mich völlig glücklich und wie in heiteren Wolken schwebend dünken, wenn ich dagegen den um so vieles älteren *Berlioz* nur dem Verdienste einiger Guineen

nachstrebend hier angekommen sah. Ich gewahrte in ihm nur Ermüdung und Hoffnungslosigkeit, und empfand plötzlich ein tiefes Mitleiden für diesen Menschen, dessen alle seine Nebenbuhler weit überragende Begabung mir andererseits so offen lag. *Berlioz* schien die Stimmung, welche ich ihm in heiterster Ungezwungenheit entgegentrug, wohlthätig zu berühren; der sonst so kurz zugespitzte, fast verschlossen sich gebende Mensch, thaute ersichtlich in den gut gelaunten Stunden unseres Umganges auf. Er erzählte mir viel Drolliges von *Meyerbeer*, und der Unmöglichkeit, seinem einschmeichelnden und ewig zu lobenden Artikeln verlockenden Benehmen zu entgehen. Der ersten Aufführung seines Propheten habe er das übliche «Dîner de la veille» vorangehen lassen; da *Berlioz* sein Ausbleiben davon entschuldigte, machte ihm *Meyerbeer* hierüber zärtliche Vorwürfe und forderte ihn auf, das grosse Unrecht, was er ihm hierdurch zufüge, durch einen «recht hübschen Artikel» über seine Oper gut zu machen. *Berlioz* erklärte, es sei unmöglich, in einem Pariser Blatte etwas gegen *Meyerbeer* zur Aufnahme zu bringen. — Schwieriger war es mir, mit ihm über innigere künstlerische Angelegenheiten mich zu verständigen, da hier stets der fertige und in sicheren Pointen sich aussprechende Franzose sich mir zu erkennen gab, welcher in seiner eigenen Sicherheit nie den Zweifel darüber aufkommen lassen konnte, ob er den Anderen denn auch nur richtig verstanden habe. Da ich mich gemüthlich erwärmt hatte, suchte ich, der ich zu meinem eigenen Erstaunen hier auch plötzlich der französischen Sprache mächtig wurde, mich über das Geheimniss der «künstlerischen Konzeption» gegen ihn auszudrücken. Ich suchte hierbei die Kraft der Lebenseindrücke auf das Gemüth zu bezeichnen, welche uns in ihrer Weise gefangen hielten, bis wir uns ihrer durch die einzige Ausbildung der innersten Seelenformen, welche keineswegs durch jene Eindrücke hervorgerufen, sondern aus ihrem tiefen Schlummer nur eben angeregt worden waren, gänzlich entledigten, so dass das künstlerische Gebilde uns dann keineswegs als eine Wirkung des Lebenseindruckes, sondern im Gegentheile als eine Befreiung davon erschiene. Hier lächelte *Berlioz*, wie herablassend verständnissvoll, und sagte: «*nous appelons celà: digérer*». Meiner Verwunderung über diese Art der prompten Auffassung meiner mühevollen Mittheilungen entsprach übrigens schliesslich auch das äussere Verhalten meines neu gewonnenen Freundes. Ich lud ihn ein, meinem Abschiedskonzerte, und nach diesem noch einem kleinen Abschiedsmahle, welches ich meinen wenigen Freunden in meiner Wohnung gab, beizuwohnen. Von diesem letzteren entfernte er sich bald unter An-

gabe eines Unwohlseins; die zurückgebliebenen Freunde machten mir jedoch keinen Hehl daraus, dass sie glaubten, *Berlioz* sei über den sehr enthusiastischen Abschied, welchen zuvor das Publikum von mir genommen, verstimmt gewesen.

Im Uebrigen war die Ausbeute von einigen Bekanntschaften, welche ich in London machte, von keiner besonderen Ergiebigkeit. Doch machte mir ein Herr *Ellerton* Freude, ein stattlicher angenehmer Mann, Schwager von *Lord Brougham*, Dichter, Musikfreund und leider auch Komponist, welcher sich in einem der philharmonischen Konzerte mir vorstellen liess, und sich nicht genirte, mich in London auch aus dem Grunde willkommen zu heissen, dass ich sehr vermuthlich der übertriebenen Verehrung *Mendelssohn*'s einigen Einhalt zu thun berufen sein dürfte. Dieser war auch der einzige Engländer, welcher mir eine gastliche Ehre erzeigte. Er bewirthete mich und meine näheren Freunde in dem «University-Club», bei welcher Gelegenheit ich die Munifizenz eines solchen Londoner Etablissements kennen lernte. Nachdem wir uns bei dieser Gelegenheit sehr gut unterhalten hatten, that sich mir auch, auf immerhin gemüthliche Weise, die Schwäche solcher englischen Gastlichkeiten kund. Mein Wirth liess sich, als ob sich das ganz von selbst verstünde, von zwei Mann unter dem Arme gefasst, nach Hause führen, da er sonst wohl schwerlich weit über die Strasse gekommen sein würde.

Einen sonderbaren Menschen lernte ich noch in einem altmodischen, aber recht liebenswürdigen Komponisten *Potter* kennen, von welchem ich eine Symphonie aufzuführen hatte, die mich, ihres bescheidenen Umfanges und ihrer sauberen kontrapunktischen Arbeit wegen, um so mehr unterhielt, als der Komponist, ein ältlicher freundlicher Sonderling, sich mit fast ängstlicher Bescheidenheit zu mir hielt. Ich musste ihn völlig zwingen, mir das richtige Tempo des Andante's seiner Symphonie zu gestatten und ihm dadurch den Beweis zu liefern, dass es wirklich hübsch und interessant sei, während er seiner Arbeit so wenig traute, dass er nur durch schnellstes Abmachen desselben durch ein unwürdiges Tempo über die Gefahr, langweilig zu werden, hinweg kommen zu können glaubte. Dafür strahlte er nun wirklich vor Freude und Dank, als ich gerade mit diesem Andante, in *meinem* Tempo, ihm einen grossen Applaus verschaffte. — Weniger behaglich war mir ein Herr *Mac Farrinc*, ein schwülstiger melancholischer Schotte, dessen Kompositionen aber, wie mir vom Comité der philharmonischen Gesellschaft versichert wurde, sehr hoch geachtet waren. Dieser schien zu stolz um sich mit mir über die Aufführung einer seiner Kompositionen zu ver-

ständigen. Es war mir daher angenehm, dass eine Symphonie von ihm, welche mir keine Sympathie erweckte, bei Seite gelegt, und dafür eine Ouverture, «*Steeple-Chase*», gewählt wurde, welche wirklich einen eigenthümlichen, wild-leidenschaftlichen Zug enthielt, und in der Ausführung mir Freude machte. — Ein Kaufmann *Beneke* mit Familie, an welchen ich, damit mir doch auch in London ein «*Haus*» sich öffnete, von *Wesendonck* empfohlen war, bot mir viel Unbequemlichkeit. Zu den einigen Einladungen, welche mir von dorther kamen, hatte ich die Reise einer vollen deutschen Meile nach *Camberwell* zu machen, um allerdings durch diese Entdeckung in diejenige Familie gerathen zu sollen, bei welcher *Mendelssohn*, wenn er sich in *London* aufhielt, zu Hause war. Mit mir wussten die guten Leute nichts Rechtes anzufangen, als dass sie meine Direktion der *Mendelssohn'*schen Kompositionen vorzüglich fanden, und dafür mir Züge von dem «reichen Gemüthe» des Verstorbenen berichteten. — Auch *Howard*, Secretair der philharmonischen Gesellschaft, ein alter angenehmer Biedermann, bemühte sich aus dem Kreise meiner englischen Bekanntschaft (einzig, wie er glaubte), um meine Unterhaltung. Mit seiner Tochter musste ich ein paar Mal die italienische Oper in *Covent-Garden* besuchen; ich hörte da den *Fidelio*, welcher in ziemlich grotesker Weise, von unfläthigen Deutschen und stimmlosen Italienern, mit Recitativen gegeben wurde. Die öftere Einkehr in diesem Theater wusste ich mir vom Halse zu halten. Dagegen hatte ich, als ich Herrn *Howard* bei meinem Abschiede von London mich empfahl, die Ueberraschung, bei ihm mit *Meyerbeer* zusammen zu treffen, welcher damals soeben in *London* angekommen war, um seinen «*Nordstern*» aufzuführen. Als ich ihn eintreten sah, fiel mir schnell ein, dass *Howard*, welchen ich nur in seiner Eigenschaft als Secretair der philharmonischen Gesellschaft beachtet hatte, auch musikalischer Referent der «*Illustrated News*» war, in welcher Qualität er nun aber von dem grossen Opernkomponisten sofort aufgesucht wurde. *Meyerbeer* war vollständig gelähmt, als er mich erblickte, was wiederum mich in die Fassung brachte, dass wir kein Wort zu uns zu sprechen vermochten; worüber sich Herr *Howard*, der sich versicherte, dass wir uns doch bekannt seien, sehr verwunderte. Beim Fortgehen frug er mich, ob mir denn Herr *Meyerbeer* nicht bekannt sei, worauf ich ihm empfahl, er solle jenen nur nach mir fragen. Als ich am Abend *Howard* noch einmal antraf, versicherte er mir, Herr *Meyerbeer* habe sich nur mit der grössten Anerkennung über mich ausgesprochen. Darauf rieth ich ihm die Lektüre einiger Nummern der Pariser «*Gazette musicale*» an, in welcher

Herr *Fétis* vor einiger Zeit den Ansichten des Herrn *Meyerbeer* über mich einen minder empfehlenden Ausdruck gegeben habe. *Howard* schüttelte den Kopf, und konnte es nicht begreifen «wie ein paar *grosse Komponisten* sich so sonderbar begegnen könnten».

Eine angenehme Ueberraschung bereitete mir jedoch der Besuch meines alten Freundes, *Hermann Franck*, welcher sich damals in *Brighton* aufhielt und auf wenige Tage nach *London* gekommen war. Wir unterhielten uns viel, und ich hatte namentlich mancherlei Anstrengungen zu machen, um ihm in meinem Betreff zu einer richtigen Ansicht zu verhelfen, da er in den letzten Jahren, seitdem wir ausser Verkehr getreten waren, von deutschen Musikern auf das allerwunderlichste über mich berichtet worden war. Zunächst verwunderte er sich, mich in *London* anzutreffen, wo doch, wie er meinte, für meine musikalischen Tendenzen unmöglich das geeignete Terrain vorhanden sei. Ich verstand nicht was er unter diesen «Tendenzen» sich dachte, und erzählte ihm einfach, was mich zur Annahme der Einladung der philharmonischen Gesellschaft bestimmt habe, deren diessjährige Konzerte ich nach kontraktlicher Uebereinkunft abzuhalten gedächte, um dann ohne weiteres zu meinen Arbeiten nach Zürich wieder zurückzukehren. Das klang nun ganz verschieden von dem, wie er es sich vermuthet hatte, da er nicht anders vermeinen zu müssen glaubte, als dass ich mir in *London* eine grosse Stellung zu bereiten gedächte, um von ihr aus einen Vertilgungskrieg gegen sämmtliche deutsche Musiker zu unternehmen: so nämlich sei ihm übereinstimmend in Deutschland mein Vorhaben angekündigt worden. Nun wäre doch eigentlich nichts erstaunlicher, sagte er, als diese merkwürdige Incongruenz der fiktiven Gestalt, in welcher ich vor den Leuten stünde, mit meiner wirklichen Natur, welche er jetzt sogleich wieder erkannt habe; worüber wir uns beide unter Scherzen eingehender verständigten. Ich freute mich, ihn gleich mir von dem Werthe des in den letzten Jahren bekannt gewordenen Werkes *Schopenhauer*'s erfüllt zu sehen. Er äusserte sich darüber mit einer eigenthümlichen Bestimmtheit, indem er dem deutschen Geiste entweder einen vollständigen Verfall, mit seinen politischen Verhältnissen zugleich, oder aber eine eben so vollständige Regeneration, mit welcher dann *Schopenhauer* daran kommen würde, voraussehen zu müssen glaubte. Er verliess mich, um einem bald sich erfüllenden, ebenso unerklärlichen als furchtbaren Schicksale entgegen zu gehen. Nur wenige Monate darauf erfuhr ich nach meiner Heimkehr seinen räthselhaften Tod. Er war, wie ich erwähnte, in Brighton, um dort seinen Sohn, einen

etwa sechzehnjährigen Knaben, auf die englische Marine zu entlassen, für welche dieser, wie ich dem Vater angemerkt hatte, eine diesem sehr widerwärtige, hartnäckige Neigung gefasst hatte. Am Morgen des zum Absegeln des Schiffes bestimmten Tages fand man den Vater in Folge eines Sturzes aus dem Fenster seines Hauses völlig zerschmettert auf der Strasse, den Sohn aber, ebenfalls todt, wie es schien erstickt, auf seinem Bette. Die Mutter war bereits vor einigen Jahren gestorben. Niemand blieb übrig, um über den entsetzlichen Vorgang Auskunft zu geben, welcher, so viel ich weiss, bis auf den heutigen Tag unaufgeklärt geblieben ist. Er hatte bei seinem Besuche aus Vergesslichkeit einen Plan von London bei mir zurückgelassen, welchen ich, da ich seine Adresse nicht wusste, zurückbehielt und bis heute verwahre.

Freundlicher, wenn auch nicht ohne Wehmuth, blieben meine Erinnerungen an meinen Umgang mit *Semper*, welchen ich ebenfalls in London, wo er seit länger mit seiner Familie niedergelassen war, antraf. Der in Dresden mir immer so heftig und mürrisch erschienene Mensch, überraschte und rührte mich jetzt vorzüglich durch die verhältnissmässig ruhige und ergebene Stimmung, mit welcher er die ungeheure Störung seiner thätigen Künstlerlaufbahn ertrug, und sein allerdings ungemein ergiebiges Talent den Umständen gemäss zur Verwendung bereit hielt. An Aufträge grosser Bauwerke war für ihn in England nicht zu denken, dennoch setzte er einige Hoffnungen auf die Protektion, welche ihm *Prinz Albert* zu Theil werden liess, und wodurch sich ihm einige Aussichten für die Zukunft eröffneten. Einstweilen begnügte er sich mit Aufträgen zu Zeichnungen für Zimmerornamente und Luxusmöbeln, davon die künstlerische Bedeutung ihm so gut wie bei einem grösseren Bauwerke nahe lag, und welche ausserdem ihm gut bezahlt wurden. Wir trafen öfter zusammen; auch brachte ich einige Abende bei ihm in *Kensington* zu, wo die alte Laune und der sonderbar ernste Humor immer wieder zwischen uns aufkamen, und über die Widerwärtigkeiten des Lebens uns hinweg halfen. — Meine Berichte, die ich nach meiner Heimkehr über *Semper* geben konnte, trugen viel dazu bei, dass *Sulzer* bald die Berufung desselben an das zu errichtende «Polytechnikum» nach Zürich in die Hand nahm und mit Erfolg betrieb.

Ausserdem besuchte ich zu verschiedenen Malen einige nicht uninteressante Londoner Theater, von welchen ich natürlich die Operntheater gänzlich ausgeschlossen hielt. Am Meisten zog mich das kleine *Adelphi-Theater* im «Strand» an, wohin mich *Präger* und *Lüders* öfters begleiten mussten. Dort gab man unter dem Titel von «*Christmas*»

dramatisirte Volksmährchen, davon namentlich eine Vorstellung mir auch dadurch interessant war, dass sie aus einem unvermerkt zusammenhängenden Conglomerate der bekanntesten Mährchen bestand, dabei gar keine Aktschlüsse vorkamen und in einem fortgespielt wurde. Es begann mit der «gold'nen Gans», verwandelte sich in «die drei Wünsche», ging von dort in «Rothkäppchen» über, wo der Wolf in einen Menschenfresser verwandelt war, welcher ein sehr drolliges Couplet sang, und schloss unter mancherlei anderweitigen Ingredienzen mit «Aschenbrödel». Diese Sachen waren in jeder Hinsicht scenisch und dramatisch vorzüglich ausgestattet und gespielt, und gaben mir wirklich einen sehr guten Begriff davon, wie das Volk phantasievoll zu unterhalten sei. Von weniger reiner Naivität traf ich die Vorstellungen des «Olympic-Theater's» an, wo neben sehr gut gespielten pikanten Conversationsstücken im Style des französischen Theater's, auch Zaubermährchen gegeben wurden, wie der «*yellow dwarf*», in welchem ein ungemein beliebter Schauspieler, *Mr. Robson*, die affenartige Hauptrolle spielte. Von demselben Schauspieler sah ich ein anderes Mal ein kleines Lustspiel, das «*Garrick-Fieber*» gegeben, in welchem er schliesslich einen Betrunkenen darstellte, der, mit Gewalt für *Garrick* gehalten, in diesem Zustande die Rolle des «Hamlet» übernahm, und durch viele Kühnheiten des Spieles bei dieser Gelegenheit mich zur grössten Verwunderung brachte. — Ein entlegenes kleines Theater, in «Marylebone», suchte um diese Zeit das Publikum durch *Shakespeare*'sche Stücke anzuziehen; ich wohnte da einer Aufführung der «*merry wives*» bei, welche mich durch Korrektheit und Präzision wahrhaft in Erstaunen setzte. Selbst eine Aufführung von «Romeo und Julie» auf dem *Haymarket-Theater* machte, trotzdem die Gesellschaft gewiss eine sehr untergeordnete war, ihrer Richtigkeit und der jedenfalls noch der *Garrick*'schen Tradition verdankten scenischen Einrichtung wegen, einen günstigen Eindruck auf mich. Nur ist mir auch eine sonderbare Täuschung hierbei im Gedächtniss geblieben. Nach dem ersten Akte äusserte ich nämlich gegen *Lüders*, welcher mich begleitete, meine Verwunderung darüber, dass man den *Romeo* von einem so alten, wenigstens als Sechzigjähriger gewürdigten Manne, spielen liess, welcher seine weit abliegende Jugend durch ein süssliches, weibisches Wesen mühsam ersetzen zu wollen schien. *Lüders* las nun den Theaterzettel nach und rief aus: «Donnerwetter! Es ist ja ein Frauenzimmer.» Es war die ehemals berühmte Amerikanerin *Miss Curshman*. — Zu den Aufführungen des *Heinrich VIII.* in *Princess Theater* war es mir trotz jeder Bemühung unmöglich einen Platz zu er-

halten. Es wurde nämlich dieses Stück, nach der neuen realistischen Theatermethode, als ungemein sorgfältig und pomphaft dargestellte Spektakel-Pièce gegeben, und hatte als solche die unerhörteste Vogue.

In das mir näher liegen deBereich der Musik fallen noch mehrere Konzerte der «*sacred-music-society*», welchen ich in dem grossen Saal von *Exeter-Hall* beiwohnte. Die Oratorien-Aufführungen, welche dort fast allwöchentlich stattfinden, haben wirklich den Vorzug einer grossen Sicherheit, wie sie durch sehr häufige Wiederholungen gewonnen wird. Ausserdem konnte ich dem 700 Köpfe zählenden Chore meine Anerkennung seiner sehr präzisen Leistungen nicht versagen, welche besonders im *Händel*'schen *Messias* einige Male zu respectabler Bedeutung sich erhoben. Ich lernte hier überhaupt den eigentlichen Geist des englischen Musikkultus' kennen. Dieser hängt wirklich mit dem Geiste des englischen Protestantismus zusammen, daher denn auch eine solche Oratorien-Aufführung vielmehr als die Oper das Publikum anzieht; wobei sich noch der Vortheil herausstellt, dass ein solcher Oratorienabend zugleich als eine Art von Kirchenbesuch zu gottesdienstlichen Zwecken vom Publikum sich angerechnet wird. Wie man in der Kirche mit dem Gebetbuche dasitzt, trifft man dort in den Händen aller Zuhörer den Händel'schen Klavierauszug, welcher in populären Schillingausgaben an der Kasse verkauft, und in welchem eifrigst nachgelesen wird, das letztere, wie es mich dünkte, auch um gewisse allgemein gefeierte Nüancen nicht zu versäumen, wie z. B. den Eintritt des *Halleluja*, wo es für schicklich gefunden wird, dass Alles sich von den Sitzen erhebt, welcher ursprünglich wahrscheinlich vorgekommene Akt des Enthusiasmus' mit peinlicher Präzision jetzt bei jeder Aufführung des *Messias* ausgeführt wird.

Alle diese Erinnerungen fallen mir jedoch mit der Haupterinnerung an ein fast ununterbrochenes Uebelbefinden zusammen, welches zunächst wohl schon durch das in aller Welt berüchtigte Londoner Klima um diese Jahreszeit mir hervorgerufen wurde. Ich war beständig erkältet, und suchte auf den Rath meiner Freunde gegen die Einwirkung der Luft mich durch die Annahme der schweren englischen Diät zu behaupten, ohne dadurch jedoch zu dem mindesten Wohlbehagen zu gelangen. Namentlich vermochte ich auch nicht meine Wohnung mir genügend zu durchwärmen, und vor allem büsste es die Arbeit, die ich mir mitgenommen hatte. Die Instrumentation der *Walküre*, welche ich hier gänzlich zu beendigen hoffte, rückte mühsam nur um hundert Seiten vorwärts. Vor allem war mir hierbei aber auch der Umstand

hinderlich, dass die Skizzen, nach welchen ich die Instrumentation auszuführen hatte, in ihrer Niederschrift nicht auf eine so bedeutende Unterbrechung meiner Stimmung, im Betreff des Zusammenhanges mit dem Entwurfe, berechnet waren. Oft sass ich vor meinen Bleistiftblättern wie vor wildfremden Zeichen, welche ich nicht mehr zu enträthseln vermochte. — Mit völliger Verzweiflung warf ich mich dagegen auf die Lektüre des *Dante*, welchen ich hier zum ersten Male ernstlich vornahm, und dessen «Inferno» durch die Londoner Athmosphäre für mich eine unvergessliche Realität bekam. —

Endlich schlug aber die Stunde der Erlösung auch von den Leiden, welche diese letzte Annahme, es könne mir da draussen in der Welt einmal etwas Ermuthigendes, oder gar Anmuthendes begegnen, mir zugezogen hatte. Einzig freundlich war es für mich, eine herzliche Rührung meiner neuen Bekannten beim Abschiede zu hinterlassen; und ich eilte jetzt über Paris, welches ich in sommerlicher Glorie antraf, und wo ich nun die Leute wirklich wieder promeniren, statt in Geschäften durch die Strassen sich drängen sah, mit heitren Eindrücken nach Zürich zurück, wo ich am 30. Juni mit der reinen Ausbeute eines Gewinnes von gerade 1000 Franken ankam. —

Meine Frau hatte im Sinne, auf dem *Selisberge* am Vierwaldstättersee ihre Molkenkur wieder anzutreten; auch ich hielt die Bergluft günstig für meine angegriffene Gesundheit, und die alsbaldige Uebersiedlung dahin ward beschlossen. Was uns eine kurze Zeit von der Ausführung abhielt, war die Todeskrankheit meines Hündchens *Peps*. Das Alter hatte sich mit dem dreizehnten Jahre bei ihm eingestellt, und plötzlich zeigte er sich so schwach, dass wir besorgten, ihn nicht mit auf den *Selisberg* nehmen zu können, weil er die Beschwerde der Ersteigung nicht mehr ertragen können würde. Nach wenigen Tagen steigerte sich die Agonie auffällig; er ward blöde und litt an häufig wiederkehrenden Krämpfen; seine einzige Besinnung äusserte sich darin, dass er, für gewöhnlich unter der Pflege meiner Frau, in deren Zimmer häufig von seinem Lager sich aufmachte, bis zu mir an meinen Arbeitstisch taumelte, und dort wieder entkräftet zusammensank. Der Thierarzt wollte nicht mehr helfen können, und da die Krämpfe sich auf eine für das Thier unerträglich quälende Weise steigerten, rieth man mir, zur Abkürzung dieser grausamen Agonie, ihn durch ein weniges Blausäure von seinen Leiden zu befreien. Wir verzögerten um seinetwillen unsere Abreise, bis ich endlich selbst einen schnellen Tod als Wohlthat für das arme leidende und gänzlich hoffnungslose Geschöpf halten musste. Ich mie-

thete mir einen Kahn, und fuhr eine Stunde weit auf dem See zu einem mir bekannten jungen Arzte, dem Dr. *Obrist*, von dem ich wusste, dass er mit einer Dorfapotheke verschiedene Gifte acquirirt hatte. Von diesem entnahm ich eine tödtliche Dosis, und fuhr damit an einem wundervollen Sommerabende einsam in einem Nachen über den See daheim. Nur aber im Falle des äussersten Leidens des armen Sterbenden wollte ich mich entschliessen, zur Anwendung dieses letzten Mittels zu greifen. Er schlief die Nacht noch wie gewöhnlich in seinem Korbe an meinem Bette, von wo aus er des Morgens stets, mit den Pfoten zu mir herankratzend, mich erweckt hatte. Plötzlich erwachte ich durch das Stöhnen, welches ihm ein äusserst heftiger Krampfanfall hervorrief; dann sank er lautlos um, und mich erfüllte dieser Augenblick so seltsamer Weise mit seiner Wichtigkeit, dass ich sogleich nach der Uhr sah, und 1 Uhr 10 Minuten des 10. July als die Todesstunde meines kleinen, mit ausschweifender Anhänglichkeit mir ergebenen Freundes, in mein Gedächtniss mir einprägte. Den nächsten Tag widmeten wir unter den bittersten Thränen seiner Bestattung: unsere Grundstückbesitzerin, Frau *Stockar-Escher*, trat uns ein hübsches Plätzchen in ihrem Garten ab, wo wir ihn mit seinem Korbe und Kissen begruben. Sein Grab wurde mir nach vielen Jahren wieder gezeigt; nur als ich zuletzt, ohne sonst Jemand zu besuchen, das Gärtchen wieder in Augenschein nahm, sah ich, dass Alles sich in eleganter Weise verwandelt hatte, und dass von *Pepsen's* Grabe keine Anzeichen mehr vorhanden waren.

Nun reisten wir denn auch nach dem *Selisberg* ab, für diessmal blos von dem neuen Papagey begleitet, welchen ich meiner Frau im vergangenen Jahre, zum Ersatze des guten *Papo*, aus der *Kreutzberger*'schen Menagerie angeschafft hatte. Dieses war ebenfalls ein gutes und sehr gelehriges Thier, welches ich aber gänzlich *Minna* überliess, und das ich stets wohl freundlich behandelte, nie aber als Freund an mich gewöhnte. Zum Glücke begünstigte uns eine anhaltend schöne Witterung in der herrlichen Luft eines bei uns beliebt gewordenen Sommeraufenthaltes. Ausser meinen einsamen Promenaden verwendete ich alle Musse auf die Reinschrift des fertig instrumentirten Theiles der *Walküre* und nahm abermals meine Lieblingslektüre, das erneute Studium *Schopenhauer*'s vor. Auch ein hübscher Brief *Berlioz*'s erfreute mich, mit dem er mir sein neues Buch «les soirées d'orchestre» übersandte, welches mich, trotzdem alles Groteske in des Autors Geschmacke hier nicht minder wie in seinen Kompositionen befremdend auf mich wirkte, doch anregend unterhielt. Hier traf ich denn auch wieder mit dem jungen

Robert von Hornstein zusammen, der sich anschmiegend und intelligent benahm. Namentlich interessirte mich sein schnelles und offenbar erfolgreiches Eingehen auf das Studium *Schopenhauer*'s. Er theilte mir mit, dass er beabsichtige, sich in Zürich für einige Zeit niederzulassen, wohin auch *Karl Ritter*, um mit seiner jungen Frau ein dauerndes Winterquartier zu nehmen, sich zu wenden entschlossen hatte. — Mitte August kehrten wir selbst nach Zürich zurück, wo ich nun, in ziemlich sich gleich bleibendem Umgange mit meinen früheren Bekannten, ruhig mich wieder der Vollendung der Instrumentation der *Walküre* widmete. Von Aussen her erfuhr ich den steten Fortgang der allmählichen immer weiteren Ausbreitung meines *Tannhäuser* auf den deutschen Theatern, zu welchen sich nun auch, mit anfangs unsicherer Entscheidung, schon der «*Lohengrin*» gesellte. *Franz Dingelstedt*, der damalige Intendant des Münchener Hoftheater's, übernahm die Einführung des «*Tannhäuser*» auf seinem durch *Lachner's* Einfluss mir nicht besonders günstigen Terrain, und schien damit ziemlich glücklich zu Stande zu kommen, obwohl, wie er behauptete, nicht so glücklich, um seine Honorar-Versprechungen mir pünktlich halten zu können. Doch reichten meine Einkünfte für jetzt so weit aus, dass ich unter der Verwaltung derselben durch meinen gewissenhaften Freund *Sulzer* nach dieser Seite hin ziemlich sorglos meiner Arbeit leben konnte. Nur stellte sich mit dem Eintritte der rauheren Witterung eine neue Plage für mich ein. Offenbar in Folge der üblen Einwirkung des Londoner Klima's auf mich, verfiel ich, von jetzt an für den Verlauf des ganzen Winters, zahlreichen Anfällen der Gesichtsrose, welche sich, regelmässig in Folge des kleinsten Diätfehlers oder der geringsten Erkältung, mit heftigster Pein einstellte. Am schmerzlichsten empfand ich die dadurch so häufig herbeigeführten Unterbrechungen meiner Arbeit, da ich in den Tagen der Krankheit mich höchstens mit Lektüre beschäftigen konnte. Von dieser regte mich am bedeutendsten *Burnouff*'s «*Introduction à l'histoire du Bouddhisme*» an; dieser entnahm ich sogar den Stoff zu einer dramatischen Dichtung, welcher seitdem, obwohl nur im ungefährsten Entwurfe, stets in mir fortgelebt hat und vielleicht noch einmal ausgeführt werden dürfte. Ich gab ihm den Titel: «*die Sieger*»; er gründete sich auf die einfache Legende von der Aufnahme eines *Tschantala*-Mädchen's in den erhabenen Bettlerorden *Çakyamouni*'s, wozu sie durch die schmerzlichst gesteigerte und geläuterte Liebe zu *Ananda*, dem Hauptjünger des *Buddha*, sich würdig macht. Ausser der tiefsinnigen Schönheit des einfachen Stoffes, bestimmte mich zu seiner Wahl alsbald ein eigenthüm-

liches Verhältniss desselben zu dem in mir seitdem ausgebildeten musikalischen Verfahren. Vor dem Geiste des *Buddha* liegt nämlich das vergangene Leben in früheren Geburten jedes ihm begegnenden Wesens offen, wie die Gegenwart selbst, da. Die einfache Geschichte erhielt nun ihre Bedeutung dadurch, dass dieses vergangene Leben der leidenden Hauptfiguren als unmittelbare Gegenwart in die neue Lebensphase hineinspielte. Wie nur der stets gegenwärtig miterklingenden musikalischen Reminiscenz dieses Doppel-Leben vollkommen dem Gefühle vorzuführen möglich werden durfte, erkannte ich sogleich, und diess bestimmte mich, die Aufgabe der Ausführung dieser Dichtung mit besondrer Liebe mir vorzubehalten.

So hatte ich denn, neben der immer noch in riesenhaften Dimensionen vor mir liegenden Arbeit der *Nibelungen*, zwei neue Stoffe, den «Tristan» und die «Sieger», meiner Phantasie eingeprägt, welche von jetzt an neben jener Arbeit mich stets lebhaft beschäftigten. Je mehr ich von allen diesen Entwürfen erfüllt war, desto leidenschaftlicher war meine Ungeduld in Betreff der steten Unterbrechungen meiner Arbeit durch die widerwärtigen Krankheitsanfälle. *Liszt* hatte mir um diese Zeit einen für den Sommer verspäteten Besuch in Aussicht gestellt. Ich musste ihn bitten nicht zu kommen, weil ich nach den neuesten Erfahrungen nie dessen sicher war, dass ich nicht während der wenigen Tage, die er mir hätte schenken können, an das Krankenlager gefesselt worden wäre. So verbrachte ich diesen Winter zwischen ruhiger und produktiver Resignation, und andrerseits launenhafter Reizbarkeit nach aussen, unter welch letzterer meine Freunde oft zu leiden hatten. Doch freute es mich, *Karl Ritter* durch seine Niederlassung in Zürich mir jetzt wieder etwas näher treten zu sehen. Durch die Wieder-Erwählung Zürich's zum Aufenthalte, wenigstens für das Winterhalbjahr, bewies er ausserdem auch eine mir wohlthuende Anhänglichkeit an mich, welche manche üble Eindrücke zu verwischen im Stande war. *Hornstein* hatte sich denn richtig auch dazu eingefunden; doch hatte es mit ihm bald ein Ende: er behauptete so «nervös» zu sein, dass er keine Taste des Klavier's mehr berühren könnte, und leugnete auch gar nicht, dass er, nach dem Vorgange seiner im Irrsinn gestorbenen Mutter, sich sehr davor fürchte verrückt zu werden. Machte ihn diess einigermassen interessant, so mischte sich doch in alle seine intelligenten Eigenschaften eine so grosse Weichlichkeit des Charakters, dass wir in seinem Betreff uns bald in genügender Hoffnungslosigkeit befanden, um seinen plötzlichen Fortgang von Zürich nicht bis zur Untröstlichkeit zu bedauern.

Im Uebrigen hatte mein Umgang bereits seit einiger Zeit durch eine neue Bekanntschaft nicht unansehnlich gewonnen. Diess war *Gottfried Keller*, welcher als Züricher Kind durch seine Dichtungen in Deutschland sich einen guten Ruf erworben hatte, und nun, von seinen Landsleuten hoffnungsvoll begrüsst, nach seiner Heimath sich zurückwendete. Bereits hatte *Sulzer* mich auf mehrere seiner Arbeiten, namentlich auch seinen grösseren Roman «der grüne Heinrich» wohlwollend, doch ohne jede Uebertreibung, aufmerksam gemacht. Ich war nun erstaunt in *Keller* einen auffallend unbehülflichen und spröd erscheinenden Menschen kennen zu lernen, dessen erste Bekanntschaft jedem sofort das Gefühl der Angst um sein Fortkommen erweckte. Auch war diese Sorge der schwierige Punkt bei ihm; alle seine Arbeiten, welche wirklich von sehr originellen Anlagen zeugten, gaben sich sogleich aber auch nur als Ansätze zu einer künstlerischen Entwickelung zu erkennen, und man frug sich nun unerlässlich nach dem Werke, welches jetzt folgen und seinen Beruf erst wahrhaft bezeugen sollte. So kam es demnach, dass mein Umgang mit ihm nur ein fortgesetztes Fragen nach dem war, was er jetzt nun vorhabe. Er meldete mir in diesem Betreff auch allerhand gänzlich reife Pläne, von denen aber, bei näherem Besehen, nichts von einiger Konsistenz zu gewahren war. Glücklicherweise wusste man ihn, wie es scheint schon aus patriotischen Rücksichten, mit der Zeit endlich im Staatsdienste unterzubringen, wo er als redlicher Mensch und tüchtiger Kopf jedenfalls gute Dienste leistete, wenn auch seine schriftstellerische Thätigkeit von jetzt an, nach jenen ersten Ansätzen, für immer zu ruhen schien.

So gut glückte es nun leider mit meinem älteren Freunde *Herwegh* nicht. Auch in dessen Betreff mühte ich mich lange Zeit mit der Meinung ab, seine bisherigen Leistungen nur als Ansätze zu wirklich bedeutenden künstlerischen Leistungen betrachten zu dürfen. Er selbst leugnete nicht, dass er das Rechte erst von sich noch zu erwarten glauben müsse; auch vermeinte er, alles Material zu einem grossen dichterischen Werke, namentlich eine Masse «Ideen» vorräthig zu haben; es fehle ihm gar nichts als der «Rahmen», in welchem er diess alles als Gemälde unterbringen könne. In diesem Betreff erwarte er nun alle Tage einmal das Richtige zu finden; da mir das zu lange dauerte, beschäftigte ich mich selbst damit, ihm den ersehnten Rahmen meinerseits zu bezeichnen. Offenbar wünschte er ein grösseres episches Gedicht, in welchem er alle seine erworbenen Anschauungen niederlegen könnte, zu Stande zu bringen. Er selbst hatte auf das Glück *Dante*'s hingedeutet, so etwas

wie diese Wanderung durch die Hölle und das Fegefeuer zum Paradies zu finden. Diess brachte mich auf den Gedanken, ihm als den erwünschten Rahmen seines Gedichtes den Mythus der *Metempsychose*, wie er aus der Brahmanischen Religion durch *Platon* selbst unsrer klassischen Bildung nahe gebracht worden ist, vorzuschlagen. Da er diese Idee nicht übel fand, beschäftigte ich mich sogar näher damit, ihm die Form eines solchen Gedichtes zu bezeichnen; er sollte dazu drei Hauptakte, jeden in drei Gesänge getheilt, somit neun Gesänge, wählen. Der erste Akt würde seinen Hauptshelden in der asiatischen Heimath, der zweite in der hellenisch-römischen, der dritte in der mittelalterlichen und modernen Welt wiedergeboren erscheinen lassen. Das Alles gefiel ihm sehr wohl, und er meinte, es könnte wohl etwas daraus werden. Anderer Meinung war jedoch der etwas kynische Dr. *Wille*, auf dessen Landgut und bei dessen Familie wir uns oft zusammenfanden. Dieser glaubte, dass wir *Herwegh* viel zu viel zumutheten; er sei ja, genau betrachtet, eigentlich nur ein guter schwäbischer Junge, der durch den jüdischen Nimbus, in welchen er durch seine Frau gerathen sei, weit über sein Vermögen hinaus geschätzt und berühmt geworden wäre. Ich konnte endlich zu solchen trostlos unfreundlichen Auslassungen nicht anders mehr als achselzuckend schweigen, da ich allerdings den armen *Herwegh* mit jedem Jahre mehr in Unthätigkeit und, wie es schien, endlich in Unfähigkeit versinken sah.

Eine grössere Belebung brachte in unsren Kreis die endlich bewirkte Uebersiedelung *Semper's* nach Zürich. Die eidgenössische Behörde hatte sich hierfür an mich selbst gewandt, um bei *Semper* die Annahme des Rufes zu einer Lehrerstelle am eidgenössischen Polytechnikum zu vermitteln. *Semper* traf alsbald ein, um zunächst die Sache sich anzusehen, empfing von Allem einen guten Eindruck, freute sich bei einem Spaziergange sogar über die natürlichen Bäume, auf denen man doch noch einmal eine Raupe antreffen könne, und beschloss die definitive Uebersiedelung, in Folge deren er mit seiner Familie nun auch für dauernd dem Kreise meiner Bekanntschaften sich zugesellte. Allerdings hatte er wenig Aussicht zu grossen Bauaufträgen, und er sah sich nun verurtheilt, wie er meinte, fortan den Schulmeister abzugeben. Doch fesselte ihn bereits eine grosse kunstlitterarische Arbeit, welche er, nach manchem Zwischenfalle und Wechsel seines Verlegers, späterhin unter dem Titel «der Styl» ausführte. Ich traf ihn öfter über den Zeichnungen zu den dem Werke beizugebenden Blättern, welche er mit grosser Sauberkeit selbst auf Stein ausführte. Er gewann diese Arbeit so lieb, dass

er behauptete, an den grossen plumpen Bauunternehmungen liege ihm gar nichts; als Künstler interessire ihn das kleinste Detail mehr. —

Von der Musikgesellschaft hatte ich mich, treu meinen Erklärungen, von jetzt an vollständig zurückgezogen, und nie habe ich mehr in Zürich eine öffentliche Aufführung geleitet. Nur wollten die Herren im Anfange gar nicht recht glauben, dass es mir damit Ernst sei, und es bedurfte meinerseits sehr kategorischer Erklärungen in diesem Betreff, wobei ich ihnen ihre Schlaffheit und ihre Unbeachtung meiner, so angelegentlich ihnen gestellten Anträge zur Herstellung eines erträglichen Orchesters, zu Gemüthe führen musste. Stets erhielt ich zur Entschuldigung, dass zwar genug Vermögen unter dem musikliebenden Publikum vorhanden sei, dass sich aber Jeder scheue, mit einer bestimmten Geldzeichnung voranzugehen, weil diess eine lästige Beachtung seiner Vermögensumstände seitens seiner Mitbürger nach sich ziehen könne. Mein alter Freund, Herr *Ott im Hof*, erklärte mir, dass es ihn durchaus nicht beschweren würde, zu einem solchen Zwecke 10 000 Franken jährlich zu zahlen, nur würde von diesem Augenblicke an Jeder fragen, wie es denn käme, dass der Herr *Ott im Hof* so mit seinem Vermögen verfahre? Er würde damit ein so peinliches Aufsehen erwecken, dass er leicht zur Rechenschaft über die Verwaltung seines Besitzes gezogen werden könnte. Mir fiel dabei *Goethe's* Ausruf im Anfange seiner «ersten Schweizer Briefe» ein! Doch mit meinem Musikwirken hatte es von nun an in Zürich ein bestimmtes Ende.

Dagegen kam es bei mir nun im Hause dann und wann zu einigem Musiziren. *Klindworth*'s Klavierauszug von «Rheingold», auch bereits von mehreren Akten der «Walküre», lagen in sauberen und kostbaren Abschriften vorräthig. Zunächst musste *Baumgartner* versuchen, wie er mit dem ungeheuer schwierigen Arrangement zu Stande käme. Späterhin zeigte der Musiker *Theodor Kirchner*, welcher in Winterthur niedergelassen war und sich häufig in Zürich aufhielt, grössere Fähigkeit zum Vortrage einzelner Stücke des Klavierauszuges. Die Frau des Gesangsvereins-Musikdirektors *Heim*, mit welchen beiden wir in freundschaftlichem Verkehre standen, musste, als Vertreterin der weiblichen Stimme, zu meinen eigenen Versuchen einige Gesangsscenen vorzutragen, behülflich sein. Sie besass eine wirklich schöne Stimme und einen herzlichen Ton, und hatte damit selbst bei jenen grossen Aufführungen im Jahre 1853 als einzige Solistin mitgewirkt. Nur war sie durchaus unmusikalisch, und das Treffen der Noten, und namentlich das Takthalten, machte mir viel zu schaffen. Doch brachten wir Einiges zu

Stande, und konnten meinen Bekannten dann und wann einen Vorgeschmack meiner Nibelungenmusik verschaffen. — Doch musste ich auch hierbei mich sehr mässigen, da nach jeder Erhitzung mir ein Rückfall der Gesichtsrose drohte. Eines Abends waren wir in kleiner Gesellschaft bei *Karl Ritter* versammelt; ich gerieth auf den Einfall, den «goldenen Topf» von *Hoffmann* vorzulesen, wobei ich nicht beachtete, dass sich das Zimmer allmählich verkühlte. Noch ehe ich mit meiner Vorlesung zu Ende war, sass ich zum Entsetzen Aller wieder mit geschwollener rother Nase da, und musste mich zur Pflege des jedesmal heftig angreifenden Leidens mühevoll nach Hause schleppen. — In solchen leidenvollen Zeiten bildete sich das Gedicht des «Tristan» immer mehr in mir aus. In den Genesungs-Zwischenzeiten arbeitete ich dagegen eifrig, wenn auch mühsam, an der Partitur der «Walküre», von welcher ich endlich auch die Reinschrift im März dieses Jahres (1856) vollendete. Doch war ich sowohl durch diese Leiden, als durch die Anstrengung der Arbeit, in einen ungemein gereizten Zustand versetzt. Ich entsinne mich der übelsten Laune, mit welcher ich unsere Freunde *Wesendonck*'s empfing, als sie mir an dem Abende der Beendigung meiner Partitur hierzu eine Art von Gratulationsvisite abstatteten. Ich äusserte mich bei dieser Gelegenheit so ungemein bitter über diese Art von Antheil an meinen Arbeiten, dass die armen gepeinigten Besucher in völliger Bestürzung plötzlich aufbrachen, und es kostete mich viele, an und für sich recht schwierige, Erklärungen, um die zugefügte Kränkung im Laufe der Tage wieder gut zu machen; wobei meine Frau sich durch ausgleichende Vermittlungsbemühungen vorzüglich bemerklich machte. Zwischen ihnen hatte sich überhaupt ein besonderes Band der Verständigung dadurch geknüpft, dass ein sehr freundliches Hündchen, als Nachfolger meines guten *Peps*, von *Wesendonck*'s aquirirt und uns in das Haus zugebracht worden war. Es war diess ein so artiges und einschmeichelndes Thier, dass es namentlich meine Frau sehr bald zu zärtlicher Freundschaft für sich gewann; auch ich war ihm stets sehr gewogen. Die Wahl des Namens überliess ich diessmal jedoch meiner Frau, und, wie es scheint um des Pendants zu dem Namen *Peps* willen, erfand sie den Namen *Fips*, welchen ich ihm denn auch willig gönnte; doch blieb er immer mehr der eigentliche Freund meiner Frau, wie ich überhaupt, trotz meines grossen Gerechtigkeitsgefühles, namentlich gegen die Trefflichkeit der Thiere, nie wieder in so innige Freundschaftsverhältnisse zu ihnen gerieth, wie sie zwischen *Peps, Papo* und mir bestanden hatten.

Um die Zeit meines Geburtstages, Ende Mai, besuchte mich mein alter Freund *Tichatschek* aus Dresden, der mir seine Anhänglichkeit und enthusiastische Ergebenheit, so weit es bei dem sehr ungebildeten Menschen Bedeutung haben konnte, immer treu erhielt. Am Morgen meines Geburtstages ward ich in sehr rührender Weise durch die Klänge des von mir besonders geliebten Adagio's des *Emoll-Quartett*'s von Beethoven geweckt. Meine Frau hatte hierzu die von mir protegirten Quartettisten eingeladen, und diese hatten recht zartsinnig eben dieses Stück, über welches ich mich ihnen einmal sehr ergriffen geäussert hatte, gewählt. Am Abend sang *Tichatschek* unserer Gesellschaft mehreres aus dem «Lohengrin» vor und erregte bei uns Allen wahres Erstaunen über den immer noch bewahrten Glanz seiner Stimme. *Tichatschek*'s Ausdauer war es auch namentlich gelungen, die höfische Zaghaftigkeit der Dresdener Intendanz im Betreff der Wiederaufführung meiner Opern, zu überwinden. Diese wurden dort jetzt wieder aufgeführt, und füllten bei grossem Erfolge stets das Haus. Bei einem Ausfluge, den wir mit unserem Gaste nach Brunnen am Vierwaldstättersee machten, zog ich mir durch eine leichte Erkältung den dreizehnten Rückfall meiner Gesichtsrose zu, bei welcher Gelegenheit ich um so mehr litt, als ich, um durch meine schnelle Umkehr die Freude des Gastes nicht zu verderben, in dem übelsten Zustande, ausserdem bei einem der schrecklichsten Föhnstürme, welche in Brunnen die Heizung der Zimmer unmöglich machen, dennoch bei der beabsichtigten Partie aushielt. *Tichatschek* verliess mich an meinem Krankenlager, und ich beschloss nun, sofort nach meiner Genesung wenigstens einen Luftwechsel nach dem Süden hin auszuführen, weil mir dieses abscheuliche Leiden in dämonischer Weise an der Lokalität Zürichs für mich zu haften schien. Ich wählte den Genfer See, und nahm mir vor, etwa in der Nähe von Genf, einen gut gelegenen ländlichen Aufenthalt auszuspähen, um dort eine Kur, für welche mir mein Züricher Arzt Vorschriften machte, anzutreten. So machte ich mich Anfangs Juni nach *Genf* auf, wobei ich unterwegs mit *Fips* grosse Noth hatte, der mich zu meiner ländlichen Einsamkeit begleiten sollte, mich aber beinahe zur Veränderung meines Reisezieles bestimmt hätte, da man auf einer gewissen Strecke ihn nicht bei mir im Waggon der Eisenbahn dulden wollte. Der höchsten Energie, welche ich auf die Durchführung meines Willens verwandte, danke ich es, dass ich meine Kur bei Genf antrat, weil ich sonst vermuthlich eine ganz andere Richtung eingeschlagen hätte. —

In Genf stieg ich zunächst in dem mir altgewohnten Hôtel «de l'écu

de Genève» ab, wo mancherlei Erinnerungen für mich spielten. Hier konsultirte ich den Dr. *Coindet,* welcher mich der guten Luft wegen nach *Mornex* am *Mont Salève* dirigirte, und dort mich in eine «Pension» empfahl. Hier angekommen, suchte ich mir zunächst die Gelegenheit zu einer ungestörten Wohnung aus, und beredete die Dame der Pension, mir einen einsam stehenden Garten-Pavillon, welcher nur ein grösseres Gesellschaftszimmer enthielt, zu überlassen. Diess kostete viele Ueberredung, denn sämmtliche Pensionäre, mit denen ich eben in keinerlei Berührung kommen wollte, empörten sich darüber, dass der für ihre gesellschaftlichen Vereinigungen ursprünglich bestimmte Raum ihnen entzogen werden sollte. Endlich setzte ich meine Absicht durch; nur hatte ich mich zu verpflichten, des Sonntags Vormittags meinen Salon zu räumen, weil er dann vermittelst verschiedener Bänke zur Abhaltung des Gottesdienstes, welcher bei den calvinistischen Pensionairs viel zu sagen schien, hergerichtet werden musste. Ich gefiel mir hier sehr wohl, und brachte sogleich am ersten Sonntage ehrlich mein Opfer dar, indem ich mich nach Genf begab, um dort die Zeitungen zu lesen. Des andern Tages aber meldete mir die Wirthin, dass das Aergerniss zu gross sei, da man wohl den Gottesdienst, nicht aber die wochentäglichen Spielunterhaltungen in meinem Salon durchsetzen konnte. Es ward mir gekündigt, und ich sah mich nach einem neuen Unterkommen um, nun bei unserem Nachbar.

Dieser Nachbar war ein Dr. *Vaillant,* welcher ein ebenfalls stattliches Pensionsgrundstück zu einer Wasserheilanstalt hergerichtet hatte. Ich erkundigte mich bei ihm anfänglich nur nach warmen Bädern, weil ich nach der Anweisung meines Züricher Arztes mich dieser mit Schwefel bedienen sollte; von solchen konnte hier aber keine Rede sein. Da mir Herrn *Vaillant*'s ganze Haltung aber sehr gefiel, so theilte ich mich ihm über mein Leiden mit. Als ich ihm von den heissen Schwefelbädern und einem gewissen stinkenden Mineralwasser sagte, welches ich trinken sollte, lächelte er und sagte mir: «*Monsieur, vous n'êtes que nerveux.* Diess alles wird Sie nur noch mehr aufregen; sie bedürfen nichts als der Beruhigung; wollen Sie sich mir anvertrauen, so verspreche ich Ihnen am Ende zweier Monate so weit Genesung, dass Sie die Gesichtsrose nie wieder bekommen sollen.» — Er hat Wort gehalten.

Allerdings gewann ich durch diesen vortrefflichen Arzt eine andere Ansicht von dem hydrotherapischen Verfahren, als sie mir durch jenen «Wasserjuden» von Albisbrunnen und die ihm ähnlichen rohen Dilettanten hatte beigebracht werden können. *Vaillant* war früher ein be-

rühmter Arzt in Paris selbst gewesen, von *Lablache* und *Rossini* konsultirt worden; verfiel aber dem Unglücke, an beiden Beinen paralysirt zu werden. Nachdem er sich vier Jahre lang hülflos gequält, seine ganze Praxis verloren und elend geworden, verfiel er auf den primitiven schlesischen Wasserarzt *Priessnitz,* zu welchem er sich bringen liess, und von dem er vollständig geheilt wurde. Hier eignete er sich das ihm so hülfreich gewordene Verfahren an, läuterte, als gebildeter und freisinniger Arzt, es von allen Rohheiten seines Erfinder's, und suchte nun den Parisern sich durch Errichtung einer Wasserheilanstalt in *Meudon* zu empfehlen. Hiefür fand er aber gar keinen Anklang; seine früheren Patienten, welche er nun für den Besuch seiner Anstalt warb, frugen ihn nur, ob man des Abends dort tanze. Es war ihm unmöglich sich zu halten; und diesem Umstande verdankte ich es, dass ich ihn jetzt hier bei Genf mit dem erneueten Versuche, seine Heilmethode praktisch auszubeuten, antraf. Er zeichnete sich schon dadurch aus, dass er nur eine sehr geringe Anzahl von Patienten bei sich aufnahm, weil er erklärte, ein Arzt könne nur dann für die richtige Verwendung und den guten Erfolg seines Verfahrens einstehen, wenn er zu jeder Tageszeit auf das genaueste seine Kranken zu beobachten im Stande sei. Der Vorzug seiner Methode, der mir so ausserordentlich zu Statten kam, war das durchweg beruhigende Verfahren durch die ingenioseste Anwendung namentlich der geringeren Kältegrade des Wassers.

Ausserdem sorgte *Vaillant* mit besonderer Vorliebe für die Befriedigung meiner Bedürfnisse, vorzüglich im Betreff meiner Ungestörtheit und Ruhe. So ward ich vom gemeinschaftlichen Frühstück, welches mir aufregend und beschwerlich war, frei gelassen, und dafür gestattete man mir, auf meinem Zimmer mir selbst den Thee zu bereiten; nur gab ich mich diesem, für mich bis dahin noch nicht gewöhnten Genusse, unter dem Schutze der Heimlichkeit (denn die anderen Pensionair's durften nichts davon wissen) nach den ermüdenden Anstrengungen der Morgenkur bis zum Excesse hin, indem ich bei verschlossenen Thüren gemeiniglich zwei Stunden lang Thee trank, und dazu *Walter-Scott*'sche Romane las. Von diesen Romanen hatte ich nämlich schon in Genf wohlfeile und hübsche französische Uebersetzungen angetroffen, welche ich mir haufenweise nach *Mornex* brachte. Die Lektüre passte ganz ausgezeichnet zu meiner Lebensweise, von welcher ich ernstere Studien und Arbeiten gänzlich fern halten musste. Ausserdem fand ich aber auch *Schopenhauer*'s so hoch stellende Ansicht über den Werth dieses, bis dahin mir in zweifelhaftem Lichte erschienenen Dichter's, voll-

kommen bestätigt. Auf einsamen Spaziergängen nahm ich zwar, des mir zu Gebote stehenden sehr kleinen Formates wegen, gewöhnlich einen Band von *Byron* mit mir, um, auf irgend einer Berghöhe mit der Aussicht auf den *Montblanc* gelagert, darin zu lesen: doch liess ich ihn bald zu Hause, da ich bemerkte, dass ich ihn gewöhnlich gar nicht aus der Tasche zog. — Die einzige Arbeit, die ich mir gestattete, war der Entwurf von Bauplänen zu einem Hause für mich, welchen ich zuletzt mit allem Material eines Architektur-Zeichner's ganz korrekt auszuarbeiten versuchte. Auf den kühnen Gedanken hierzu war ich nämlich durch die Unterhandlungen verfallen, welche ich um diese Zeit mit den Musikhändlern *Härtel* in Leipzig wegen des Verkaufs meiner Nibelungen-Kompositionen eingegangen war. Ich forderte für die vier Werke gerade heraus 40 000 Franken, von denen sie mir die Hälfte zum Beginn des Hausbaues zahlen sollten. Wirklich schienen die Verleger durchaus günstig gestimmt, auf meine Forderungen soweit einzugehen, dass sie mein Unternehmen mir ermöglichen wollten. Sehr schnell trat aber eine höchst ungünstige Wendung ihrer Meinung von der Rentabilität meiner Arbeiten ein; ich bin mir nicht darüber klar geworden, ob diess die Folge davon war, dass sie sich nun erst mein Gedicht näher angesehen hatten, und es für unausführbar hielten, oder ob von der Seite her, von welcher seitdem die Verfolgungen gegen mich immer ersichtlicher ausgingen, derselbe Einfluss auf sie ausgeübt worden war, welcher bisher meistens alle meine Unternehmungen zu verhindern suchte. Genug, ich sah mich bald wieder von der Hoffnung auf das Verdienst der Kapitalien für meinen Hausbau verlassen; doch rückten meine architektonischen Arbeiten vorwärts, und ich verfolgte von nun an das Ziel, mir die Mittel zu ihrer Ausführung zu verschaffen.

Da nun mit dem 15. August genau meine zwei an Dr. *Vaillant* gelobten Kurmonate zu Ende gingen, verliess ich den mir so wohlthätig gewordenen Aufenthalt, besuchte zunächst *Karl Ritter,* welcher sich mit seiner Frau für das Sommerhalbjahr in einem sehr bescheidenen einsamen Häuschen bei Lausanne niedergelassen hatte. Beide hatten mich einmal in Mornex besucht; nur als ich *Karl* auch zu einigen Wasserbehandlungen veranlassen wollte, erklärte er nach der ersten Probe, dass ihn auch das beruhigendste Verfahren aufrege. Doch hatten wir uns im Ganzen über mancherlei recht artig verständigt, und er kündigte mir für den Herbst seine Wiederkehr nach Zürich an. — So reiste ich mit *Fips,* um dessen Willen ich absichtlich die widerwärtige Eisenbahnstrecke umging, ziemlich wohlgelaunt im Postcoupé nach Hause zurück.

Dort war ebenfalls meine Frau von ihrer Molkenkur auf dem Selisberg wieder zurückgekehrt, und bereits traf ich auch meine Schwester *Klara* an, welche als einzige meiner Verwandten in meinem Schweizer-Asyle mich aufgesucht hatte. Mit ihr machten wir sogleich einen Ausflug nach meinem alten Lieblingsorte *Brunnen* am Vierwaldstätter-See, und wir feierten dort einen wunderschönen Abend bei prachtvollem Sonnenuntergange und unter sonstigen schönen Einwirkungen der Alpen-Landschaft. Beim Einbruche der Nacht, als der Mond voll auf dem See aufging, stellte es sich denn nun auch noch heraus, dass mir an dem jetzt bereits öfter besuchten Orte durch die enthusiastische Aufmerksamkeit des Gastwirthes, Oberst *Auf-der-Mauer,* eine sehr hübsch sich ausnehmende Ovation dargebracht wurde. Auf zwei grossen, mit bunten Lampen erleuchteten Kähnen, nahte nämlich die Brunner Blech-Musik, lauter Dilettanten von ländlicher Herkunft, dem Ufer-Gestade, auf welches unser Gasthof hinausging. Dort wurden mit eidgenössischer Biederkeit, ohne peinliche Uebereinstimmung, einige Kompositionen von mir laut und unwiderleglich vorgetragen. Eine kleine Huldigungsrede, sowie deren gemüthliche Erwiderung meinerseits folgten, und bei einigen Flaschen Wein wurden am Ufer allerlei derbe Hände herzhaft von mir gedrückt. Noch in späteren Jahren passirte ich dieses sehr häufig von mir wiedergesuchte Gestade nie, ohne von irgend einem vertrauten Händedrucke und Anrufe begrüsst zu werden; da ich gewöhnlich im Zweifel war, was dieser oder jener Schiffsmann von mir wollte, erklärte es sich jedesmal, dass ich mit einem der Blechinstrumentisten zu thun hatte, welche an diesem heitern Abende es so gut mit mir meinten.

In Zürich belebte sich nun, durch den längern Aufenthalt meiner guten Schwester *Klara* in unsrer Wohnung, der Familienverkehr in ganz gemüthlicher Weise. Ich verkehrte sehr gern mit *Klara,* welche die eigentliche musikalische Seele meiner Geschwister war; auch that sie mir oft wohl, wenn ihre Anwesenheit zu einem freundlichen Dämpfer der verschiedenerlei häuslichen Auftritte ward, zu denen, bei der zunehmenden Ausbildung ihres Herzleidens, *Minna* durch steigende misstrauische Heftigkeit und Eigensinnigkeit Veranlassung gab. — Für den Oktober sollte ich den Besuch *Liszt*'s erwarten, welcher diessmal in grösserer Begleitung längere Zeit in Zürich sich aufhalten wollte. Doch dauerte mir die Erwartung zu lang, um den Beginn der Komposition des *Siegfried* zu verzögern. Am 22. September begann ich bereits die Aufzeichnung des Entwurfes. Da stellte sich denn eine der Haupt-

plagen meines Lebens zu entscheidender Bedrängniss ein: unserem Hause gegenüber hatte sich neuerdings ein Blechschmied einquartiert, und betäubte meine Ohren den ganzen Tag über mit seinem weitschallenden Gehämmer. In meinem tiefen Kummer darüber, nie es zu einer unabhängigen, gegen jedes Geräusch geschützten Wohnung bringen zu können, wollte ich mich schon entschliessen, alles Komponiren bis dahin aufzugeben, wo mir endlich dieser unerlässliche Wunsch erfüllt sein werde. Gerade mein Zorn über den Blechschmied gab mir jedoch in einem aufgeregten Augenblicke das Motiv zu *Siegfried*'s Wuthausbruch gegen den «Stümperschmied» *Mime* ein: ich spielte sogleich meiner Schwester das kindisch zankende Polter-Thema in *G-Moll* vor, und sang wüthend die Worte dazu, worüber wir alle denn so lachen mussten, dass ich beschloss, für diessmal noch fortzufahren. Diess gedieh auch bis zur Niederschrift eines guten Theiles der ersten Scene, als mit dem 13. Oktober mir *Liszt*'s Ankunft gemeldet wurde.

Für erst kam *Liszt* allein an, und brachte sogleich vieles musikalische Leben in mein Haus. Er hatte seine «Faust» und «Dante»-Symphonien seitdem vollendet, und es war nun wohl ein Wunder zu nennen, sie von ihm auf dem Klavier aus der Partitur mir vorspielen zu hören. Da ich dessen gewiss war, dass *Liszt* sich von dem grossen Eindrucke überzeugt halten musste, welchen seine Kompositionen auf mich machten, durfte ich ihm auch offen von dem Fehlgriffe des Schlusses der *Dante*-Symphonie abrathen. Wenn mich etwas von der meisterlichen poetischen Konzeptionskraft des Musikers überzeugt hatte, so war es der ursprüngliche Schluss der *Faust*-Symphonie, welcher zart und duftig mit einer letzten, Alles bewältigenden Erinnerung an *Gretchen*, ohne alle gewaltsame Aufmerksamkeits-Erregung, gegeben war. Ganz so schien mir der Ausgang der Dante-Symphonie angelegt, in welchem das «Paradies» durch das zarte Eintreten des «Magnificat» ebenfalls nur als sanftes, weiches Verschweben angedeutet war. Desto mehr erschreckte es mich, plötzlich diese schöne Intention durch einen pomphaften plagialischen Schluss, welcher, wie mir gesagt wurde, den «Domenico» vorstellen sollte, in beängstigender Weise unterbrochen zu hören. Ich rief laut: «Nein, nein! Das nicht! Heraus damit! Keinen majestätischen Herrgott! Sondern bleiben wir bei dem sanften, edlen Verschweben!» «Du hast Recht», rief *Liszt*, «ich habe es auch gesagt; die Fürstin hat mich anders bestimmt; aber es soll nun so werden wie Du meinst.» Das war nun schön. Desto grösser jedoch war mein Leid, später erfahren zu müssen, dass nicht nur dieser Schluss am «Dante» beibehalten, sondern

sogar der von mir so besonders dankbar empfundene zarte Schluss des «Faust», in einer mehr auf das Effektvolle hinauslaufenden Weise, durch den Eintritt von Chören umgeändert wurde. Da lag denn mein ganzes Verhältniss zu *Liszt* und seiner Freundin *Caroline Wittgenstein* ausgedrückt!

Diese Frau, mit ihrer Tochter *Marie*, wurde in Kurzem aber nun ebenfalls zu einem Besuch erwartet, und die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen. Bevor die Damen eintrafen, kam es jedoch noch zu einem höchst verdriesslichen Auftritte zwischen *Liszt* und *Karl Ritter* in meiner Wohnung. *Liszt* schien, bereits selbst durch die Physiognomie *Ritter's*, noch mehr aber durch eine gewisse kurz absprechende Art seiner Aeusserungen, sich diesem gegenüber in einem leicht reizbaren Zustande zu befinden. Eines Abends sprach *Liszt* mit imponirendem Accente von den Verdiensten der *Jesuiten; Ritter's* ungeschicktes Lächeln hierüber, schien ihm aber widerwärtig gewesen zu sein: über Tisch kam das Gespräch nun auf den Kaiser der Franzosen, *Louis Napoléon*, dessen Verdienste *Liszt* etwas summarisch uns anzuerkennen auferlegte, während wir im Allgemeinen auf die ganzen französischen Zustände nicht vorzüglich zu sprechen waren. Als *Liszt*, um die Bedeutung Frankreichs für die europäische Kultur in einem bedeutenden Lichte darzustellen, unter anderm auch die französische *Académie* erwähnte, und *Karl* hierüber wieder in sein fatales Lächeln verfiel, reizte dies *Liszt* auf's Aeusserste, und in seiner Entgegnung lief etwas mit unter, welches ungefähr so lautete: «wenn wir diess nicht zugeben wollen, was bleiben wir dann? Paviane.» Ich lachte, *Karl* aber lächelte nur wieder, diessmal aber mit dem Lächeln der tödtlichsten Verlegenheit. Ich erfuhr später von *Bülow*, dass Jenem bei jugendlichen Raufdiskussionen eine «Pavian's-Physiognomie» vorgeworfen worden war. Bald war es nicht mehr zu verdecken, dass *Ritter* von dem «Herrn Doktor», wie er ihn apostrophirte, sich auf das Grausamste beleidigt fühlte; er verliess in schäumendem Unmuthe meine Wohnung, um sie jahrelang nicht wieder zu betreten. Ich erhielt nach einigen Tagen von ihm einen Brief, worin er von mir, sobald er mich wieder besuchen sollte, zuvor eine vollständige Ehrenerklärung *Liszt's*, und wenn diese nicht zu erreichen wäre, die Ausschliessung *Liszt's* von meiner Wohnung verlangte. Sehr betrübend war es mir, bald auch von *Ritter's* mir so sehr werthen Mutter brieflich mein ungerechtes Verfahren gegen ihren Sohn, welchem ich zu keiner Genugthuung für eine in meiner Wohnung erhaltene Beleidigung verholfen hätte, mir vorgeworfen zu sehen.

Ich gerieth für lange Zeit in eine höchst peinliche Spannung mit der mir so nahe befreundeten Familie, da es mir nicht möglich wurde, ihr den Vorgang im rechten Lichte begreiflich zu machen. Als mit der Zeit *Liszt* hiervon erfuhr, bedauerte auch er dieses Zerwürfniss, und führte seinerseits mit anerkennenswerther Grossmuth den entgegenkommendsten Schritt der Versöhnung aus, indem er *Ritter* einen freundlichen Besuch machte, wobei jedoch nichts von dem Vorfalle gesprochen wurde, und welchen *Ritter* nicht an *Liszt*, sondern an die bis dahin angekommene Fürstin erwiderte. Hier fand nun allerdings *Liszt*, nichts weiter thun zu können: somit blieb von jetzt an *Ritter* von uns ausgeschieden; er verlegte seinen Winteraufenthalt gänzlich von Zürich hinweg, und liess sich von nun an dauernd in Lausanne nieder.

Ein grosses Leben kam jetzt nicht nur über mein bescheidenes Haus, sondern über ganz Zürich, als die Fürstin *Caroline* mit ihrer Tochter für einige Zeit ihre Residenz in dem *Hôtel Baur* aufschlug. Die eigenthümliche Aufregung, welche die Dame sofort über Alles brachte, was sie in den Kreis ihrer Bekanntschaft zu ziehen wusste, erfüllte namentlich auch meine gute Schwester *Klara*, die um diese Zeit noch bei uns verweilte, mit einer wahrhaften Berauschung. Es war als ob Zürich mit einem Male eine Art von Weltstadt geworden wäre: Wagen fuhren hin und her, Bediente meldeten an und ab; Dîners, Soupers drängten sich; wir fanden uns plötzlich von einer zunehmenden Anzahl von interessanten Menschen umgeben, von denen wir keine Ahnung gehabt hatten dass sie in Zürich hausten, welche aber überall alsbald unläugbar auftauchten. Einen Musiker, *Winterberger*, welcher unter Umständen sich als Original geberden zu müssen glaubte, war schon von *Liszt* mitgebracht worden; den gewissen Schumannianer *Kirchner* aus Winterthur zog das neue Leben fast für dauernd auch herüber; er unterliess ebenfalls nicht, sich als excentrisch darzustellen. Hauptsächlich waren es aber die Professoren der Universität Zürich, welche die Fürstin *Caroline* aus ihren versteckten Züricher Gewohnheiten heraus zu ziehen wusste. Sie genoss bald jeden einzelnen von ihnen für sich, bald wurden sie uns von ihr *en masse* servirt. Trat ich von meiner regelmässigen Mittagspromenade für einen Augenblick ein, so dînirte die Dame mit *Semper*, das andere Mal mit Professor *Köchly*, ein drittes Mal mit *Moleschott* und sofort, *en particulier*. Selbst mein sonderbarer, so eigenthümlicher Freund *Sulzer*, wurde angezogen und, wie er nicht läugnen konnte, in gewisser Art berauscht. Bei dem Allem aber herrschte eine wirklich sehr erleichternde Freiheit und Ungezwungenheit; namentlich waren

die einfacheren Abende bei mir, wo die Fürstin mit polnisch patriarchalischer Gemüthlichkeit der Hausfrau beim Serviren half, wirklich von grosser Behaglichkeit. Eines Mals, nachdem wir musizirt hatten, bildete sich vor mir eine gewiss nicht unanmuthige, halb sitzende, halb gelagerte Gruppe, welcher ich meine beiden neu konzipirten Dichtungsstoffe von «*Tristan und Isolde*» und den «*Siegern*» vortragen musste. — Die Krone unsrer kleinen Festlichkeiten war nun aber der Geburtstag *Liszt*'s, welchen die Fürstin am 22. Oktober mit völligem Pomp bei sich feierte. Da war denn Alles vereinigt was nur irgend Zürich bieten konnte. Ein Gedicht brachte uns der Telegraph aus Weimar von *Hoffmann von Fallersleben,* welches *Herwegh,* von der Fürstin aufgefordert, mit wunderbar veränderter Stimme zum feierlichen Vortrag brachte. Dann trug ich mit Frau *Heim,* von *Liszt* accompagnirt, den ersten Akt und eine Scene des zweiten Aktes der *Walküre* vor. Ueber den Eindruck unserer Leistung konnte ich mir einen vortheilhaften Begriff machen, als Dr. *Wille* das Verlangen äusserte, diese Sachen, um über sie ein richtiges Urtheil fällen zu können, nun auch schlecht vorgetragen zu hören, weil er fürchten müsse, durch die Virtuosität des Vortrages bestochen worden zu sein. Ausserdem wurde von *Liszt*'s symphonischen Dichtungen auf zwei Flügeln musizirt. Beim Festmahle kam es zu einem Dispute über *Heinrich Heine,* in dessen Betreff *Liszt* allerhand Verfängliches äusserte; wogegen Frau *Wesendonck* replizirte, «ob er nicht glaube, dass dennoch *Heine*'s Dichtername im Tempel der Unsterblichkeit eingeschrieben sein würde?» Schnell antwortete *Liszt:* «Ja, aber mit Koth,» was begreiflicherweise nicht ohne Sensation vernommen wurde.

Leider widerfuhr unserer Vereinigung bald ein grosser Abbruch durch *Liszt*'s Erkrankung an einem Hautausschlage, welcher ihn längere Zeit an das Bett fesselte. Als nur einige Genesung eintrat, gingen wir jedoch bald wieder an's Klavier, um unter uns meine zwei fertigen Partituren des «Rheingoldes» und der «Walküre» vorzunehmen. Prinzessin *Marie* hörte gut zu, und vermochte es sogar über einige schwierige Stellen der Dichtung verständnissvoll Anderen zur Hülfe zu kommen.

Auch der Fürstin *Caroline* schien ausserordentlich viel daran gelegen zu sein, über die eigentliche «Intrigue» im Betreff des Götterschicksal's in meinem «Nibelungenring» auf das Reine zu kommen. Ich wurde von ihr eines Tages, ganz wie einer der Züricher Professoren, *en particulier* vorgenommen, um ihr über diesen Punkt genügende Aufklärung zu geben, wobei ich gestehen muss unwiderleglich inne geworden zu sein, dass es ihr wirklich auf das Verständniss der zartesten und geheimniss-

vollsten Züge ankam, nur in einem etwas zu arithmetisch-mathematischen Sinne, so dass ich am Schlusse fast glaubte, ihr ein französisches Intriguenstück erklärt zu haben. Ihre Lebhaftigkeit in allen solchen Dingen war so gross, wie andrerseits wieder die eigenthümliche Gutgelauntheit ihrer Natur; denn sie ertrug es mit wahrer Lustigkeit, als ich im Betreff der ersteren Eigenschaft ihr eines Tages erklärte: ich würde, stets in ihrer Gesellschaft, nach den ersten vier Wochen umgebracht sein. — Trauer hatte ich über die Veränderungen, welche ich an ihrer Tochter *Marie* wahrnahm; sie war in den drei Jahren, seitdem ich sie zuerst gesehen, auffällig verblüht. Hatte ich sie damals «das Kind» genannt, so hätte ich sie jetzt nicht eigentlich als «Jungfrau» begrüssen können. Eine auflösende Erfahrung schien sie frühzeitig über ihr Alter hinweg gerückt zu haben. Nur bei grosser Anregung, besonders im abendlichen Kreise, trat das Einnehmende und Blendende ihres Naturells bedeutend hervor. Ich entsinne mich eines hübschen Abends bei *Herwegh*, wo ein abscheulich verstimmter Flügel *Liszt* in gleiche Begeisterung versetzte, wie die grässlichen Cigarren, welche er damals den feinen Sorten leidenschaftlich vorzog. Wir alle mussten wirklich nicht mehr an Zauberei, sondern an Hexerei glauben, als er auf diesem Flügel uns wundervoll vorphantasirte. — Eine auffallende, sehr übellaunige und eigentlich händelsüchtige Gereiztheit, wie sie schon in der fatalen Scene mit dem jungen *Ritter* vorgekommen war, trat mehrere Male, zu meinem wahren Schrecken, noch bei *Liszt* hervor. Namentlich war mit ihm, vorzüglich in Gegenwart der Fürstin *Caroline*, nicht gut über *Goethe* zu sprechen. Ueber den *Egmont*, den er geringschätzen zu müssen glaubte, weil er sich von *Alba* «dupiren» liess, wäre es selbst zwischen uns, da *Liszt* sehr aufgelegt dazu schien, zu einem Aergerniss gekommen. Ich war jedoch gewarnt, und besass so viel Ruhe, mich nur an die physiologische Eigenthümlichkeit meines Freundes bei dieser Gelegenheit zu halten, und vielmehr seinen Zustand, als den Gegenstand unseres Disputes in Betracht zu nehmen. Nie ist es zwischen mir und ihm zu einer Heftigkeit gekommen; nur blieb mir fortan für mein ganzes Leben das dunkle Gefühl davon, es könne einmal zu einer solchen kommen, und diese müsse dann furchtbar sein; und vielleicht war es auch eben dieses Gefühl, was jede zufällige Ereiferung von mir ferne hielt, wiewohl ich sonst wegen meines Aufbrausen's und meiner Reizbarkeit unter meinen Freunden bekannt genug war. —

Nach einem mehr als sechswöchentlichen Aufenthalte vereinigte uns schliesslich für die Rückreise meines so bedeutenden Besuches noch eine

Art gemeinschaftlicher Unternehmung auf acht Tage in *St. Gallen,* wohin wir von einem jungen Musikdirektor, *Schadrowsky,* zur Unterstützung eines dortigen Gesellschaftskonzertes, eingeladen worden waren.

Hier logirten wir zusammen im Gasthof «zum Hecht», wo die Fürstin uns für diese Zeit gleich wie im eigenen Hause bewirthete. So hatte sie auch mir mit meiner Frau ein Zimmer, neben dem für sie privatim bestimmten, angewiesen, was uns leider aber eine höchst schwierige Nacht bereitete. Frau *Caroline* hatte einen ihrer schweren Nervenbeängstigungs-Anfälle bekommen, und um die peinigenden Hallucinationen, von denen sie dann geplagt war, fern zu halten, war ihre Tochter *Marie* genöthigt, ihr die ganze Nacht über mit absichtlich sehr erhobener Stimme vorzulesen. Hierüber gerieth ich nun in unerhörte Aufregung, namentlich auch über die mir unbegreiflich erscheinende Rücksichtslosigkeit gegen die Ruhe des Nachbarn, welche sich in diesem Vorgange ausdrückte. In der Nacht um zwei Uhr sprang ich aus dem Bette, klingelte anhaltend einen Kellner wach, um mir in einer der entferntesten Lagen des Gasthofes ein Nachtquartier anweisen zu lassen. Wir zogen richtig um diese Stunde aus: dieses ward nebenan bemerkt, verursachte aber keinerlei Eindruck. Sehr verwundert war ich am andern Morgen, *Marie* ganz unbefangen, ohne die mindesten Spuren von dem Abenteuer, wie gewöhnlich erscheinen zu sehen, und erfuhr nun, dass man in der Umgebung der Fürstin an dergleichen Exzesse vollständig gewöhnt war. — Auch hier füllte sich das Haus bald von allerlei Eingeladenen: so kam *Herwegh* mit Frau, Dr. *Wille* mit Frau, *Kirchner* und manche Andre; und das Leben im «Hecht» stand dem im «Hôtel Baur», bald in nichts nach. Diess alles galt, wie erwähnt, dem gemüthlichen Gesellschaftskonzerte des St. Galler Musikvereins. *Liszt* studirte in den Proben zwei seiner Kompositionen, «Orpheus» und die «Préludes», zu meiner wahren Freude dem Orchester mit vollendeter Meisterschaft ein; trotz der sehr geringen Beschaffenheit der Instrumental-Mittel, fiel die Ausführung doch wirklich schön und schwungvoll aus. Namentlich freute mich das so maassvolle Orchesterstück «Orpheus», dem ich von vornherein bereits eine grosse Ehrenstelle unter *Liszt*'s Kompositionen angewiesen hatte; dem Publikum dagegen gefielen namentlich «Préludes», von welchen auch der grösste Theil wiederholt werden musste. Ich führte die *Eroica*-Symphonie von Beethoven auf, und hatte dabei viel zu leiden, weil ich bei solchen Gelegenheiten mich stets erkältete, und dann meistens mich immer im Fieber befand. Auf *Liszt,* worauf es mir hierbei einzig ankommen konnte, machte meine Auffassung und Wiedergebung des

Beethoven'schen Werkes einen bedeutenden und richtigen Eindruck. Wir beobachteten uns Beide bei unsern Leistungen mit wahrhaft belehrender Aufmerksamkeit und Theilnahme. Zur Nacht mussten wir noch einem kleinen Festmahle beiwohnen, bei welchem von Seiten der ehrenwerthen St. Galler Bürger es zu recht schönen und ernstlich gemeinten Auslassungen über die Bedeutung unseres Besuches kam. Da ich von einem dortigen Dichter in besonders eingehender Weise panegyrisch bedacht wurde, veranlasste mich diess ebenfalls in erregter Weise ernstlich zu antworten. Ja, *Liszt* gerieth in seiner dithyrambischen Begeisterung so weit, auf eine Mustervorstellung des «Lohengrin» in St. Gallen, womit das neue Theater geöffnet werden sollte, anstossen zu lassen, wogegen Niemand etwas einzuwenden hatte. — Am folgenden Tage, dem 24. November, waren wir alle zu verschiedenen Festlichkeiten im Hause eines Hauptmusikfreundes, des vermögenden St. Galler Kaufmannes *Bourit* vereinigt. Da ging es denn auch an's Klavier, und *Liszt* spielte uns unter anderm auch die grosse *B-dur*-Sonate von Beethoven vor, nach welcher *Kirchner* mit trockener Aufrichtigkeit äusserte: jetzt könne man doch wirklich sagen, etwas rein Unmögliches erfahren zu haben; denn für unmöglich müsse er immer noch halten, was er wiederum doch soeben gehört habe. — Bei dieser Gelegenheit ward denn auch der auf diesen Tag fallenden zwanzigsten Jahresfeier meiner Hochzeit mit *Minna* gedacht, und es ward nach den Klängen der Hochzeit-Musik aus «Lohengrin» ein ganz artiger polonaisengleicher Festzug durch die verschiedenen Zimmer ausgeführt.

Trotz allen diesen angenehmen Erlebnissen, hätte ich nun doch aber gern der Sache ein Ende gefunden, um in meine häusliche Stille nach Zürich zurückzukehren. Das Unwohlsein der Fürstin verwehrte aber noch, mehrere Tage über, die Abreise meiner Freunde nach Deutschland, und so fanden wir uns veranlasst, noch einige zwecklos spannende Zeit zusammen zu verweilen, bis ich am 27. November endlich meinem Besuche das Geleite nach *Rorschach* gab, und dort auf dem Dampfschiffe mich von ihm trennte. — Ich habe seitdem die Fürstin und ihre Tochter nie wieder gesehen, und vermuthe auch nie wieder mit ihnen zusammenzukommen. —

Nicht ohne Bangigkeit verliess ich die Freunde, von denen die Fürstin wirklich krank, und *Liszt* mir sehr angegriffen erschien. Ich empfahl ihnen schleunig nach *Weimar*, zu ihrer Pflege zurückzukehren: sehr war ich dagegen verwundert, bald von einem wiederum längeren geräusch- und kunstgenussvollen Aufenthalte in *München* zu erfahren, welcher

41*

unmittelbar unserem Abschiede folgte. Ich dachte mir da, dass ich doch wohl recht unberufen sei, so organisirten Menschen irgend etwas an- oder abzurathen. Dagegen kehrte ich sehr erschöpft, schlaflos, und vom Froste der kalten Jahreszeit gepeinigt, in meine Züricher Behausung zurück, in der Furcht, durch die vergangene Lebensweise mir wieder einen Rückfall meiner Gesichtsrose zugezogen zu haben. Mit grosser Befriedigung wachte ich jedoch des anderen Morgens auf, da ich nichts von dem Gefürchteten verspürte, und pries jetzt, sowie fortan immer wo ich nur konnte, meinen trefflichen Dr. *Vaillant*. Bald erholte ich mich so weit, dass ich mit Anfang Dezember die Komposition des *Siegfried* wieder aufnehmen konnte. Somit trat ich wieder in meine gleichmässige, äusserlich so wenig zu bezeichnende Lebensweise: Arbeit, grosse Promenaden, Lektüre, zu Zeiten des Abends einen der alten Hausfreunde. Nur belästigten mich die Nachwehen des Zerwürfnisses mit *Ritter* wegen jenes Vorfalles mit *Liszt*. Ich gerieth mit diesem, in so mancher Lebensphase mir nahe getretenen, jungen Freunde jetzt gänzlich ausser Verkehr; er verliess noch vor Ablauf des Winters Zürich, ohne mich wieder gesehen zu haben.

Während ich in den Monaten Januar und Februar (1857), diessmal mit ausführlicher Niederschrift der Komposition statt der früheren nur flüchtigen Skizzirung mit Bleistift, den ersten Akt des «Siegfried» vollendete, und darauf mich auch sogleich zur Instrumentation desselben anliess, befolgte ich das von *Vaillant* mir angerathene Verfahren wahrscheinlich mit etwas zu grossem Eifer: immer in Furcht vor einer möglichen Rückkehr der Gesichtsrose, suchte ich mich dagegen durch regelmässig alle acht Tage wiederholtes Schwitzen in der Einpackung, nach hydropathischem System, zu bewahren. Allerdings entging ich dadurch fortwährend dem befürchteten Uebel, nur griff mich diese Behandlung wiederum sehr an, und ich ersehnte die Rückkehr der warmen Jahreszeit, welche mir von der Strenge meiner Behandlung abzulassen gestatten sollte.

Zugleich aber steigerten sich jetzt die Leiden, welche mir durch die Belästigungen von Seite lärmender und musizirender Nachbarn bereitet wurden. Ausser dem tödtlich von mir gehassten Blechschmiede, mit welchem ich ziemlich jede Woche einmal einen furchtbaren Auftritt hatte, stellten sich auch immer mehr Klaviere in meinem Hause ein, zuletzt auch noch die sonntägliche Flöte eines Herrn *Stockar* unter mir. Ich verschwor es nun weiter zu komponiren. Da kamen eines Tages meine Freunde *Wesendonck*'s von einem längeren Winteraufenthalte in Paris

zurück, und eröffneten mir die erfreulichste Aussicht auf die Erfüllung meiner sehnlichen Wünsche im Betreff meiner zukünftigen Wohnungsverhältnisse. *Wesendonck* war schon früher geneigt gewesen, mir nach Wunsch auf einem Punkte, den ich mir aussuchen sollte, ein Wohnhäuschen bauen zu lassen. Meine mit täuschender Künstlichkeit ausgearbeiteten Pläne waren wirklich schon der Prüfung eines Architekten vorgelegt worden. Nur die Acquisition des geeigneten Grundstückes war und blieb von besonderer Schwierigkeit. Auf dem Hügelrücken, welcher in der Gemeinde *Enge* den Züricher See vom *Sihlthale* trennt, hatte ich seit lange auf meinen Spaziergängen ein Winterhäuschen in das Auge gefasst, welches das *Lavater*-Häuschen hiess, weil es diesem berühmten Physiognomen gehört hatte und von ihm gewöhnlich besucht worden war. Ich hatte nun meinen Freund, den Staatsschreiber *Hagenbuch* dafür gewonnen, sich mit allerhand List danach umzusehen, wie hier einige Jucharten Landes so wohlfeil wie möglich zu acquiriren sein möchten. Hierin erwies sich nun aber die grosse Schwierigkeit. Das Terrain hing überall parzellenweise mit grösseren Grundstücken zusammen, und es fand sich, dass, um den einen Punkt zu gewinnen, ein übermässig grosser Komplex von verschiedenen Besitzern hätte zusammengekauft werden müssen. Ich klagte *Wesendonck* meine Noth, und erregte in diesem allmählich die Lust, für sich selbst dieses grössere Terrain zu erwerben, und dort ein stattliches Grundstück mit grosser Villa für seine eigene Familie anzulegen. Für mich sollte dabei am Ende eine Parzelle abfallen. Die Herrichtung dieses Grundstückes und der Bau seines grossen Wohnhauses, welches stattlich und gediegen ausfallen sollte, nahm für jetzt aber meinen Freund genügend in Anspruch; auch fand er wohl, dass die Niederlassung zweier Familien in der gleichen Umzäunung mit der Zeit zu gegenseitigen Unbequemlichkeiten führen könnte. Dagegen fand sich, nur durch einen schmalen Fahrweg von dem seinigen getrennt, ein kleines sehr bescheidenes Landhäuschen mit Garten, welches ich selbst schon früher im Auge gehabt hatte, und dessen Acquisition für mich *Wesendonck* nun beschlossen hatte. Ich war durch die Mittheilung dieser Absicht wirklich über alle Maassen erfreut. Desto grösser war der Schreck, als der übervorsichtige Acquirant eines Tages erfuhr, dass der gegenwärtige Besitzer, mit welchem er zu zaghaft in Unterhandlung getreten war, soeben sein Grundstück anderwärts verkauft habe. Glücklicherweise fand sich, dass der Käufer ein Irrenarzt war, und in Folge des Kaufes nichts anderes beabsichtigte, als mit seiner Irrenanstalt sich meinem Freunde zur Seite niederzulassen; denn diese

Nachricht wirkte nun, durch die Erweckung der schreckhaftesten Vorstellungen, auf die Anspannung der höchsten Energie *Wesendonck*'s, welcher jetzt das Grundstück um jeden Preis von dem fatalen Narren-Doktor wieder zu gewinnen den Auftrag gab. So gelangte es denn, ziemlich theuer und in Verdruss erweckender Form, endlich in den Besitz meines Freundes, der es mir nun von Ostern dieses Jahres an, gegen den gleichen Miethzins, welchen ich bisher für meine Wohnung im Zeltwege bezahlt hatte, d. h. für jährlich 800 Francs, zur dauernden Benutzung übergab.

Die Herrichtung des Häuschens, die mich nun mit dem anbrechenden Frühjahre leidenschaftlich beschäftigte, ging nicht ohne manche Verdriesslichkeit vor sich. Das Häuschen, welches nur zur Sommerbewohnung eingerichtet war, musste durch Beschaffung von Heizung und durch sonstige Vorkehrungen erst noch für den Winter tauglich gemacht werden. Ward auch von Seiten des Besitzers hierfür das Nöthigste geleistet, so blieb doch immerhin genug übrig, was, sowohl bei der perennirenden Meinungsdifferenz zwischen mir und meiner Frau über alles und jedes, als auch bei meiner im Grunde doch immer gänzlich vermögenslosen bürgerlichen Lage, nie gänzlich endende Schwierigkeiten herbeiführte. In der letzteren Beziehung trat zwar immer von Zeit zu Zeit eine Wendung ein, welche recht gut geeignet war, einem sanguinischen Temperamente ein zuversichtliches Vertrauen auf die Zukunft zu geben: trotz der schlechten Aufführungen meiner Oper, brachte mir der «Tannhäuser» aus *Berlin* doch unerwartet gute Einnahmen zu. Jetzt hatte sich denn auch auf eine sonderbare Weise in *Wien* für mich etwas Luft gemacht. Immer nämlich blieb ich dort noch von dem Hofoperntheater ausgeschlossen, und mir war versichert worden, dass, so lange es einen kaiserlichen Hof gäbe, an eine Aufführung meiner «hochverrätherischen» Opern in Wien nicht zu denken wäre. Diese sonderbare Lage veranlasste den Direktor des *Josephstädter* Theater's, meinen alten Riga'schen Direktor *Hofmann,* in einem von ihm erbauten grossen Sommertheater im *Lerchenfeld,* ausserhalb der Linien von Wien, mit einer besondern Operntruppe den «Tannhäuser» zu wagen. Er bot mir für jede Vorstellung, die ich ihm erlauben würde, eine Tantième von 100 Franken. Als *Liszt,* den ich hiervon benachrichtigte, die Sache bedenklich fand, schrieb ich ihm: ich sei gesonnen mich in dieser Angelegenheit auf den Standpunkt *Mirabeau*'s zu stellen, welcher, da er von seinen Standesgenossen nicht zu der Notablen-Versammlung gewählt wurde, sich den Wählern in Marseille als *Marchand de drap* vorstellen liess. Das gefiel

denn wieder *Liszt*; und ich zog nun wirklich durch das Lerchenfelder Sommertheater in die österreichische Kaiserstadt ein. Von der Aufführung selbst wurden mir die allerwunderlichsten Dinge berichtet: *Sulzer*, welcher damals auf einer Reise durch Wien gekommen war, und einer solchen Vorstellung beigewohnt hatte, beklagte sich vornehmlich nur über die Finsterniss des Hauses, welche auch nicht ein Wort des Textbuches zu lesen erlaubte, sowie dass es sehr stark hinein geregnet hätte. Anders berichtete mir einige Jahre später der Schwiegersohn der Wittwe des Komponisten *Hérold*, welcher damals auf einer Hochzeitsreise ebenfalls Wien und diese Lerchenfelder Vorstellung besucht hatte: dieser versicherte mich, dass, trotz allen äusseren Mangelhaftigkeiten, die hiesige Vorstellung ihn wahrhaft erfreut und namentlich bei weitem wirkungsreicher ergriffen habe, als die ohne allen Vergleich schlechtere Aufführung im Berliner Hoftheater, welche er nach dieser ebenfalls besucht habe. Für jetzt brachte mir das energische Einschreiten meines alten Riga'schen Theaterdirektor's in Wien für zwanzig Vorstellungen, welche er vom «Tannhäuser» im Ganzen ermöglichte, wirklich 2000 Franken ein; und es war mir vielleicht verzeihlich, nach einem so eigenthümlichen, meine Popularität offen konstatirenden Vorgange, auf unberechenbare Wirkungen meiner Arbeiten, selbst nach der Seite des Gewinnes hin, für die Zukunft zu vertrauen.

Während mich unter solchen Umständen die Einrichtung des ersehnten Landhäuschen's beschäftigte, und ich die Instrumentation des ersten Aktes von *Siegfried* ausarbeitete, versenkte ich mich von Neuem in die *Schopenhauer*'sche Philosophie, als auch mit besonderer Angezogenheit in *Scott*'sche Romane. Auch beschäftigte ich mich ernstlich damit, meinem Eindrucke von den *Liszt*'schen Kompositionen eine bestimmte Bedeutung zuzuweisen; wofür ich zu der Form eines Briefes an *Marie Wittgenstein* griff, welcher in der Brendel'schen Musikzeitung veröffentlicht wurde. —

Als nun die Uebersiedelung nach der, wie ich vermeinte, letzten Wohnungszuflucht meines Lebens bevorstand, überlegte ich von Neuem, wie ich diesem Leben selbst, für den gemeinen Bestand, eine Grundlage verschaffen könnte. Noch einmal griff ich meine Unterhandlungen mit *Härtels* wegen der Nibelungen auf, musste sie aber spröde und abgeneigt gegen ein Geschäft für dieses Werk finden. Ich klagte diess *Liszt*, und stellte ihm offen die Zumuthung, dem *Grossherzoge von Weimar*, welcher den Aussagen meines Freundes nach sich fortwährend als Schutzpatron meines Nibelungenunternehmen's betrachtet wissen wollte, die Schwierig-

keiten, auf welche ich hierbei stiesse, zu erkennen zu geben. Ich führte hierbei an, dass, wenn einem gewöhnlichen Musikhändler das Befassen mit einem so ausserordentlichen Unternehmen nicht wohl zuzumuthen sei, von dem Fürsten, welcher dasselbe zu seinem Ehrenpunkte zu machen gedenke, dagegen wohl zu verlangen stünde, dass er sich auch ernstlich an den Vorbereitungen dazu, unter welchen die Ausarbeitung des Werkes selbst wohl sehr füglich begriffen werden müsse, betheilige. In diesem Sinne wollte ich, dass der Grossherzog für *Härtel*'s eintrete, das Werk mir abkaufe, und in dem Maasse der Vollendung der Arbeit es mir bezahle, wodurch er sich zum Eigenthümer derselben machen, und später nach Belieben sich dafür selbst durch einen Verleger entschädigen sollte. *Liszt* verstand mich sehr wohl, konnte jedoch nicht umhin, mir von meinen Annahmen im Betreff Sr. königl. Hoheit abzurathen. —

Dagegen zog jetzt die junge *Grossherzogin von Baden* meine Aufmerksamkeit auf sich. Seit mehreren Jahren war vom Grossherzog von Baden *Eduard Devrient* als Direktor seines Hoftheaters nach Karlsruhe gezogen worden. Ich war seit meinem Fortgange von Dresden, wenn auch mit langen Unterbrechungen, mit *Devrient* in Verkehr geblieben; er hatte sich noch brieflich über meine Schriften «das Kunstwerk der Zukunft» und «Oper und Drama» höchst anerkennend geäussert. Von dem Karlsruher Theater behauptete er mir, dieses sei so schwach, dass er an die Aufführung meiner Opern auf demselben nicht gut gehen zu können glaubte. Plötzlich änderte sich dieses, als der Grossherzog geheirathet hatte, und die von meiner alten Freundin, *Alwine Frommann*, für mich gewonnene junge Tochter der *Prinzessin von Preussen*, jetzt in Karlsruhe zur Selbständigkeit gelangt, eifrig nach der Aufführung meiner Werke verlangte. Jetzt wurden denn meine Opern auch dort aufgeführt, und *Devrient* musste mir von dem grossen Antheile der jungen Fürstin, welche selbst den Proben häufig beiwohnte, berichten. Diess machte auf mich einen sehr freundlichen Eindruck; aus freien Stücken äusserte ich mich hierüber anerkennend in einem Schreiben, welches ich an die Grossherzogin richtete, und dem ich als Albumblatt »Wotan's Abschied« aus dem Schlusse der *Walküre* beilegte.

So kam der 20. April heran, an welchem ich meine bisherige, nun bereits vermiethete, Wohnung im Zeltwege verlassen musste, ohne das noch nicht ganz fertig eingerichtete Landhaus selbst schon beziehen zu können. Bei unfreundlicher Witterung hatten sich, während der steten Besuche des von Maurern und Schreinern nachlässig okkupirten Häuschen's, Erkältungen bei uns eingestellt. In übelster Laune verbrachten

wir eine Woche im Gasthofe, und ich überlegte mir, ob es denn überhaupt der Mühe verlohne, erst noch dieses Grundstück zu beziehen, indem es mir plötzlich ahnte, dass ich doch auch von dort wieder weiter wandern dürfte. Endlich setzten wir am Ende des April mit Gewalt unsere Einsiedelung durch; es war kalt und feucht, die neuen Heizungen wärmten nicht; wir Beide waren krank und vermochten kaum das Bett zu verlassen. Da erschien ein gutes Anzeichen: der erste Brief, der mir zukam, war ein versöhnendes, sehr liebevolles Schreiben der Frau *Julie Ritter,* wodurch sie mir die Beendigung des Zerwürfnisses wegen des Benehmens ihres Sohnes ankündigte. Nun brach auch schönes Frühlingswetter herein; am Charfreitage erwachte ich zum ersten Male in diesem Hause bei vollem Sonnenschein: das Gärtchen war ergrünt, die Vögel sangen, und endlich konnte ich mich auf die Zinne des Häuschen's setzen, um der langersehnten verheissungsvollen Stille mich zu erfreuen. Hiervon erfüllt, sagte ich mir plötzlich, dass heute ja «Charfreitag» sei, und entsann mich, wie bedeutungsvoll diese Mahnung mir schon einmal in *Wolfram*'s *Parzival* aufgefallen war. Seit jenem Aufenthalte in *Marienbad,* wo ich die *Meistersinger* und *Lohengrin* konzipirte, hatte ich mich nie wieder mit jenem Gedichte beschäftigt; jetzt trat sein idealer Gehalt in überwältigender Form an mich heran, und von dem Charfreitags-Gedanken aus konzipirte ich schnell ein ganzes Drama, welches ich, in drei Akte getheilt, sofort mit wenigen Zügen flüchtig skizzirte.

Mitten unter der immer noch nicht beendeten und leidenschaftlich von mir betriebenen Einrichtung des Hauses, drängte es mich nun zur Arbeit: ich griff wieder zum «*Siegfried*», und begann die Komposition des zweiten Aktes davon. Während ich nun unschlüssig darüber gewesen war, wie ich mein neu gewonnenes Asyl benennen wollte, musste ich, da die Einleitung dieses Aktes bei guter Laune mir sehr wohl gerieth, laut lachen, als mir einfiel, ich müsste, eben dieser ersten Arbeit entsprechend, mein neues Heimwesen «*Fafner's Ruhe*» nennen. Das durfte nun aber doch nicht sein; und somit blieb es dabei, das Grundstück einfach «Asyl» zu benennen, mit welcher Benennung ich es denn auch in der Datumangabe meiner Arbeit bezeichnete.

Meine fehlgeschlagenen Aussichten auf die Unterstützung des Grossherzogs von Weimar für die Nibelungen-Arbeit nährten aber in mir eine fortgesetzte Verstimmung; ich sah eine Last vor mir, deren ich mich nicht zu entledigen wusste. Zu gleicher Zeit war mir nun eine abenteuerliche Meldung zugekommen: ein Mensch, welcher, sehr natürlich, *Ferreiro* hiess, hatte sich als brasilianischer Konsul von Leipzig aus

bei mir gemeldet, und mir Anzeige von der grossen Zuneigung des *Kaisers von Brasilien* für meine Musik gemacht. Meinen Zweifeln an dieser sonderbaren Erscheinung wusste der Mann in seinen Briefen recht hübsch zu entgegnen; der Kaiser liebte das Deutsche, und wünschte mich gerne zu sich nach *Rio Janeiro* zu haben, damit ich ihm daselbst meine Opern vorführe, wozu, da dort allerdings nur italienisch gesungen würde, es nur der Uebersetzung meiner Texte bedürfe, was er als sehr leicht und zugleich sehr vortheilhaft für dieselben ansah. Sonderbarer Weise wirkte die hierdurch angeregte Vorstellung in Wahrheit sehr angenehm auf mich, und es schien mir, als müsste ich sehr gut ein leidenschaftliches Musikgedicht zu Stande bringen können, welches sich im Italienischen ganz trefflich ausnehmen sollte. Wiederum gedachte ich mit stets neu auflebender Vorliebe an «*Tristan und Isolde*». Zunächst übersandte ich Herrn *Ferreiro,* um der grossmütigen Neigung des Kaisers von Brasilien einigermassen auf den Zahn zu fühlen, die kostbar eingebundenen Klavierauszüge meiner drei älteren Opern, von deren gnädiger und splendider Aufnahme in Rio Janeiro ich mir längere Zeit etwas recht Angenehmes erwartete. Weder von diesen Klavierauszügen, noch vom Kaiser von Brasilien und dessen Konsul *Ferreiro,* habe ich in meinem Leben je wieder etwas gehört. Nur *Semper* gerieth noch mit diesem tropischen Lande in eine architektonische Verwickelung: für Rio war eine Concurrenz zum Bau eines neuen Opernhauses ausgeschrieben; *Semper* hatte sich zur Theilnahme gemeldet, und verfertigte wunderschöne Pläne dazu, welche uns viele Unterhaltung gewährten, und unter andern dem Dr. *Wille* eine besonders interessante Aufgabe zu bieten schienen, da er annahm, es müsse einem Architekten etwas Neues dünken, ein Operntheater für ein schwarzes Publikum zu entwerfen. Ich habe nicht erfahren, ob die Resultate von *Semper*'s Verkehr mit Brasilien viel befriedigender waren als die des meinigen; jedenfalls weiss ich, dass er das Theater nicht gebaut hat.

Eine heftige Erkältung warf mich für einige Tage in ein starkes Fieber; als ich davon genas, war mein Geburtstag gekommen: des Abends wieder auf meiner Zinne sitzend, überraschte mich der Gesang der drei «Rheintöchter» aus dem Schlusse des *Rheingoldes,* welcher aus naher Ferne über die Gärten zu mir herüber drang. Frau *Pollert,* dieselbe, deren eheliche Leiden einst in Magdeburg die an und für sich schwierige Wiederaufführung meines «Liebesverbotes» verhindert hatten, war im vergangenen Winter immer noch als Sängerin, zugleich aber auch als Mutter zweier Töchter, am Züricher Theater-Himmel erschienen. Da sie immer

noch eine gute Stimme hatte, und sich mit äusserster Willigkeit gegen mich benahm, liess ich sie den letzten Akt der *Walküre* für sich, und die Scenen der «Rheintöchter» aus dem *Rheingolde* mit ihren beiden Töchtern einüben. Oefter hatten wir im vergangenen Winter unseren Freunden kleine Anhörungen davon verschafft; jetzt, an diesem Geburtstagsabende, überraschte mich der Gesang der aufmerksamen Freundinnen in sehr rührender Weise, und plötzlich empfand ich einen sonderbaren Widerwillen gegen die Fortsetzung der Komposition der *Nibelungen,* um so dringender aber das Verlangen, sofort den »*Tristan*« aufnehmen zu können. Ich beschloss meiner langgenährten heimlichen Neigung zu gewähren, und diese neue Arbeit, welche ich nur als eine kurze Unterbrechung jener grossen gelten lassen wollte, alsbald zu beginnen. Um mir jedoch das Zeugniss zu geben, dass nicht etwa ein eingetretener Ueberdruss von jener älteren Arbeit mich zurückscheuchte, beschloss ich jedenfalls erst noch die kaum begonnene Komposition des zweiten Aktes von *Siegfried* bis zur Beendigung fortzusetzen; was auch mit grosser Lust geschah, während ich andererseits immer deutlicher den *Tristan* in mir aufdämmern liess.

Einigermassen mitwirksam zur Erfassung des *Tristan* waren jedoch auch äussere Beweggründe, welche das auf die Ausführung dieses Werkes bezügliche Unternehmen mir anziehend und vortheilhaft erscheinen liessen. Diese Motive kamen vollends zu Reife, als *Eduard Devrient* Anfangs July, mich besuchte und drei Tage bei mir verweilte. Er berichtete mir die gute Aufnahme, welche meine Sendung an die Grossherzogin von Baden erfahren hatte. Im Ganzen erschien es mir, als ob er beauftragt sei sich mit mir für irgend ein Unternehmen zu verständigen; ich theilte ihm mit, dass ich gesonnen sei meine Nibelungen-Arbeit durch die Ausführung eines Werkes zu unterbrechen, welches, seinem Umfange und seinen Erforderlichkeiten nach, mich von Neuem in den Verkehr mit den Theatern, wie sie nun eben seien, setzen sollte. Gewiss würde ich mir Unrecht thun, wenn ich mir selbst nachsagen wollte, dass ich aus diesem äusserlichen Grunde die Ausführung des *Tristan* in das Auge gefasst und beschlossen hätte; dennoch muss ich zugestehen, dass in Betreff der Stimmung, in welcher ich vor mehreren Jahren die Ausführung jenes grösseren Werkes in Angriff nahm, bei mir eine merkliche Veränderung eingetreten war. Damals kam ich soeben von meinen Kunstschriften, in welchen ich mir die Gründe des Verfalles unsrer öffentlichen Kunst, und namentlich des Theaters, durch Erforschung eines weiten Zusammenhanges dieser Gründe mit den allgemeinen Kultur-

zuständen zu erklären gesucht hatte. Damals wäre es mir unmöglich gewesen, mich an eine Arbeit zu begeben, bei welcher ich sofort die Aufführung auf unsern Theatern in das Auge zu fassen gehabt hätte. Nur ein gänzliches Absehen hievon konnte, wie ich diess gelegentlich früher bezeugte, mich zur Wiederaufnahme meiner künstlerischen Arbeiten bestimmen. Während ich nun für eine Aufführung der Nibelungendramen unverrückt das Eine festzuhalten genöthigt war, dass diese Aufführung nur unter so ausserordentlichen Umständen, wie ich sie später in dem Vorworte zu der Herausgabe der Dichtung bezeichnete, stattfinden könnte, hatte doch die geglückte Verbreitung meiner älteren Opern soweit Einfluss auf meine Stimmung geübt, dass ich jetzt, indem ich mich der Vollendung meiner grossen Arbeit über die Hälfte derselben näherte, nach einer Möglichkeit auch der Aufführung dieses Werkes immer ernstlicher aussah. Bis dahin hatte nun *Liszt* in seinem Vertrauen auf den *Grossherzog von Weimar* die verborgene Hoffnung meines Herzens genährt; nach den neuesten Erfahrungen hatte sich diese jetzt aber als gänzlich nichtig herausgestellt, während andererseits die Hoffnung mir bestätigt wurde, dass ein neues, dem «Tannhäuser» oder «Lohengrin» ähnliches Werk von mir mit grosser Bereitwilligkeit überall aufgenommen werden würde. Die Weise, in welcher ich endlich den Entwurf des *Tristan* ausführte, zeigt zwar deutlich, wie wenig ich hierbei an unsere Operntheater und die Fähigkeit ihrer Leistungen dachte, dennoch, da ich immer zugleich mit einer äusseren Nöthigung meiner Lebenslage zu kämpfen hatte, vermochte ich soweit mich selbst zu täuschen, dass ich mir einbilden konnte, mit der Unterbrechung der Komposition der *Nibelungen* und dem Angriffe des *Tristan*, im praktischen Sinne eines klugerwägenden Menschen zu verfahren. *Devrient* hörte nun sehr gern von einem solchen, für praktisch ausgegebenen Unternehmen meinerseits; er frug mich, an welches Theater ich für die erste Aufführung meiner neuen Arbeit dächte; worauf ich erwiederte, dass ich natürlich nur ein solches in's Auge fassen könnte, bei welchem persönlich mich an der Aufführung zu betheiligen mir möglich sein würde. Entweder, so meinte ich, würde diess in Brasilien der Fall sein, oder, da das Gebiet des deutschen Bundes mir verschlossen blieb, eine den deutschen Grenzen nahe gelegene Stadt, von der ich annehmen dürfte, dass sie mir einige Kunstmittel zu Gebote stellen könnte. Ich hatte hiefür *Strassburg* in das Auge gefasst: aus vielen praktischen Gründen war jedoch *Devrient* vollständig gegen ein solches Unternehmen eingenommen; eine Aufführung in *Karlsruhe*, so meinte er, würde da-

gegen weit eher und erfolgreicher zu bewerkstelligen sein. Ich hatte hiergegen nur dieses Eine einzuwenden, dass ich dort mich ja eben nicht persönlich an dem Studium und der Aufführung meines Werkes würde betheiligen können; da es nun aber diesen Punkt betraf, glaubte *Devrient*, in Berücksichtigung der mir geneigten und zu energischer Theilnahme gestimmten Absicht des *Grossherzogs von Baden*, mir entscheidende Hoffnung machen zu können. Diess war mir nun recht angenehm zu erfahren. Auch hörte ich *Devrient* mit vieler Theilnahme von dem jungen Tenorsänger *Schnorr* erzählen, welcher, bei vorzüglichen Mitteln, grosse Hingebung gerade für meine Werke besässe. — In bester Laune bewirthete ich jetzt *Devrient* so gut ich konnte; an einem Vormittage spielte und sang ich ihm das ganze «Rheingold» vor, welches ihm recht zu gefallen schien. Halb ernsthaft, halb scherzend sagte ich ihm, ich hätte bei dem Mime an ihn gedacht; denn, wenn es damit nicht zu spät würde, sollte er ihn einmal auszuführen bekommen. Da nun einmal *Devrient* zugegen war, ging es auch nicht ohne Vorlesung seinerseits ab; ich lud meine Hausfreundschaft, mit *Semper* und *Herwegh*, zusammen, und *Devrient* las uns die Scenen des *Antonius* aus *Shakespeares* «Julius Cäsar» in so glücklicher Weise vor, dass selbst *Herwegh*, welcher von vornherein spöttisch dagegen gestimmt war, den Erfolg der Geschicklichkeit des geübten Schauspieler's willig anerkannte. — Von meiner Wohnung aus schrieb *Devrient* an den Grossherzog von Baden, darüber berichtend, was er an mir gefunden und wie er mich angetroffen habe. Kurz nach seiner Verabschiedung von mir erhielt ich nun vom Grossherzoge einen sehr erfreulichen eigenhändigen Brief, in welchem jener zunächst für das seiner Frau geschenkte Album-Blatt in anerkennendster Weise dankte, und zugleich mir seinen Willen eröffnete, in Zukunft für mein Schicksal und namentlich meine Wiederkehr nach Deutschland eintreten zu wollen.

Die Absicht der Ausführung des nun erst in Angriff zu nehmenden *Tristan* war von jetzt an mit stärkster Schrift in meinem Lebensplan eingeschrieben. Zunächst verdankte ich dem Allen aber die Forterhaltung der guten Laune, in welcher ich für jetzt erst noch den zweiten Akt des *Siegfried* zu Ende komponirte. Meine täglichen Spaziergänge richtete ich an den heiteren Sommernachmittagen nach dem stillen *Sihlthal*, in dessen waldiger Umgebung ich viel und aufmerksam nach dem Gesange der Waldvögel lauschte, wobei ich erstaunt war, die mir gänzlich neuen Weisen von Sängern kennen zu lernen, deren Gestalt ich nicht sah, und deren Namen ich noch weniger wusste. Was ich von ihren

Weisen mit nach Hause brachte, legte ich in der Waldscene «Siegfrieds» in künstlicher Nachahmung nieder. Anfangs August war ich mit der sorgfältig skizzirten Komposition auch dieses zweiten Aktes zu Ende. Ich freute mich, für den dereinstigen Wiederbeginn der Fortarbeit mir gerade den dritten Akt, mit der Erweckung *Brünnhilde's,* vorbehalten zu haben; denn es war mir, als ob alles Problematische meiner Arbeit nun glücklich gelöst, und jetzt nur noch der eigentliche Genuss derselben zu gewinnen übrig sei.

So war ich, im guten Glauben an die Richtigkeit der Oekonomie meiner künstlerischen Kraft, gerüstet, an die Niederschrift des «*Tristan*» zu gehen. Zu einiger Prüfung meiner Geduld kam nun gerade der treffliche *Ferdinand Praeger* aus London an, über dessen Besuch ich andrerseits mich recht zu freuen hatte, da ich in ihm einen bewährten und ausdauernden Freund erkennen musste. Nur bildete er sich ein, ausnehmend nervös und vom Schicksale verfolgt zu sein, was mir, da ich mit dem besten Willen nach dieser Seite hin keine Theilnahme zu fassen vermochte, einigermassen peinlich wurde. So halfen wir uns mit einem Ausflug nach *Schaffhausen,* wo ich zum ersten Mal den berühmten Rheinfall besuchte, und nicht unbedeutende Eindrücke davon empfing. — Ausserdem bezogen um jene Zeit *Wesendonck*'s endlich ihre, von den Pariser Stuccatur-Arbeitern und Tapezierern gesäuberte, Villa. Hiermit begann nun eine, nicht eigentlich bedeutende, doch aber auf die äussere Wendung meines Lebens einflussreiche neue Phase meines Umganges mit dieser Familie. Wir waren uns jetzt durch die unmittelbare, eigentlich ländliche Nachbarschaft so nahe gerückt, dass eine starke Vermehrung der Beziehungen bloss durch die einfache tägliche Berührung nicht ausbleiben konnte. Ich hatte schon öfter bemerkt, dass *Wesendonck,* in seiner rechtschaffenen Offenheit, durch mein Heimischwerden in seinem Hause sich beunruhigt fühlte; in vielen Dingen, wie in der Heizung, der Beleuchtung, auch den Mahlzeitstunden, wurden Rücksichten auf mich genommen, welche ihm seinen Rechten als Hausherr nahe zu treten schienen. Es bedurfte hierüber einiger vertrauter Mittheilungen, um andererseits eine halb verschwiegene, halb ausgesprochene Uebereinkunft festzustellen, welche mit der Zeit eine bedenkliche Bedeutung im Auge Anderer anzunehmen geeignet war. Somit entstand im Betreff unseres nun so nahe gerückten Verkehres eine gewisse Rücksicht, welche unter Umständen für die beiden Eingeweihten unterhaltend wurde.

Sonderbarer Weise traf der Zeitpunkt dieser nachbarlichen Annäherung mit dem Beginne der Ausführung meiner Dichtung von «*Tristan*

und Jsolde» zusammen. Jetzt traf *Robert Frantz* zum Besuche in Zürich ein, und erfreute mich durch angenehme Seiten seiner Persönlichkeit, während eben sein Besuch mich darüber beruhigte, dass eine gewisse Spannung, welche seit seinem ersten Auftreten für mich, bei Gelegenheit des *Lohengrin,* namentlich durch die Einmischung seines Schwagers *Hinrich* (welcher eine Brochüre über mich geschrieben hatte) eingetreten war, nicht von tiefer gehender Bedeutung sei. Wir musizirten; er begleitete meinem Gesange einige seiner Lieder; meine Nibelungencompositionen schienen ihm zu gefallen. Als ihn jedoch eines Tages *Wesendonck*'s, um eine gemeinschaftliche Vereinigung zu bereiten, zum Dîner einluden, bat er sich aus, dass er hierbei ohne weitere Gäste mit der Familie allein sein dürfe, weil er befürchtete, neben mir nicht aufkommen zu können, woran andrerseits ihm doch einigermassen gelegen sein müsste. Wir scherzten hierüber, was mir um so leichter fiel, als ich zu Zeiten wirklich sehr gern der Mühe der Unterhaltung so eigenthümlich kurzathmig und dürftig sich äussernder Menschen, als welchen ich auch *Frantz* zu erkennen hatte, überhoben war. Er verliess uns, ohne mich je wieder etwas von sich hören zu lassen.

Als ich jetzt ungefähr den ersten Akt meiner Dichtung von «*Tristan*» vollendet hatte, stellte sich dagegen ein neu vermähltes junges Paar in Zürich ein, welches allerdings hervorragende Ansprüche an meine Theilnahme geltend machen durfte. Gegen Anfang September traf *Hans von Bülow* mit seiner jungen Frau, *Liszt*'s Tochter *Cosima,* im Gasthof zum «Raben» ein. Von dort holte ich sie ab, um für ihren längeren, mir vorzugsweise zugedachten Besuch, sie in meinem kleinen Häuschen aufzunehmen.

Der Monat September verfloss uns gemeinschaftlich in sehr anregender Weise. Zunächst vollendete ich während dem die Dichtung von «*Tristan* und *Isolde*», von welcher *Hans* mir sogleich aktweise eine Reinschrift besorgte. Aktweise las ich sie bereits auch den Freunden vor, bis ich endlich eine kollektive Privat-Vorlesung davon halten konnte, welche viel Eindruck auf die wenigen nah befreundeten Zuhörer machte. Da Frau *Wesendonck* von dem letzten Akte besonders ergriffen schien, sagte ich tröstend, dass man hierüber nicht zu trauern habe, da es im *allerbesten* Falle bei so ernster Angelegenheit diese Art von Wendung nähme, — worin mir *Cosima* recht gab. Im Uebrigen musizirten wir sehr viel; denn nun endlich hatte ich an *Bülow* den richtigen Spieler für die furchtbaren *Klindworth*'schen Arrangements meiner Nibelungen-Partituren gewonnen. Aber auch die nur im Kompositions-Entwurfe nieder-

geschriebenen beiden Akte des *Siegfried* wusste *Hans* sofort sich derart anzueignen, dass er sie wie aus einem wirklichen Klavierauszuge zu spielen vermochte. Ich sang dazu, wie gewöhnlich, alle Partien; manchmal hatten wir einige Zuhörer, unter denen sich Frau Dr. *Wille* am besten anliess. *Cosima* hörte mit gesenktem Kopfe, und gab nichts von sich; wenn man in sie drang, fing sie an zu weinen.

Gegen Ende September's verliessen mich meine jungen Freunde, um nach ihrem Aufenthaltsorte *Berlin,* zum bürgerlich geschäftlichen Antritt ihrer Ehe, zurück zu reisen.

Wir hatten den «Nibelungen», durch unser vieles Musiziren daraus, vorläufig eine Art von Grabgeläute gegeben, da sie nun gänzlich von mir bei Seite gelegt, und in der Folge bei ähnlichen Zusammenkünften nur mit immer vergilbterem Ansehen, wie zur Erinnerung, aus ihren Mappen hervorgeholt wurden. Anfang's Oktober begann ich dagegen sofort die Komposition des «*Tristan*», davon ich den ersten Akt bis Neujahr vollendete, und bereits schon auch das Vorspiel instrumentirte. In dieser Zeit bildete sich bei mir eine träumerisch bange Zurückgezogenheit aus. Arbeit, weite Spaziergänge trotz rauher Witterung, des Abends Lektüre des *Calderon,* hieraus bestand die Gewohnheit, in welcher ich nur zu meinem grössten Missmuthe gestört wurde. Mein Zusammenhang mit der Welt bezog sich fast nur auf meine Verhandlungen mit dem Musikhändler *Härtel* wegen der Herausgabe des «*Tristan*»; da ich diesem meldete, ich hätte, im Gegensatze zu dem ungeheuren Nibelungen-Unternehmen, ein praktikables Werk im Sinne, welches in seinen Anforderungen für die Darsteller sich lediglich auf ein paar gute Sänger beschränke, zeigte er so grosse Lust auf mein Anerbieten einzugehen, dass ich mich unterstand, von ihm 400 Louisd'or zu fordern. Hierauf schrieb mir *Härtel,* ich möge seine Gegen-Anerbietungen in einem verschlossen beigelegten Briefe nur dann lesen, wenn ich zunächst von meinen Forderungen gänzlich abzustehen mich geneigt finden sollte, da er meinem beabsichtigten Werke nicht die Eigenschaft einer leichten Ausführbarkeit ansehen könnte. In dem verschlossenen Papiere fand ich nun, dass man nur 100 Louisd'or anbot, jedoch sich verpflichtete, nach fünf Jahren den Ertrag des Geschäftes mit mir zu theilen, oder aber meine Ansprüche hierauf durch eine abermalige Zahlung von 100 Louisd'or mir abzukaufen. Hierauf musste ich denn eingehen, und machte mich nun bald an die Instrumentation des ersten Aktes, um die Partitur sofort heftweise dem Stich zu übergeben.

Ausserdem interessirte mich in dieser Zeit eine im Monat November

eintretende Krisis auf dem amerikanischen Geldmarkte, deren Folgen während einiger verhängnissvollen Wochen das ganze Vermögen meines Freundes *Wesendonck* in Frage zu stellen schienen. Ich entsinne mich, dass die Katastrophe von den Betroffenen mit vielem Anstand getragen wurde; doch gaben die Unterhaltungen über die Möglichkeit des Verkaufes von Haus, Hof und Pferden unseren abendlichen Zusammenkünften eine unvermeidlich schwermüthige Stimmung. *Wesendonck* verreiste, um mit verschiedenen auswärtigen Banquiers sich einzurichten; während dem ward regelmässig bei mir, wo ich des Vormittags am «*Tristan*» komponirt hatte, am Abend immer wieder *Calderon* vorgelesen, welcher um diese Zeit, nachdem ich mich durch *Schack* genügend auf das Bekanntwerden mit der dramatischen Litteratur der Spanier vorbereitet hatte, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich machte. — Endlich ging die amerikanische Krisis glücklich vorüber, und das bald sich herausstellende Ergebniss davon war, dass *Wesendonck*'s Vermögen sich dadurch um ein Bedeutendes vergrösserte. Nochmals las ich in diesen Winterabenden den «*Tristan*» einem weiteren Kreise von Freunden vor. *Gottfried Keller* erfreute namentlich die knappe Form des Ganzen, welches eigentlich nur drei ausgebildete Scenen enthielt. *Semper* ward aber böse darüber: er warf mir vor, Alles zu ernst zu nehmen; das Wohlthätige der künstlerischen Bildung eines solchen Stoffes bestünde eben darin, dass der Ernst desselben gebrochen würde, um selbst an dem Tieferregendsten einen Genuss gewinnen zu lassen. Das gerade gefalle ihm so an *Mozart*'s *Don Juan*, dass man die tragischen Typen dort nur wie auf der Maskerade anträfe, wo dann selbst der Domino der Charakter-Maske noch vorzuziehen sei. Ich gab zu, dass ich mir es in vielem bequemer machen würde, wenn ich es mit dem Leben ernster, mit der Kunst dagegen etwas leichter nähme; nur würde es bei mir für jetzt wohl bei dem umgekehrten Verhältnisse verbleiben. Im Grunde schüttelte Jeder den Kopf. — Nachdem ich den ersten Akt in der Komposition entworfen, und den Charakter meiner musikalischen Ausführung näher erkannt hatte, gedachte ich allerdings wohl mit sonderbarem Lächeln meiner ersten Annahme, mit diesem Werke eine Art von «italienischer Oper» zu schreiben, und dass ich aus Brasilien nichts mehr erfuhr, beunruhigte mich allmählich immer weniger.

Dagegen ward ich am Ende dieses Jahres dringend auf die Vorgänge aufmerksam gemacht, welche in Paris meine Opern zu betreffen schienen. Von dorther meldete sich mir ein junger *Auteur* mit dem Wunsche, von mir mit der Uebersetzung meines «Tannhäuser» betraut zu werden,

da der Direktor des *Théâtre lyrique,* Herr *Carvalho,* damit umginge, diese Oper in Paris aufzuführen. Ich erschrak hierüber, weil ich fürchten musste, meine Eigenthumsrechte für meine Werke seien für Frankreich nicht gesichert und man könne, was mir sehr widerwärtig war, nach Belieben dort darüber schalten. In welcher Art dieses aber eben auch an diesem Théâtre lyrique geschähe, hatte ich kurz zuvor aus einem Berichte über die Aufführung von *Weber*'s «Euryanthe», und der widerwärtigen Bearbeitung oder vielmehr Verstümmelung derselben zum Zwecke dieser Aufführung, ersehen. Da nun vor Kurzem die ältere Tochter *Liszt*'s, *Blandine,* sich an den berühmten Advokaten *E. Ollivier* verheirathet hatte, und mir dadurch ein sehr ergiebiger Beistand gesichert war, fasste ich jetzt den Entschluss, auf etwa acht Tage nach Paris zu gehen, um der mir berichteten Angelegenheit dort nachzusehen, und jedenfalls mich der Bewahrung meiner Autorenrechte für Frankreich rechtsgültig zu versichern. Ausserdem war ich in schwermüthiger Seelenstimmung, wozu wohl wirkliche Ueberarbeitung, und zwar stetes Befassen mit eben solchen Arbeiten, an denen *Semper,* wenigstens im Betreff der Anspannung meiner Seelenkräfte, nicht mit Unrecht den zu grossen Ernst rügte, das Meiste beigetragen hatte. Von dieser Stimmung, in welcher ich andrerseits alle eigenthümlichen weltlichen Sorgen verachtete, legte ich, so viel ich mich entsinne, am Sylvestertage dieses Jahres (1857) in einem Briefe an meine alte Freundin *Alwine Frommann* ein Zeugniss nieder.

Mit dem Beginn des neuen Jahres 1858 nahm das Bedürfniss einer Unterbrechung in meiner Arbeit unabweisbar zu, so dass ich, ehe ich den gewünschten Ausflug mir nicht gestattet hätte, wahrhafte Scheu trug, an die Instrumentation des ersten Aktes von »*Tristan* und *Isolde*« zu gehen. Denn leider bot mir jetzt Zürich, mein Haus, und mein Freundesumgang auch gar keine Erholung mehr. Selbst die, als so annehmlich vorausgesetzte, unmittelbare Nachbarschaft der Familie *Wesendonck* musste mein Unbehagen nur steigern, da es mir wahrhaft unerträglich wurde, Abende hindurch Gesprächen und Unterhaltungen mich hinzugeben, an welchen, allermindestens zu gleichem Theile mit mir und allen Uebrigen, mein guter Freund *Otto Wesendonck* sich betheiligen zu müssen glaubte. Die Aengstlichkeit darüber, dass, wie er vermeinte, in seinem Hause sich bald Alles mehr nach mir als nach ihm richten würde, gab ihm ausserdem die eigenthümliche Wucht, mit welcher ein sich vernachlässigt Glaubender bei den von ihm empfundenen Befürchtungen, sich auf jedes Gespräch wirft welches in seiner Gegenwart

geführt wird, ungefähr wie ein Löschhut auf das Licht. Mir ward bald Alles Druck und Last; nur wer diess gewahrte, und einiges Verständniss hiervon verrieth, konnte mir eine unter solchen Umständen immerhin nicht erheiternde Theilnahme erwecken. So beschloss ich denn mitten im harten Winter, trotzdem ich mit Geldmitteln hierfür augenblicklich ganz und gar nicht versehen war und deshalb allerhand ungeduldige Vorkehrungen treffen musste, die Ausführung meiner Excursion nach Paris, wobei ich den immer dunkel mir zu Grunde liegenden Gedanken eines Fortganges auf Nimmerwiederkehr deutlich wieder hervordämmern fühlte. Zu sehr angegriffen, um sogleich weiter reisen zu können, kam ich am 15. Januar in Strassburg an, und schrieb von dort an *Eduard Devrient* nach Karlsruhe, mit dem Vorschlage, es beim Grossherzoge zu vermitteln, dass auf meiner beabsichtigten Rückreise von Paris ich in *Kehl* etwa von einem Adjutanten desselben in Empfang genommen, und zu einem Besuche nach Karlsruhe begleitet werden könnte; denn dort wünschte ich vor Allem die für die Aufführung meines «*Tristan*» zu bestimmenden Sänger kennen zu lernen. Ich ward bald darauf über diese meine Anmaassung, herzogliche Adjutanten zu meiner Disposition haben zu wollen, von *Eduard Devrient* abgekanzelt; woraus ich ersah, dass er der Meinung war, ich hätte es dabei nur auf eine unsinnige Ehrenbezeugung abgesehen, wogegen ich nur die einzige praktische Möglichkeit, als politisch Geächteter zu einem rein künstlerischen Zwecke mich nach *Karlsruhe* wagen zu dürfen, in's Auge gefasst hatte. Ueber dieses Missverständniss musste ich denn lächeln; zu gleicher Zeit erschreckte mich aber dieser Zug von Seichtigkeit an meinem älteren Freunde genügend, um von hier an über dessen künftiges Benehmen gegen mich mir meine Gedanken zu bilden. — Für jetzt schleppte ich mich noch zur Erho'ung meiner abgespannten Nerven in der Abenddämmerung mühsam durch die öffentliche Promenade von Strassburg, und wurde beim Hinblick auf eine Theater-Affiche durch den Namen des «*Tannhäuser*» überrascht. Bei näherer Betrachtung war es die *Ouvertüre* zum Tannhäuser, welche beim Beginne der Vorstellung eines französischen Stückes aufgeführt werden sollte. Was hiermit gemeint sei, schien mir durchaus unbegreiflich; natürlich nahm ich auch meinen Platz im Theater, wo es sehr leer war: desto vollzähliger stellte sich aber das Orchester ein, welches in einem schönen Raume sich bis zu bedeutender Stärke versammelte, und unter der Leitung seines Kapellmeisters eine wirklich recht gute Aufführung meiner Ouvertüre zu Gehör brachte. Da ich ziemlich nah in den Sperrsitzen sass, hatte mich der Pauker, welcher

im Jahre 1853 in meinen Züricher Aufführungen mitgespielt hatte, erkannt. Nun war es wie ein Lauffeuer durch das ganze Orchester bis zu dessen Chef gegangen, wo meine Anwesenheit jetzt eine grosse Aufregung verursachte. Das geringe Publikum, offenbar nur des französischen Schauspiels wegen gekommen, und gar nicht im Mindesten geneigt, von der Ouvertüre besondere Notiz zu nehmen, wurde nun sehr überrascht, als am Schlusse des Musikstückes der Kapellmeister mit dem ganzen Orchester nach meinem Sperrsitze sich hinwandte und einen enthusiastischen Applaus zu hören gab, gegen welchen ich mich denn allerdings zu verneigen hatte. Sehr gespannt folgten mir Aller Blicke, als ich nach diesem Auftritte den Saal verliess, um gebührender Weise den Kapellmeister aufzusuchen: dieser nannte sich *Hasselmann,* war Strassburger, und schien ein sehr gutmüthiger wohlwollender Mensch; er begleitete mich in meinen Gasthof, und berichtete mir unter Anderm auch, welche Bewandtniss es mit dieser, für mich so überraschenden Aufführung meiner Ouvertüre hatte. In Folge des reichen Legates eines Strassburger Bürger's und Musikfreundes, welcher schon zu dem Bau des Theater's das Meiste beigetragen, war dem Orchester, dessen guter Beschaffenheit seine Dotation galt, auferlegt, wöchentlich einmal bei gewöhnlichen Schauspiel-Aufführungen ein grösseres Instrumental-Stück im Theater mit voller Besetzung zu Gehör zu bringen. Diessmal war nun zufällig die Tannhäuser-Ouvertüre daran gekommen. Mir blieb hiervon nichts so lebhaft im Eindruck, als der Neid auf *Strassburg,* welches einmal solch' einen Bürger hervorgebracht hatte, dessengleichen in allen den Städten, wo ich je etwas mit Musik zu thun hatte, ganz besonders auch in Zürich, nie einer das Tageslicht erblickt hatte.

Während ich mit Kapellmeister *Hasselmann* die Strassburger Musikzustände besprach, fand in Paris das famose Attentat *Orsini*'s auf den Kaiser statt; schon bei meiner Weiterreise am andern Morgen hörte ich die unklaren Gerüchte, ward aber, als ich am 17. in Paris ankam, vom Kellner meines Hôtels mit genauer Angabe der Umstände davon unterhalten. Ich hielt den Vorfall für einen boshaften, auf mich persönlich berechneten Zug des Schicksals; denn ich befürchtete noch beim Frühstück am andern Morgen sofort meinen alten Bekannten, den Agenten des Ministeriums des Innern, eintreten und mich als politischen Flüchtling zum sofortigen Verlassen von Paris auffordern zu sehen. Ich vermuthete desshalb, als Gast des grossen *Hôtel du Louvre,* welches um jene Zeit neu eröffnet war, in ein besseres Ansehen bei der Polizei zu gerathen, als in dem kleinen Winkel-Hôtel der *rue des filles St. Thomas,*

welches ich der Wohlfeilheit wegen zunächst aufgesucht hatte. Eigentlich hatte ich mich in einem mir von früher her bekannten Hôtel der *rue le Pelletier* einquartieren wollen; gerade von hieraus war nun aber das Attentat verübt worden, und in diesem Hôtel hatte man die Hauptverbrecher aufgesucht und festgenommen. Wie sonderbar, wenn ich etwa zwei Tage früher in Paris angekommen und dort abgestiegen wäre!

Nach dieser Berathung mit dem Dämon meines Schicksals suchte ich zunächst Herrn *Ollivier* und dessen junge Frau auf. An ersterem fand ich alsbald einen sehr einnehmenden und thätigen Freund, welcher die Angelegenheit, die mich, der äusserlichen Bestimmung nach, Paris zugeführt hatte, sofort entschlossen in die Hand nahm. Wir gingen eines Tages zu einem ihm befreundeten, und wie es schien verpflichteten Notar; ich stellte dort eine geharnischte und wohl verklausulirte Vollmacht, zur Vertretung meiner Eigenthumsrechte als Autor, an *Ollivier* aus, und wurde, trotzdem viele Stempelformalitäten vor sich gingen, dort mit vollendeter Gastfreiheit behandelt, so dass ich mir unter meines neuen Freundes Schutz recht geborgen vorkam. Nun aber sollte ich, im *Palais de Justice* in der *Salle des pas-perdus* an *Ollivier*'s Seite promenirend, erst noch den berühmtesten Advokaten der Welt, welche da in Barrett und Robe herumwandelten, vorgestellt und sogleich bis auf den Grad vertraulich bekannt gemacht werden, dass ich einem Kreis von ihnen, welcher sich um mich bildete, das Sujet des «Tannhäuser» zu expliziren veranlasst werden konnte. Das gefiel mir Alles sehr wohl. Nicht minder befriedigten mich meine Unterhaltungen mit *Ollivier* über dessen politische Aussichten und Stellung. Er glaubte nur noch an die Republik, welche nach dem unzweifelhaften Sturze der Napoleonischen Herrschaft von Neuem und dauernd hervortreten werde. Er und seine Freunde gingen nicht damit um, eine Revolution hervorzurufen, sondern nur sich darauf vorzubereiten, diese, wenn sie, wie nothwendig, eingetreten sein würde, nicht wieder der Ausbeutung durch Intriganten zu überlassen. In den Prinzipien ging er auf die äussersten Consequenzen des Sozialismus ein; er kannte und respektirte *Proudhon*, jedoch nicht als Politiker: nichts aber, so meinte er, könne sich für dauernd begründen, als durch die Initiative der politischen Einrichtung. Auf dem Wege der einfachen Gesetzgebung, auf welchem schon bisher aus Gründen der öffentlichen Nützlichkeit bedeutende Maassregeln gegen den Missbrauch des Privatrechtes eingeführt worden seien, würden allmählich die anscheinend kühnsten Forderungen für die Begründung eines gleichmässig vertheilten öffentlichen Wohles zur Geltung zu bringen sein.

Ich bemerkte nun, zu meiner grossen Befriedigung, nicht unbedeutende Fortschritte in der Entwickelung meines Charakters gemacht zu haben, da ich dieses und manches andere anhören und besprechen konnte, ohne irgendwie in meine bei ähnlichen Diskussionen früher eintretende Aufgeregtheit zu verfallen.

Höchst angenehm wirkte hierbei *Blandine* auf mich, durch Sanftmuth, Heiterkeit und eine gewisse witzige Gelassenheit, bei andrerseits sehr schneller geistiger Apperzeption. Wir verstanden uns am Schnellsten; es genügte der leisesten Aeusserung, um uns über die Sache und die Personen, mit denen wir in Berührung kamen, sofort gegenseitig klar zu machen. — Es kam der Sonntag und mit ihm ein *Conservatoire-Conzert*, wozu mir, da ich sonst nur zu Proben, nie aber zu Aufführungen davon gelangt war, die Freunde einen Platz zu verschaffen wussten, und zwar in der Loge der Wittwe des Komponisten *Hérold*, einer sehr sympathischen Frau, welche sich mir sofort als warme Parteigängerin für meine Musik beurkundete. Diese hatte sie zwar noch nicht selbst kennen gelernt; nur war sie durch den Enthusiasmus ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes, welche beide, wie ich früher erwähnte, auf ihrer Hochzeitsreise in Wien und Berlin den «Tannhäuser» gehört hatten, mitfühlend dafür gewonnen worden. Das kam mir alles recht angenehm wunderlich vor. Dazu hörte ich hier denn auch zum ersten Male in meinem Leben eine Aufführung der «Jahreszeiten» von *Haydn*, welche dem Publikum ein ganz ausserordentliches Vergnügen verursachte, da es namentlich die der modernen Musik entfremdeten, bei *Haydn* so überhäufig die musikalischen Phrasen abschliessenden, stabilen Cadenz-Melismen als besonders originelle und reizende Züge aufnahm. Der Rest des Tages ward im vollsten Schoosse der Familie *Hérold* auf recht angenehme Weise zugebracht; dort fand sich am Schlusse des Abends auch ein Mann ein, dessen Erscheinen gerade heute eine auffallende Wichtigkeit beigemessen wurde. Es war diess Herr *Scudo*, von dem ich erst nachher erfuhr, dass er, als sehr mächtiger musikalischer Mitarbeiter der *Revue des deux Mondes*, in andern Journalen einen grossen Einfluss ausübe, und zwar bisher in einem mir entschieden ungünstigen Sinne. Die freundliche Wirthin hatte gewünscht, bei dieser Gelegenheit ihn, durch sein Bekanntwerden mit mir, freundschaftlich für mich zu stimmen. Ich erklärte, dass durch Unterhaltungen an einem Salon-Abende hiefür wohl nicht viel erreicht werden könnte, und fand auch späterhin bestätigt, dass die Gründe, aus welchen ein solcher Herr, ohne irgend welche Kenntniss von dem Gegenstand erlangt zu haben, sich gegen einen

Künstler erklärt, weder mit dessen Ueberzeugung, noch selbst seinem Gefallen oder Nichtgefallen etwas zu thun haben. Bei jener späteren Gelegenheit musste sogar, in einem Berichte des Herrn *Scudo* über meine Konzerte, die freundliche Familie es büssen, dass sie sich für mich verwendet hatte, da sie selbst als eine Familie von «akuten demokratischen Grundsätzen» dort dem Gespötte preisgegeben wurde.

Jetzt suchte ich auch meinen in London neu gewonnenen Freund *Berlioz* auf, und fand ihn im Ganzen freundlich gestimmt. Ich hatte ihm mitgetheilt, dass ich eben nur für einen kurzen Ausflug zu meiner Zerstreuung in Paris eingekehrt sei. Er war damals mit der Ausführung der Komposition einer grossen Oper «*die Trojaner*» beschäftigt; um von dem Werke einen Eindruck zu gewinnen, lag mir vor Allem daran, das Gedicht, welches er selbst verfasst hatte, kennen zu lernen. Er verwendete einen Abend dazu, mir allein dasselbe vorzulesen: hierbei ward mir sehr übel zu Muthe, sowohl was die Konzeption der Dichtung selbst, als andrerseits seinen sonderbar trockenen und dabei theatralisch affektirten Vortrag anbelangte. Ich glaubte namentlich in dem letzteren auch den Charakter der Musik zu gewahren, in welchem er seinen Text komponirt haben möchte, und verfiel darüber in vollständige Trostlosigkeit, da ich anderseits ersah, dass *Berlioz* dieses Werk für das Hauptwerk, und seine zu erzielende Aufführung für den Hauptzweck seines Lebens ansähe.

Mit *Ollivier*'s wurde ich auch von der Familie *Erard*, in welcher ich meine alte Freundin, die Wittwe *Spontini*'s, wieder antraf, eingeladen; wir brachten da einen ziemlich üppigen Abend zu, an welchem ich sehr sonderbarer Weise die musikalische Unterhaltung am Klaviere zu stellen hatte. Man behauptete, die verschiedenen Reminiszenzen, welche ich in meiner ungefähren Art auf diese Weise aus meinen Opern zum Besten gab, recht gut verstanden, und mit höchstem Gefallen genossen zu haben. Jedenfalls hatte der prachtvolle Salon nie gemüthlicher musiziren gehört. Ausserdem gewann ich den ungeheuren Vortheil, durch das freundliche Entgegenkommen der Mme *Erard* und ihres, nun seit dem Tode ihres Mannes das Geschäft führenden Schwagers *Schäffer*, mich des Besitzes eines der berühmten Flügel jener Fabrik zu versichern. Hiermit schien mir der dunkle Zweck meines Ausfluges nach Paris eigentlich sein helles Licht gewonnen zu haben; denn ich war so sehr erfreut hierüber, dass ich, jedes übrige Resultat für durchaus chimärisch erkennend, hierin einzig den wahren Erfolg ersah.

In erheiterter Laune verliess ich somit am 2. Februar Paris, um auf der Heimreise noch meinen alten Freund *Kietz* in *Epernay* aufzusuchen.

Dort hatte Herr *Paul Chandon*, ein zufälliger Jugendbekannter *Kietz*'s, sich des verunglückten Malers angenommen, indem er ihn völlig zu sich in das Haus gezogen, und ihm eine Reihe von Bestellungen auf Portraits zugewiesen hatte. Bei meiner Ankunft wurde ich sogleich unwiderstehlich in das gastfreundliche Haus *Chandon*'s gezogen, und durfte mich nicht weigern, zwei Tage dort auszuruhen; denn auch ich traf in *Chandon* einen passionirten Freund meiner Opern, namentlich des *Rienzi*, dessen erster Aufführung er in Dresden seiner Zeit beigewohnt hatte. Hier besuchte ich denn auch jene fabelhaften Weinkeller, welche sich meilenweit in den Eingeweiden des Felsenbodens der Champagne hinziehen. *Kietz* traf ich über einem Oelportrait an, von welchem allgemein die Meinung herrschte, es werde fertig werden, was mich sehr interessirte.

Nach vieler unnöthiger Unterhaltung befreite ich mich endlich auch von dieser unverhofften Gastfreundschaft, und kam am 5. Februar nach Zürich zurück, wo ich brieflich zum Voraus sogleich für meine Ankunft eine Abend-Gesellschaft bestellt hatte, da ich vielerlei zu erzählen zu haben glaubte, und diess nicht, wie gewöhnlich, durch ermüdende Detail-Mittheilungen an meine einzelnen Freunde, sondern sogleich collective mit einem Male abmachen wollte. *Semper*, der sich in der Gesellschaft befand, und sich ärgerte, in Zürich gewesen zu sein, während ich in Paris war, wurde höchst übler Laune über meine heiteren Mittheilungen, und erklärte mich für einen «unverschämten Sohn des Glückes», da er es offenbar als sein grösstes Unglück betrachtete, an sein «Züricher Nest» angekettet zu sein.

Wie hatte ich innerlich zu dieser Beneidung meines «Glückes» zu lächeln! Meine äusseren Geschäfte gingen schwerfällig vorwärts, da jetzt meine Opern ziemlich überall hin verkauft waren, und mir jetzt nicht viel von meinem Erwerbs-Kapitale mehr übrig blieb. Da ich nun einmal doch von allen diesen Aufführungen nichts anderes erfuhr und kennen lernte, als das wenige Geld, welches sie mir einbrachten, so war ich auch darauf verfallen, den «*Rienzi*», als für unsere schlechten Theater eigentlich recht geeignet, noch in den Kauf zu bringen: um ihn anbieten zu können, war eine Wiederaufnahme desselben in Dresden wünschenswerth; diese ward aber durch den Eindruck des *Orsini*'schen Attentates, wie man wenigstens vorgab, verhindert. — So arbeitete ich denn an der Instrumentation des ersten Aktes von «*Tristan*» weiter, und konnte mir während dem immer weniger verheimlichen, dass gegen die Verbreitung dieser Arbeit auf den Theatern sich wahrscheinlich noch andere

Einwände, als die der politischen Verfänglichkeit, einstellen würden. So arbeitete ich denn in das Blaue, eigenthümlich Hoffnungslose, hinein. —

Im Monat März eröffnete mir Frau *Wesendonck*, dass sie zur Feier des Geburtstages ihres Gemahles eine Art von Musikaufführung in ihrem Hause vor sich gehen lassen möchte; hierauf war sie durch eine kleine Morgenmusik verfallen, welche ich im Laufe des Winters an ihrem eigenen Geburtstagsmorgen, mit Hülfe von acht Züricher Musikern, freundnachbarlich bewerkstelligt hatte. Der Stolz der *Wesendonck*'schen Villa bestand nämlich in einem, verhältnissmässig nicht ungeräumigen, von Pariser Stukatur-Arbeitern recht elegant hergerichteten, Treppenhause, von welchem ich einmal behauptet hatte, Musik müsse sich da nicht übel ausnehmen. Diess war bei jener vorangegangenen Gelegenheit im Kleinen erprobt worden, und sollte sich nun im Grossen bewähren. Ich erbot mich, ein anständiges Orchester zusammen zu bringen, um Fragmente aus *Beethoven*'schen Symphonien, bestehend vorzüglich aus den heiteren Sätzen derselben, zur gesellschaftlichen Unterhaltung aufzuführen. Die nöthigen Vorbereitungen hierzu nahmen jedoch Zeit hinweg, und das Datum des Geburtstages musste überschritten werden. So gelangten wir bis in die Osterzeit, und unser Konzert ging an einem der letzten Tage des Monat März vor sich. Das Ganze des musikalischen Hausfestes glückte in der That recht nach Wunsche; ein für die *Beethoven*'sche Instrumentation vollzähliges Orchester spielte der, in den umgebenden Gesellschaftsräumen vertheilten, Gastversammlung eine kombinirte Auswahl von Symphonie-Fragmenten, unter meiner Anleitung, mit dem besten Gelingen vor. Das Unerhörte eines solchen Haus-Konzertes schien Alles in eine sehr erregte Stimmung zu versetzen; mir ward beim Beginn der Aufführung durch die junge Tochter des Hauses ein schöner, nach *Semper*'s Zeichnung in Elfenbein geschnitzter Taktstock (der erste und einzige mir zum Ehrengeschenk gemachte) überreicht. An Blumen und Zierbäumen, unter denen ich beim Dirigiren stand, fehlte es auch nicht, und als wir, meinem Geschmacke für die Wirkung einer Musik-Aufführung gemäss, nicht mit einem rauschenden, sondern mit einem tief beruhigenden Stücke, dem *Adagio* der neunten Symphonie geschlossen, durfte man sich wohl sagen, dass die Züricher Gesellschaft etwas nicht ganz Gewöhnliches erlebt hatte.

Auch meine Freunde, denen zunächst die von mir erwiesene Auszeichnung gegolten hatte, waren davon tief und feierlich ergriffen. Auf mich wirkte der Eindruck dieses Festes in der wehmüthigen Weise,

wie eine Mahnung daran, dass der mögliche Höhepunkt einer Lebensbeziehung erreicht, ja dass der eigentliche Gehalt derselben bereits überboten und die Sehne des Bogens überspannt sei. Mir wurde späterhin von Frau Dr *Wille* mitgetheilt, dass sie an jenem Abende von ähnlichen Empfindungen beherrscht worden sei. — Am 3. April sandte ich das Manuskript der Partitur des ersten Aktes von «*Tristan* und *Isolde*» zum Stiche nach Leipzig ab; die mit Bleistift skizzirten Blätter der Instrumentation des Vorspieles, welche ich früher bereits an Frau *Wesendonck* versprochen hatte, schickte ich dieser in die Nachbarschaft hinüber, und begleitete die Sendung mit einem Briefchen, in welchem ich ihr ernst und ruhig die damals mich beherrschende Stimmung mittheilte. Meine Frau war seit einiger Zeit über ihr Verhältniss zu unserer Nachbarin bedenklich geworden; sie beklagte sich immer gereizter, von ihr nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt zu werden, als es der Frau eines Mannes, welchen man so gerne bei sich sähe, gebührte; und überhaupt fand sie, dass bei unseren geselligen Zusammenkünften es von Seiten unsrer Freundin sich weniger um Besuche bei ihr, als bei mir handle. Noch nicht hatte sie aber einen eigentlichen eifersüchtigen Verdacht laut werden lassen. Zufällig im Gärtchen sich aufhaltend, traf sie nun an diesem Morgen auf meine Sendung, nahm diese dem Dienstboten ab, erbrach und öffnete den Brief. Da ihr das Verständniss der in diesen Zeilen ausgesprochenen Stimmung durchaus unmöglich war, hielt sie sich desto mehr an eine, ihr geläufige, triviale Deutung der Worte, und glaubte sich demnach berechtigt, in mein Zimmer zu treten, um mir in dem Sinne einer solchen von ihr gemachten schrecklichen Entdeckung die sonderbarsten Vorwürfe zu machen. Sie hat mir nachher gestanden, dass sie hierbei nichts so sehr empört habe, als meine grosse Ruhe und die ihr dünkende Gleichgiltigkeit, mit welcher ich ihrem thörigten Benehmen entgegnete. Wirklich sagte ich ihr kein Wort, veränderte kaum meine Stellung, und liess sie einfach wieder zur Thüre hinaus gehen. Mir selbst sagte ich aber, dass diess also die Form sei, unter welcher die Unerträglichkeit meines nun vor acht Jahren wieder angeknüpften ehelichen Verhältnisses mir unabweisbar zum Bewusstsein kommen und mein Leben fortan entscheiden sollte. Durch eine sehr bestimmte Aufforderung, sich ruhig zu verhalten und sowohl in ihrem Urtheile, wie in ihrer Handlungsweise sich keiner Missgriffe schuldig zu machen, suchte ich auch *Minna* von der eigenthümlichen Bedeutung, welche der nichtige Vorgang für uns gewonnen habe, zu unterrichten. Wirklich schien sie etwas davon zu verstehen, und versprach mir, sich ruhig zu verhalten

und ihrer thörigten Eifersucht keine Folge zu geben. Leider stand die Aermste aber bereits unter der Einwirkung einer bedenklichen Steigerung ihres Herzleidens auf ihr Gemüth; die eigenthümliche Schwarzsichtigkeit und qualvolle Unruhe, welche vollständige Herzerweiterungen auf die Leidenden ausüben, mochten sie nicht mehr verlassen: sie glaubte nach einigen Tagen sich das Herz erleichtern zu müssen, was ihr nur dadurch möglich dünkte, dass sie unsre Nachbarin, ihrer Ansicht nach wohlmeinend, vor den Folgen etwaiger unvorsichtiger Vertraulichkeiten gegen mich warnte. Von einem Spaziergange heimkehrend, traf ich Herrn und Frau *Wesendonck* im Wagen, soeben auf einer Ausfahrt begriffen; ich bemerkte ihre verstörte Haltung, und dagegen den sonderbar lächelnden zufriedenen Ausdruck in der Miene ihres Gemahl's. Mir war es sogleich klar, was hier vorgegangen; denn auch meine Frau traf ich merkwürdig erheitert an; sie reichte mir mit grosser Biederkeit die Hand, und kündigte mir ihre erneuerte Freundschaft an. Meiner Frage darnach, ob sie ihr Versprechen etwa gebrochen habe, antwortete sie zuversichtlich, dass sie allerdings als kluge Frau die Sache in Ordnung habe bringen müssen. Ich deutete hierauf ihr an, dass sie vermuthlich sehr üble Folgen ihres Wortbruches erleben würde; für's erste aber dünke es mich unerlässlich, dass sie, in der bereits zuvor zwischen uns berathenen Weise, auf einige Stärkung ihrer Gesundheit bedacht zu sein, und dazu den ihr empfohlenen Kurort *Brestenberg* am *Hallwyler-See* in den nächsten Tagen aufzusuchen haben werde. Wirklich war uns von vorzüglichen Kuren, welche der dortige Arzt gegen Herzleiden angewendet hatte, berichtet worden. Auch *Minna* war mit dem Antritte seiner Behandlung ihres Leidens einverstanden; und so begleitete ich sie bereits nach wenigen Tagen, während welcher ich Erkundigungen nach dem Vorgefallenen im nachbarlichen Hause auswich, mit ihrem Papagey nach dem etwa eine viertel Tagereise entfernten, angenehm gelegenen und erträglich eingerichteten Kurorte. Als ich sie dort zurückliess, überkam ihr beim Abschiede das Gefühl des peinlichen Ernstes unserer Lage; ich konnte ihr wenig mehr zum Troste sagen, als dass ich versuchen wollte, die gefürchteten Folgen ihres Wortbruches für unser ferneres Bestehen unschädlich zu machen.

Nach meiner Heimkehr hatte ich nun die üble Wirkung des Benehmens meiner Frau gegen unsre Nachbarin genauer zu erfahren. In ihrer gröblichen Missverkennung meines wirklichen, freundschaftlichen Verhältnisses zu der stets angelegentlich um meine Ruhe und um mein Wohlergehen besorgten jungen Frau, war *Minna* soweit gegangen, mit

Mittheilungen an deren Mann zu drohen, und hatte diese, welche in Wahrheit keines Fehltrittes sich bewusst war, dadurch so sehr beleidigt, dass sie über mich selbst in Verwunderung gerieth, weil sie nicht begriff, wie ich meine Frau in solche Verwirrung hätte gerathen können lassen. Der Ausgang der hierdurch hervorgerufenen Verstörung der Lage gestaltete sich schliesslich, namentlich durch die besonnene Vermittelung unserer allerseitigen Freundin Frau Dr *Wille*, dahin, dass ich im Betreff des Benehmens meiner Frau wohl von jeder Art von Mitschuld frei gesprochen, jedoch es mir zu Gemüthe geführt wurde, dass fortan der Gekränkten es doch unmöglich sein würde mein Haus wieder zu betreten, noch überhaupt den Umgang mit meiner Frau fortzusetzen. Dass ich diesem nur durch das Aufgeben meiner Niederlassung und durch meinen Fortgang von Zürich entgegnen können würde, schien man sich nicht deutlich gemacht zu haben, und überhaupt nicht zugeben zu wollen. Selbst ich gerieth, da mein Verhältniss zu der befreundeten Familie, wenn auch gestört, doch in Wahrheit nicht untergraben war, in der Folge auf den Gedanken, es möchte sich mit der Zeit dieses Alles wohl ruhig entwirren, und musste hierfür natürlich vor Allem auf eine Besserung des Zustandes meiner Frau rechnen, durch welche es auch dieser ermöglicht werden dürfte, ihre begangenen Thorheiten einzusehen, und mit gutem Verstande fortan den Umgang mit den Nachbaren auch sich selbst wieder zu ermöglichen.

Hierüber verging einige Zeit, welche auch eine mehrwöchentliche Vergnügungsreise der Familie *Wesendonck* nach Ober-Italien einschloss. — Fast wehmüthig anregend wirkte auf mich die Ankunft des bisher versprochenen *Erard*'schen Flügels; ich ersah jetzt plötzlich, mit welchem tonlosen Instrumente, meinem alten Kapellmeister-Flügel von *Breitkopf* und *Härtel*, ich mich bis jetzt beholfen hatte, und verwies diesen sofort in den unteren Wohnungsraum, wohin meine Frau, als konservatives Element, sich denselben erbeten hatte. (Sie hat ihn später mit sich nach Sachsen gebracht und, ich glaube, für 100 Thaler verkauft.) Der neue Flügel schmeichelte meiner musikalischen Empfindung ungemein, und ganz von selbst gerieth ich beim Phantasiren auf die weichen Nachtklänge des zweiten Aktes von *Tristan*, dessen Komposition ich wirklich jetzt mit Anfang Mai zu skizziren begann.

Eine unerwartete Unterbrechung betraf mich hierin durch die Aufforderung des *Grossherzogs von Weimar*, ihn in *Luzern*, welches er auf seiner Rückkehr von einer italienischen Reise berührte, an einem bestimmten Tage zu treffen. Ich folgte dieser Einladung, und gelangte so,

in einem Luzerner Gasthofe, auf dem Zimmer des Kammerherrn *von Beaulieu*, welcher mir schon aus der Zeit meiner Flucht bekannt war, zu einer längern Unterredung mit meinem ehemaligen anscheinenden Protektor. Es ging mir aus dieser Unterhaltung hervor, dass mein Vernehmen mit dem Grossherzoge von *Baden*, wegen der Aufführung des *Tristan* in Karlsruhe, einigen Eindruck am Weimarischen Hofe gemacht hatte. Denn, indem *Karl Alexander* dieses Verhältnisses ausdrücklich Erwähnung that, lag ihm daran, im Betreff meiner Nibelungen-Arbeit gegen seine eigenen Erklärungen, dass er stets noch vom lebhaftesten Interesse dafür erfüllt sei, meinerseits die Versicherung zu erhalten, dass ich die Aufführung dieses Werkes für *Weimar* bestimmen wollte. Es fiel mir leicht in dieser Hinsicht ihm keinerlei Schwierigkeiten zu machen. Im Uebrigen unterhielt mich die ganze Persönlichkeit des sehr ungenirt wohlwollend auf einem engen Kanapée mit mir plaudernden Fürsten, welcher andrerseits durch eine sonderbare Gewähltheit der Ausdrücke und der Sprache mir offenbar einen vortheilhaften Eindruck von seiner Bildung zu geben bemüht war. Auffallend war es, dass es ihn in seiner würdigen Haltung nicht im mindesten störte, als Herr von *Beaulieu* im allertrockensten Tone ziemlich plumpe Bemerkungen zu unsrer Unterhaltung machte. Nachdem mich der Grossherzog in den sorgfältigsten Ausdrücken um meine «eigentliche Meinung» über *Liszt*'s Kompositionen gefragt hatte, erweckte es mir ein sonderbares Erstaunen, in seiner ganzen Haltung nicht das mindeste Unbehagen zu erkennen, als über seinen, von ihm so hochgeehrten Freund, der Kammerherr bei dieser Gelegenheit kurz heraus die allerabsprechendsten Meinungen hervorbrachte, nämlich in der Weise, dass *Liszt*'s Komponiren doch wohl nur eine Raupe des grossen Virtuosen sei. Diess gab mir denn einen sonderbaren Einblick in dieses fürstliche Freundschafts-Verhältniss, während ich meine Mühe hatte einen ernsthaften Ton der Unterredung aufrecht zu erhalten. Noch einmal musste ich am Morgen des anderen Tages dem Grossherzoge einen Besuch machen; diessmal traf ich ihn ohne Kammerherrn, was jedenfalls vortheilhaft auf die Wärme der Aeusserungen des Fürsten über seinen Freund wirkte, von welchem er jetzt, unter vier Augen, mir laut bekannte, dass sein Rath und überhaupt sein anfeuernder Umgang von ihm nicht hoch genug geschätzt werden könne. Auch hatte ich nun die Ueberraschung, die Frau Grossherzogin zu uns treten zu sehen und von ihr mit einer höchst verbindlichen Verneigung, welche ihrer grossen Regelmässigkeit wegen mir unvergesslich geblieben ist, empfangen zu werden. Jedenfalls zählte die Begegnung mit mir bei den hohen Herrschaften

zu einem erträglich angenehmen Reise-Abenteuer; im Uebrigen habe ich seitdem[1]) nie wieder etwas von ihnen vernommen. Als ich später *Liszt*, kurz vor seinem Fortgange von Weimar, daselbst besuchte, war es ihm unmöglich den Grossherzog dazu zu bewegen mich bei sich zu empfangen!

Kurz nachdem ich von diesem Ausfluge zurückgekehrt war, traf eines Tages, mit einem empfehlenden Briefe *Liszt*'s versehen, *Karl Tausig* bei mir ein. Er war damals 16 Jahre alt, und überraschte, bei grosser körperlicher Niedlichkeit, im Betreff seines Verstandes und seines ganzen Benehmen's durch eine ungemeine Frühreife. Bereits war er in Folge eines öffentlichen Auftreten's als Klavierspieler in Wien als «*Zukunfts-Liszt*» begrüsst worden. Ungefähr in dieser Weise benahm er sich auch; nur rauchte er bereits schon jetzt die allerstärksten Cigarren welche aufzutreiben waren, so dass ich ein wahres Entsetzen darüber empfand. Andrerseits freute mich sein Entschluss, einige Zeit in meiner Nähe zuzubringen, um so mehr, als ich neben seinem unterhaltenden, halb kindischen und dabei sehr verständigen, ja bereits abgefeimten Wesen, mich an sein ganz erstaunlich fertiges Klavierspiel, wie überhaupt seine schnelle musikalische Fassungskraft, in erfreulichster Weise halten konnte. Er spielte, was man sich nur denken konnte, vom Blatt, und wusste seine ungemeine Fertigkeit für die muthwilligsten Streiche zu meiner Unterhaltung zu verwenden. Alsbald siedelte er sich ganz in meiner Nähe an, war mein täglicher Gast bei den verschiedenen Mahlzeiten und musste mich auch auf meinen regelmässigen Spaziergängen in das Sihlthal begleiten, wovon er sich jedoch bald zu befreien suchte. Auch zu einem Besuche *Minna*'s in *Brestenberg* hatte er mich zu begleiten; als ich diese Ausflüge aus Antheil an dem Erfolge der Kur fast regelmässig alle acht Tage wiederholte, suchte sich *Tausig* jedoch auch hiervon bald frei zu machen, da ihm weder *Brestenberg* noch der Umgang mit *Minna* zu behagen schien.

Dafür konnte er einem wiederholten Zusammensein mit ihr nicht ausweichen, als sie Ende Mai's, durch ihre Sorge für das Hauswesen getrieben, ihre Kur unterbrechend auf einige Tage zu mir kam. Ich bemerkte an ihrem Benehmen, dass sie den vergangenen häuslichen Vorfällen jetzt keine weitere Bedeutung mehr beilegen zu dürfen glaubte, indem sie ungefähr der Meinung war, es habe sich hier um eine «kleine Liebschaft» gehandelt, welche sie in Ordnung gebracht hätte. Da sie hierüber mit einer gewissen unangenehmen Leichtfertigkeit sich äusserte, musste ich ihr eines Abends, so gern ich für jetzt aus Rücksicht auf ihren

[1]) Diess ist im Jahre 1869 dictirt.

Gesundheitszustand es ihr fern gehalten hätte, unsere Lage genau und bestimmt dahin zur Erkenntniss bringen, dass, durch die Folgen ihres Ungehorsames und ihres thörigten Benehmens gegen unsre Nachbarin, die Möglichkeit unsres Verbleibens auf dem, mit solcher Mühe kaum erst hergerichteten Grundstücke, von mir in den allerernstlichsten Zweifel gezogen werde, und ich sie eben darauf vorbereiten müsse, die Nothwendigkeit unsrer Trennung in das Auge zu fassen, da ich für den gefürchteten Fall entschlossen sei, an eine ähnliche gemeinschaftliche häusliche Einrichtung irgend wo anders nicht wieder zu gehen. Vieles Ernste, was ich bei dieser Gelegenheit meiner Frau über den ganzen Charakter unsres verflossenen Zusammenlebens zu Gemüthe zu führen hatte, schien sie, namentlich bei dem Innewerden davon, dass sie an dem Einsturze des letzten mühsamen Aufbaues unsres bürgerlichen Leben's Schuld trage, heftig zu erschüttern, so dass ich sie hier, zum ersten Male in unsrem Leben, in eine weiche und würdige Klage ausbrechen hörte. Zum ersten und einzigen Male gab sie mir das Zeichen einer liebevollen Demuth, indem sie mir, als ich in tiefer Nacht von ihr mich zurückzog, die Hand küsste. Dieses rührte mich ausserordentlich, und erweckte mir schnell den Gedanken an die Möglichkeit einer grossen und entscheidenden Umkehr im Charakter der armen Frau; und diess bestimmte mich selbst wiederum, meine Hoffnung auf die Möglichkeit eines guten Bestehens in der zuletzt eingenommenen Lebenslage zu setzen.

Diese Hoffnung zu unterstützen liess sich jetzt auch alles an: meine Frau kehrte zur Vollendung der zweiten Hälfte ihrer Kur nach *Brestenberg* zurück; die üppigste Sommerwitterung begünstigte meine Aufgelegtheit zur Arbeit am zweiten Akt des «Tristan»; die Abende mit *Tausig* erheiterten mich; meine Beziehungen zu meinen Nachbaren liessen sich, wie sie sich mir nie feindselig gezeigt hatten, ganz so an, wie ich es für die Gestaltung eines zukünftigen Verhältnisses als würdig und wünschenswerth ansehen musste. Es war leicht anzunehmen, dass, wenn meine Frau nach der gänzlichen Beendigung ihrer Kur noch für einige Zeit ihre Verwandten in Sachsen besucht hätte, endlich die Zeit genügend Macht gewinnen würde, um alles Geschehene der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, so dass auch durch ihr Benehmen, sowie durch die anderseitige Stimmung der sich so ernstlich beleidigt wähnenden Nachbarin, ein tadelloser gegenseitiger Umgang sich von selbst wieder ermöglichen musste.

Was diese friedliche Stimmung mir noch erheiterte, war bald zu erwartender angenehmer Besuch, so wie zunächst bereits erfreuliche

Beziehungen zu den zwei bedeutendsten deutschen Theatern. Im Juni meldete sich bereits der Berliner Intendant auch für *Lohengrin*, worüber es bald zu einer Einigung kam. Aber auch in Wien hatte das forcirte Eindringen des «Tannhäuser» seinen Eindruck auf die bisherige Haltung der Hoftheater-Direktion hervorgebracht: mit der technischen Leitung des Operntheaters war seit kurzem der gut berufene Kapellmeister *Karl Eckert* betraut worden; dieser ergriff den glücklichen Umstand eines damals an seinem Theater vereinigten vorzüglichen Sängerpersonales, sowie den andern, einer nöthig gefundenen Restauration des Theatersaales selbst, durch welche eine Schliessung der Vorstellungen herbeigeführt wurde und somit die günstige freie Zeit für das Studium eines neuen schwierigen Werkes gegeben war, um nun bei seiner Hofbehörde die Annahme meines *Lohengrin* durchzusetzen; und jetzt machte er mir darauf hin seine Anerbietungen. Ich wollte auf der Einräumung von «Autoren-Rechten», wie sie in Berlin gewährt waren, bestehen; diese wollte man mir jedoch nicht gewähren können, weil das gegenwärtige alte Theaterhaus bei seinen höchst beschränkten räumlichen Verhältnissen nur sehr dürftige Einnahmen gewähre. Dagegen sah ich nun eines Tages den Kapellmeister *Esser*, eigenst hierzu von Wien entsandt, selbst bei mir eintreten, um jedenfalls alles sogleich in Richtigkeit zu bringen, indem er mir im Namen der Direktion für die ersten zwanzig Aufführungen des «Lohengrin» 1000 Gulden sofort auszuzahlen, und nach diesen zwanzig Aufführungen eine abermalige Zahlung von 1000 Gulden mir zuzusagen hatte. Das ganz zutrauliche und freundliche Benehmen des ehrlichen Musikers gewann mich sofort, und ohne Weiteres schloss ich mit ihm ab, was denn nun zur Folge hatte, dass *Esser* sofort mit mir die Partitur des «Lohengrin» eifrig und gewissenhaft durchnahm, und alle meine Wünsche sich wohl notirte. Mit dem besten Vertrauen auf einen guten Erfolg entliess ich ihn, als er dann von mir Abschied nahm um sich in Wien sofort an die Arbeit zu machen.

In guter Stimmung beendigte ich somit Anfang Juli die Compositions-Skizzen des zweiten Aktes von *Tristan*, und begann auch bereits die festere Ausführung davon, womit ich jedoch nicht ganz über die erste Scene hinaus gerieth, weil ich von nun ab andauernden Unterbrechungen in der Arbeit ausgesetzt war. Jetzt traf nämlich abermals *Tichatschek* zum Besuche bei mir ein, und bezog mein kleines Fremden-Stübchen, um sich von seinen letzten Anstrengungen, wie er sagte, bei mir etwas zu erholen; er hatte sich nämlich zu rühmen, nach abermaliger längerer Verpönung derselben, meine Opern wieder auf das Repertoire des Dres-

dener Theaters gebracht, und siegreich an ihnen mitgewirkt zu haben. Auch der *Lohengrin* sollte jetzt dort gegeben werden. War diess nun sehr erfreulich, so wusste ich mit dem guten Menschen in so grosser Nähe doch nichts anzufangen. Glücklicherweise konnte ich ihn an *Tausig* zuweisen; dieser verstand meine Verlegenheit, und zog *Tichatschek* ziemlich den ganzen Tag über durch Kartenspiel an sich. — Bald kam auch der junge, seiner grossen Begabung wegen mir so sehr gerühmte, Tenorist *Niemann* mit seiner Braut, der bedeutenden Schauspielerin *Seebach* an, und machte namentlich durch seine fast übermenschliche Gestalt auf mich den Eindruck, als sei er mir zum «Siegfried» bestimmt. Dass ich zwei berühmte Tenoristen zu gleicher Zeit bei mir hatte, führte den Uebelstand herbei, dass keiner von beiden mir etwas sang, weil sie sich vor einander genirten. Von *Niemann* nahm ich jedoch in gutem Glauben an, dass auch seine Stimme seiner imponirenden Persönlichkeit gleich kommen müsse.

Hierüber holte ich nun am 15. Juli meine Frau von *Brestenberg* ab, um sie wieder in unser Haus zu geleiten. Während meiner kurzen Entfernung hatte mein Diener, ein verschmitzter Sachse, geglaubt, durch Errichtung einer Art von Ehrenpforte dem Empfange der zurückkehrenden Hausherrin einige Feierlichkeit geben zu müssen. Diess führte zu grossen Verwirrungen: *Minna* überzeugte sich zu ihrer grossen Befriedigung sogleich davon, dass dieser blumengeschmückte Ehrenbogen unseren Nachbaren stark in die Augen fallen müsse, und vermeinte, dass Jenen hiermit genug gesagt sei, um ihre Zurückkehr in das Haus nicht etwa als eine demüthigende Wiederaufnahme in dasselbe betrachten zu können. Sie hielt mit triumphirendem Behagen darauf, dass diese Festzeichen mehrere Tage lang nicht entfernt würden. — In der gleichen Zeit waren nun auch *Bülow*'s, ihrem Versprechen getreu, zu einem abermaligen Besuche bei mir eingetroffen. Immer verzögerte der unglückliche *Tichatschek* noch seine Abreise, und nahm somit das einzige kleine Gastzimmerchen fortwährend in Beschlag, so dass ich die Freunde für mehrere Tage noch im Gasthof lassen musste. Doch ward mir alsbald durch die Besuche, welche diese nicht nur bei mir sondern auch bei *Wesendonck*'s machten, Gelegenheit zu erfahren, welche Wirkung die Ehrenpforte zu meiner grossen Ueberraschung auf das Gemüth der, fortwährend noch das Gefühl ihrer Beleidigung nährenden, jungen Frau unsres Nachbar's ausgeübt hatte. Als ich von den leidenschaftlichen Excessen dieser Seite benachrichtigt wurde, sah ich nun ein, bis zu welcher Confusion alles gediehen war, und gab sofort jede Hoffnung

eines friedlichen Ausgleiches der zwistigen Lage auf. Es waren diess einige Tage der unausstehlichsten Verwirrung: ich wünschte mich in die fernste Einöde, und war in der sonderbaren Lage, andererseits mein Hauswesen von Gastlichkeit zu Gastlichkeit zu führen. Endlich reiste denn wenigstens *Tichatschek* ab, und ich konnte meinem Verbleiben doch nun wenigstens den angenehmen Zweck der Beherbergung eines lieben Besuches zuwenden. Wirklich kamen mir *Bülow*'s wie vom Himmel, um der gräulichen Aufregung in meinem Hause einen Dämpfer aufzusetzen. *Hans* machte gute Miene, als er, am Tage des bestimmten Einzuges bei mir, mich gerade in einer fürchterlichen Scene mit *Minna* antraf; denn dieser hatte ich nun, wie ich den Stand der Dinge erkannt, gerade herausgesagt, dass unsres Verbleibens hier länger nicht mehr sei, und ich nur noch über die Zeit des Besuches unsrer jungen Freunde meine Abreise verzögern würde. Diessmal hatte ich ihr denn wirklich auch gestehen müssen, dass die Gründe zu meiner Verzweiflung nicht allein von ihrem Benehmen herrührten. — Noch einen vollen Monat brachten wir so gemeinschaftlich in dem von mir ahnungslos «Asyl» getauften Hause zu: eine lange, höchst qualvolle Zeit, da jeder Tag durch die mir gebrachten Erfahrungen meinen Entschluss, diese Niederlassung gänzlich aufzugeben, immer fester bestärken musste. Hierunter litten meine jungen Gäste nicht minder; meine Qual trug sich auf Alle über, welche ernstlich mit mir sympathisirten. Zu diesen Freunden gehörte bald auch noch *Klindworth*, welcher, um das Maass der Freudlosigkeit eines so sonderbaren gastlichen Zusammenseins voll zu machen, ebenfalls von London aus zum Besuche eintraf. So füllte sich plötzlich das Haus, und besetzte sich der Gasttisch mit bangen, besorgten und unheimlich beängstigten Freunden, für deren Bewirthung wiederum diejenige zu sorgen sich bemühte, welche nächstens für immer diesen Hausstand aufgeben sollte.

Es war mir, als ob es einen Menschen geben müsste, der ganz vorzüglich dazu befähigt sein könnte, Licht und Besänftigung, oder doch mindestens eine erträgliche Ordnung in die uns Alle befangende Verwirrung zu bringen. Auch *Liszt* hatte mir seinen Besuch versprochen: er stand so glücklich ausserhalb der verletzten Beziehungen und Verhältnisse, war so welterfahren und besass in hohem Grade das, was man «Aplomb» der Persönlichkeit nennt, um mir nicht sehr tauglich dafür erscheinen zu sollen, den gerade hier im Spiele begriffenen Uneinigkeiten vernünftig beizukommen. Fast war ich geneigt, meine letzten Entschlüsse von der Wirkung seines erwarteten Besuches abhängig zu machen. Vergebens wurde er von uns zur Beschleunigung seiner Reise veranlasst:

er bot mir für einen Monat später ein Rendez-vous am Genfersee an! Nun sank mir der letzte Muth. Das Zusammenleben mit meinen Freunden war jetzt nur noch ein trostloses Dahinsiechen; denn, konnte einerseits niemand begreifen, wie ich aus einer mir so wohlthätigen häuslichen Niederlassung ruhelos hinausgetrieben werden sollte, so war andrerseits jedem es ersichtlich, dass ich so hier es nicht aushalten konnte. Noch musizirten wir dann und wann, aber in grosser Zerstreutheit und nur mit halbem Sinne. Wie um die Betäubung noch vollständiger zu machen, trat in dieser Zeit auch noch die Calamität eines eidgenössischen Sängerfestes ein, wobei ich mich gegen allerhand Zumuthungen zu wehren hatte, was nicht immer so gutmüthig abging, da ich, unter andren, Herrn *Franz Lachner*, welcher bei diesem Feste als Gast mitfungirte, von mir abzuweisen und seinen Besuch — nicht zu erwidern hatte. *Tausig* erfreute uns zwar durch das Absingen von *Lachner*'s, für dieses Fest komponirten, altdeutschem Schlachtgesang in der erhöhten Oktave, welche ihm durch sein knabenhaftes Falset zu Gebote stand; doch vermochten auch seine Muthwilligkeiten nicht länger uns zu erheitern. Alles, was unter anderen Umständen diesen sommerlichen Monat zu einem der anregungsvollsten meines Lebens hätte machen können, trug nur zu dem Unbehagen dieser Zeit bei: so auch der Aufenthalt der Gräfin *d'Agoult*, welche, zum Besuch ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes gekommen, für diese Zeit sich unsrer Gesellschaft anschloss. — Um das Haus voll zu machen, kam nach langem Grollen und Schmollen endlich auch *Karl Ritter* zu uns, und bewährte sich von Neuem als interessanter, eigenthümlicher Mensch.

Als endlich sich die Zeit des allseitigen Abschiedes näherte, hatte ich zugleich alles die Aufhebung meines Domiziles Betreffende in Ordnung zu bringen. Ich erledigte das hierzu Nöthige durch einen persönlichen Besuch bei *Wesendonck*, und nahm auch in *Bülows*' Begleitung von dessen Frau Abschied, welche allerdings, trotz stets wiederkehrender Verwirrung ihrer Vorstellungen hierüber, schliesslich das sie einnehmende Missverständniss, welches nun die Aufhebung meiner Niederlassung zur Folge haben musste, sich selbst vorwurfsvoll zu Herzen zu nehmen schien. — Schmerzlich bewegt schieden alle meine Freunde von mir, während ich den klagenden Ausdrücken derselben fast nur noch meinen apathischen Zustand entgegen zu setzen vermochte. Am 16. August verliessen mich auch *Bülow*'s, *Hans* in Thränen aufgelöst, *Cosima* düster schweigend. — Mit *Minna* hatte ich verabredet, dass sie noch etwa acht Tage nach mir zurück bleiben sollte, um das Haus zu räumen und nach Gut-

dünken über unser kleines Eigenthum zu verfügen. Ich hatte ihr zwar gerathen, diese widerlichen Besorgungen jemand andrem zu übergeben, weil ich nicht begreifen konnte, mit welchen Empfindungen sie an diese, unter solchen Umständen so abscheuliche Beschäftigung, gehen sollte. Sie erwiderte jedoch verweisend: das wäre nicht übel, wenn sie auch noch unsere Sachen bei allem unsren Unglück preisgeben sollte; Ordnung müsste sein! Wirklich betrieb sie, wie ich später zu meinem Leidwesen erfuhr, diesen Auszug und ihren Fortgang mit einer solchen praktischen Feierlichkeit, kündigte in den Tagblättern wegen plötzlicher Abreise wohlfeil zu verkaufende Wirthschaftsgegenstände an, und erregte damit ein so bedeutendes Aufsehen, dass alle Welt darüber in Bestürzung gerieth, und nun erst Fragen und Gerüchte entstanden, welche dem ganzen Vorgange und dem hierdurch berührten Verhältnisse die skandalöse Bedeutung gaben, welche seitdem mir und der Familie *Wesendonck* so peinliche und widerwärtige Erfahrungen zuzogen.

Am Tage nach *Bülow*'s Abreise, — denn nur der Aufenthalt dieser Freunde hatte mich bisher selbst noch zurückgehalten, — am 17. August, erhob ich mich beim ersten Tagesgrauen nach schlaflos durchbrachter Nacht vom Bett, und stieg hinab in das Speisezimmer, wo mich bereits *Minna* zum Frühstück erwartete, da ich um fünf Uhr auf der Eisenbahn abreisen wollte. Sie war gefasst; nur als sie mich im Wagen zum Bahnhof geleitete, überwältigte sie die Rührung der schweren Stunde. Es war ein wolkenlos heiterer Himmel, der lachendste Sommertag; ich entsinne mich, nicht einmal mich umgeschaut, auch beim Abschied nicht eine Thräne vergossen zu haben, was mich selbst fast erschreckte. Als ich jedoch mit dem Dampfzuge dahin fuhr, konnte ich mir sogar ein zunehmendes Wohlgefühl nicht verbergen; es war also ersichtlich, dass die gänzlich nutzlose Qual der letzten Zeiten nicht mehr zu ertragen gewesen war, und eine vollständige Lostrennung aus den Zuständen, welche sie in sich schlossen, von meinem Lebenstriebe und seiner Bestimmung gefordert war. — Am Abend des gleichen Tages kam ich in *Genf* an; dort wollte ich mich zunächst ein wenig ausruhen und sammeln, um für meinen Lebensplan mit einiger Fassung über das Weitere zu verfügen. Da ich es auf einen erneuerten Versuch einer Uebersiedelung nach Italien abgesehen hatte, so wollte ich, nach meinen früheren Erfahrungen, den vollen Eintritt der frischeren Herbstzeit abwarten, um nicht wieder den üblen Einflüssen des ersten Klima-Wechsels zu weichen. Ich miethete mich für einen ganzen Monat in der *Maison Fazy* ein, und wollte mir einreden, es müsste dort eine Zeit lang recht gut auszuhalten sein. Ich

meldete meinen Vorsatz und meinen weitern Plan, Italien aufzusuchen, an *Karl Ritter* in Lausanne: zu meiner Verwunderung erhielt ich von ihm als Antwort die Meldung, dass er ebenfalls seine bisherige Niederlassung aufzugeben und allein nach Italien zu gehen gedenke, da seine Frau in Familienangelegenheiten für diesen Winter nach Sachsen gehen würde. Er bot sich mir als Reisegenossen an. Diess war mir ganz recht, und da *Ritter* mir zugleich versicherte, dass er von einem vorjährigen Aufenthalte her das Klima *Venedig*'s als ein um diese Jahreszeit bereits ganz erträgliches kennen gelernt habe, ward ich hierdurch zu dem Entschlusse einer beschleunigten Abreise bewogen. Nur hatte ich noch die Ordnung meiner Pass-Angelegenheit zu besorgen; ich erwartete nämlich von den betreffenden Gesandtschaften in Bern die Bestätigung dessen, dass ich, immer noch als politischer Flüchtling, in Venedig, welches, obschon zu Oesterreich, dennoch nicht zum deutschen Bunde gehörte, nichts zu befürchten hätte. *Liszt*, an den ich mich ebenfalls um Auskunft hierüber gewendet, glaubte mir durchaus von Venedig abrathen zu müssen; dagegen lautete der Bericht, welchen einer meiner Freunde in Bern vom österreichischen Gesandten eingeholt, durchaus unverfänglich, und so meldete ich denn *Karl Ritter*, nach kaum achttägigem Aufenthalte in Genf, meine Reise-Bereitschaft, in Folge dessen ich ihn in seiner sonderbaren Villeggiatur bei Lausanne zum gemeinschaftlichen Antritt der Reise abholte.

Wir sprachen nicht viel auf der Reise und gaben uns schweigend unsrern Eindrücken hin. Die Reise führte uns über den *Simplon* nach dem *Lago Maggiore*, wo ich denn abermals von *Baveno* aus die *Borromäischen Inseln* besuchte. Hier, auf der Garten-Terrasse der *Isola Bella*, genoss ich in der Gesellschaft meines nie aufdringlichen, sondern eher zu schweigsamen jungen Freundes, einen wundervollen Spätsommermorgen; zum ersten Mal fühlte ich mein Gemüth vollkommen beruhigt und mit der Hoffnung auf eine neue und harmonische Zukunft erfüllt. — Unsere Reise setzten wir über *Sesto Calende* in dem Postwagen nach *Mailand* fort; kaum gönnte mir *Karl* dort die Bewunderung des berühmten Dom's, so stark zog es ihn nach dem von ihm so sehr geliebten *Venedig;* und mir war es recht, für so etwas eben wiederum angetrieben zu werden. Als wir am 29. August bei Sonnenuntergang zuerst von dem Eisenbahn-Damme herab *Venedig* aus dem Wasserspiegel heraus vor unsren Blicken auftauchen sahen, verlor *Karl* bei einer enthusiastischen Bewegung aus dem Waggon den Hut vor Freude; ich glaubte dahinter nicht zurückbleiben zu müssen, und warf meinen Hut

ebenfalls hinaus: so kamen wir beide baarhäuptig in *Venedig* an, und bestiegen sogleich eine Gondel, um den ganzen *Canal Grande* entlang bis zur *Piazzetta* bei *St. Marco* vorzudringen. Das Wetter war plötzlich etwas unfreundlich geworden, das Aussehen der Gondel selbst hatte mich aufrichtig erschreckt; denn so viel ich auch von diesen eigenthümlichen, schwarz in schwarz gefärbten Fahrzeugen gehört hatte, überraschte mich doch der Anblick eines derselben in Natur sehr unangenehm: als ich unter das mit schwarzem Tuch verhängte Dach einzutreten hatte, fiel mir zunächst nichts andres als der Eindruck einer früher überstandenen Cholera-Furcht ein; ich vermeinte entschieden an einem Leichenkondukte in Pestzeiten Theil nehmen zu müssen. *Karl* versicherte: ja, das ginge jedem so; aber man gewöhne sich sehr schnell daran. Nun kam die sehr lange Fahrt durch den viel gebogenen *Canal grande:* die Eindrücke welche alles hier auf mich machte, wollten mich nicht von meiner bangen Stimmung befreien. Wo *Karl* neben zerfallenen Mauern nur eine *Ca d'oro* der *Fanny Elsler*, oder ein andres berühmtes Palais ersah, fiel mein wehmüthiger Blick immer nur auf die zerschellten Ruinen zwischen diesen interessanten Gebäuden. Ich schwieg endlich, und liess es mir gefallen an der weltberühmten *Piazzetta* auszusteigen und mir den *Dogen-Palast* zeigen zu lassen, welchen bewundern zu können ich mir vorbehielt, sobald ich zunächst von der ganzen melancholischen Stimmung, in welche ich mich durch die Ankunft in Venedig versetzt fühlte, befreit sein würde.

Von dem Hôtel *Danieli* aus, wo wir ebenfalls nur ein düstres Unterkommen in Zimmern nach den engen kleinen Kanälen zu, gefunden hatten, suchte ich am andern Morgen zu allernächst eine Wohnung für meinen längern Aufenthalt zu finden. Von einem der drei Paläste *Giustiniani*, unweit des *Palazzo Foscari*, hörte ich dass er zur Zeit, wegen seiner im Winter nicht sehr günstigen Lage, wenig und fast gar nicht von Fremden bewohnt sei: ich fand dort ausserordentlich weite oder bedeutende Räume, von denen man mir sagte dass sie sämmtlich unbewohnt bleiben würden; hier miethete ich denn einen stattlichen grossen Saal mit daranliegendem geräumigem Schlafzimmer, liess mein Gepäck schnell dort hinbringen, und sagte mir am 30. August Abends, dass ich nun in *Venedig* wohne. — Die Sorge dafür, hier ungestört arbeiten zu können, bestimmte mich in Allem. Ich schrieb sogleich nach Zürich, mir meinen *Erard*'schen Flügel und mein Bett nachzuschicken, da ich im Betreff des letzteren wohl fühlte, dass ich in Venedig kennen lernen würde was Kälte sei. Ausserdem ward mir sehr bald die grau geweisste Wand meines grossen Saal's

verdriesslich, da sie so übel zu dem vollständig und, wie mich dünkte, in gutem Geschmack *al fresco* ausgemalten Plafond passte. Ich entschloss mich dieses grosse Zimmer mit einer, wenn auch sehr ordinairen, doch in vollständiges Dunkelroth gefärbten Tapete überziehen zu lassen: diess brachte zunächst viele Unruhe; doch schien es mir sie zu überstehen wohl der Mühe werth, wenn ich von dem Balkon aus mit allmählich immer grösserem Behagen auf den wunderbaren Kanal hinabblickte, und mir nun sagte, hier wollte ich den *Tristan* vollenden. Ich liess auch sonst noch Einiges tapezieren; namentlich um die gemeinen Thüren, welche der ungarische Wirth dem gänzlich verfallenen Palaste statt der, jedenfalls entwendeten kostbaren älteren, hatte einsetzen lassen, zu verdecken, besorgte ich dunkelrothe Portièren, wenn auch vom wohlfeilsten Kattun. Im übrigen hatte der Wirth schon für einige theatralische Ausstattung durch das Ameublement gesorgt: es fanden sich nämlich vergoldete Stühle, wenn auch mit gemeinem baumwollenem Plüsch überzogen, vor allem aber ein schön geschnitzter und vergoldeter Tischfuss, auf welchem ein gemeines Tannenholzblatt gesetzt war; darüber musste denn auch ein erträglich rother Teppich angeschafft werden. — Endlich kam der *Erard* an; er ward in die Mitte des grossen Saales gestellt, und nun sollte das wunderbare Venedig musikalisch in Angriff genommen werden.

Alsbald stellte sich aber die bereits von Genua her mir bekannte Dyssenterie ein, und machte mich auf Wochen zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig. Bereits hatte ich jedoch die unvergleichliche Schönheit Venedig's zu würdigen begonnen, und ich war voller Hoffnung, aus dem Genusse derselben schöne Kräfte für meine wiederkehrende künstlerische Lebenslust zu ziehen. Auf einer meiner ersten Promenaden auf der *Riva* war ich von zwei Fremden angesprochen worden, von denen der Eine sich als einen Grafen *Edmund Zichy*, der andere als einen *Fürsten Dolgoroukow* vorstellte. Beide hatten vor kaum acht Tagen Wien verlassen, wo sie den ersten Aufführungen meines *Lohengrin* beigewohnt hatten: über den Ausfall derselben meldeten sie mir nun das Erfreulichste, und ihrem Enthusiasmus konnte ich wohl anmerken, dass der dort empfangene Eindruck ein ungewöhnlich günstiger gewesen sei. Graf *Zichy* verliess bald wieder Venedig; *Dolgoroukow* jedoch hatte es für den ganzen Winter zu seinem Aufenthalte gewählt. Lag es durchaus in meiner Stimmung, jedem Umgange auszuweichen, so verstand dieser etwa fünfzigjährige Russe es jedoch bald, in seinem Betracht mich nachgiebig zu stimmen. Er hatte eine ernste, sehr ausdrucksvolle Physiognomie (er rühmte sich von

unmittelbarer kaukasischer Abstammung zu sein), und zeigte nach jeder Seite hin eine wirklich vortreffliche Bildung, hierzu feine Weltkenntniss, und vor allen Dingen auch Verständniss der Musik, mit deren besondrer Litteratur er wiederum so bekannt war, dass es auf eine andauernd dafür gepflogene Leidenschaft schliessen liess. Ich hatte ihm alsbald erklärt, dass ich meiner Gesundheit wegen auf jede Gesellschaft verzichte, und durchaus der Einsamkeit bedürfe; war es nun schwer, auf den beschränkten Promenaden Venedig's ihm gänzlich auszuweichen, so führte ausserdem das Restaurant im *Albergo St. Marco*, wo ich mit *Ritter* täglich für die Mahlzeit zusammentraf, zu unvermeidlicher Berührung mit dem, endlich aufrichtig lieb gewonnenen Fremden, welcher in diesem Hôtel seine Wohnung genommen hatte, und dem ich unmöglich verwehren konnte, dort auch seine Mahlzeit zu nehmen. Wir blieben für die Zeit meines Aufenthaltes in Venedig in fast täglichem, und wirklich angenehmem Umgang.

Bedenklicher ward ich andererseits überrascht, als ich eines Abends in meine Wohnung zurückkam und mir die soeben erfolgte Ankunft *Liszt*'s in unserm Palaste gemeldet wurde. Ich stürzte eifrig nach dem mir angezeigten Zimmer, und erblickte dort zu meinem Schrecken den Klavierspieler *Winterberger*, welcher sich bei meinem Wirthe als mein und *Liszt*'s Freund eingeführt, und ihn in der ersten Confusion dazu verleitet hatte anzunehmen, der Ankömmling selbst sei *Liszt*. Diesen jungen Mann hatte ich allerdings in *Liszt*'s Gefolge zuletzt bei dem längern Besuche meines Freundes in Zürich kennen gelernt; er galt als vortrefflicher Orgelspieler, und wurde ausserdem, wann Arrangements für zwei Pianofortes zu spielen waren, als Sekundarius am Klaviere verwendet. Ausser einigem albernen Benehmen hatte ich sonst an ihm nicht viel beachtet. Vor allen Dingen war ich nun aber darüber verwundert, dass er gerade meine Wohnung für seine Unterkunft in Venedig aufgesucht hatte. Er behauptete, er sei nur der Vorbote einer Fürstin *Galitzin*, für welche er in Venedig Winter-Quartier zu machen habe; da er hier niemand kenne, in Wien aber von meinem Aufenthalte Kenntniss erhalten hätte, sei es sehr natürlich, dass er sich zu allernächst in mein Hôtel gewandt habe. Ich bestritt ihm nun durchaus, dass diess ein *Hôtel* sei, und erklärte dass, wenn seine russische Fürstin sich hier neben mir auszubreiten gedenke, ich sofort ausziehen würde. Da beruhigte er mich nun wieder und bekannte, er habe von der Fürstin nur dem Wirthe etwas vorgemacht; er glaube, diese habe schon wo anders gemiethet. Da ich ihn nun wieder frug, was er selbst denn gerade in

diesem Palais wolle, ihn auch darauf aufmerksam machte, dass es hier sehr theuer sei, und ich die grossen Kosten meiner Wohnung nur aus dem Grunde trüge, weil es mir vor allem darauf ankäme, ungestört zu wohnen, keinen Nachbar zu haben und namentlich auch nicht Klavier spielen zu hören, suchte er mich durch die Versicherung zu besänftigen, er werde mir gewiss nicht lästig fallen; ich möge nur zunächst über seine Anwesenheit in dem gleichen Hause bis dahin, wo er die Mittel zur Beziehung einer andern Wohnung gefunden haben werde, mich beruhigen. — Seine nächste Bemühung war, sich bei *Karl Ritter* einzuschmeicheln; beide suchten ein Wohngemach des Palastes auf, welches genügend von meinen Zimmern getrennt war, um jede Klangverbindung abzuschneiden. Somit ergab ich mich darein, diesen Gast in meiner Nähe zu wissen, doch bedurfte es langer Zeit, ehe ich *Ritter* erlaubte, ihn einmal des Abends zu mir mitzubringen.

Besser als ihm glückte es einem venetianischen Klavierlehrer, *Tessarin* mit Namen, meine Geneigtheit zu gewinnen. Dieser war ein typisch schöner Venetianer-Kopf, mit einem sonderbaren Stammeln in der Sprache; übrigens von leidenschaftlicher Vorliebe für die deutsche Musik, mit *Liszt*'s neueren Compositionen, sowie auch mit meinen Opern gut bekannt. Er selbst erkannte sich im Betreff der Musik als einen «weissen Raben» in seiner italienischen Umgebung. Seine Annäherung an mich erlangte er ebenfalls durch *Ritter*, welcher überhaupt in Venedig sich mehr dem Studium der Menschenkenntniss, als der Arbeit selbst zu ergeben schien. Er hatte sich an der *Riva dei Schiavoni* eine kleine, höchst bescheidene Wohnung in der Sonnenlage, welche er desshalb nie zu heizen nöthig hatte, gemiethet, weniger für sich als für sein schmales Reisegepäck, da er fast nie zu Hause war, am Tage nach Bildern und Sammlungen, des Nachts aber nach Menschen in den Cafés des Markusplatzes herumlief. Er blieb der Einzige, welchen ich regelmässig jeden Tag sah. Mit Strenge hielt ich im Uebrigen darauf, jeden weiteren Umgang, ja jede Bekanntschaft von mir fern zu halten. Von dem Leibarzt der Fürstin *Gallitzin*, welche selbst bald wirklich in Venedig eintraf und dort, wie es schien, ein grosses Haus hielt, ward mir ein Besuch dieser Dame wiederholt nahe gelegt; da ich einmal die Klavierauszüge von «Tannhäuser» und «Lohengrin» gebrauchte, und mir gesagt wurde, dass die Fürstin die einzige Person in Venedig sei, welche sie besässe, war ich unbefangen genug, sie mir von ihr auszubitten, ohne deswegen mich jedoch für verpflichtet zu halten, der Dame einen Besuch zu machen. Nur einmal drang ein Fremder zu mir hindurch, da mir seine Physio-

gnomie, nachdem ich ihm im *Albergo S. Marco* begegnet, gefallen hatte: diess war der Maler *Rahl* aus Wien. Für diesen, den Fürsten *Dolgoroukow*, und den Klavierlehrer *Tessarin*, veranstaltete ich einmal sogar etwas einer Soirée Aehnliches, wobei Einiges von mir musizirt wurde. Hier debütirte auch *Winterberger.*

Auf diese wenigen Berührungen beschränkten sich alle meine äusseren Erlebnisse in den sieben Monaten, welche ich in Venedig verlebte, während ausserdem meine Tagesordnung mit der höchsten Regelmässigkeit die ganze Zeit über eingehalten wurde. Ich arbeitete bis zwei Uhr, bestieg dann die bereit gehaltene Gondel, um den ernsten *Canal grande* entlang nach der heiteren *Piazzetta* zu fahren, deren ungemein reiche Anmuth jeden Tag von Neuem belebend auf mich einwirkte. Dort suchte ich mein Restaurant auf dem *Markusplatze* auf, promenirte nach der Mahlzeit einsam, oder mit *Karl*, die *Riva* entlang nach dem *Giardino pubblico*, der einzigen mit Bäumen bepflanzten Anlage Venedigs, um dann mit dem Einbruche der Nacht auf der Gondel wieder in den immer ernster und schweigender sich anlassenden Kanal hinabzufahren, bis dahin wo ich aus der nächtlichen Facade des alten *Palazzo Giustiniani* einzig meine Lampe mir entgegenleuchten sah. Wenn ich dann Einiges noch gearbeitet hatte, traf, regelmässig um acht Uhr vom Plätschern der Gondel angemeldet, *Karl* bei mir ein, um beim Thee einige Stunden mit mir zu verplaudern. Nur selten unterbrach ich diese Lebensweise durch den Besuch eines der Theater, von welchen ich dem Schauspiel im Theater *Camploi*, wo Goldonische Stücke sehr gut aufgeführt wurden, den entschiedenen Vorzug gab, wogegen der Oper nur aus Neugierde eine vorübergehende Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Am häufigsten, namentlich wenn schlechtes Wetter an der Promenade hinderte, besuchten wir das am Tage sich produzirende Volksschauspiel im Theater *Malibran;* dort, wo der Eintritt *sechs Kreuzer* betrug, befanden wir uns unter einem vortrefflichen Publikum (meistens in Hemdärmeln), welchem am häufigsten Ritterstücke vorgespielt wurden. Doch sah ich hier auch eines Tages, zu meinem wahrhaften Erstaunen und völligen Entzücken, das groteske Lustspiel *«le baruffe Chioggiote»* welches bereits *Goethe* am gleichen Orte zu seiner Zeit so sehr angesprochen hatte, und welches mit einer Naturtreue gegeben wurde, wie ich dem nichts Aehnliches aus meiner Erfahrung zur Seite stellen kann.

Im Uebrigen bot sich aus dem so sehr bedrückten und entarteten venetianischen Volksleben wenig Fesselndes meiner Aufmerksamkeit dar, da ich von der prachtvollen Ruine dieser wundervollen Stadt, in Bezug

auf menschliche Regung, nur den Eindruck eines für Fremde feilgehaltenen Bade-Ortes gewinnen konnte. Sonderbarer Weise war es das recht deutsche Element der guten Militär-Musik, wie es in der österreichischen Armee so vorzüglich gepflegt wird, welches mich hier auch in eine gewisse Berührung mit der Oeffentlichkeit brachte. Die Kapellmeister der beiden in *Venedig* cantonirten österreichischen Regimenter gingen damit um, Ouverturen von mir, wie die zu «*Rienzi*» und «*Tannhäuser*», spielen zu lassen, und ersuchten mich darum, in ihren Kasernen den Einübungen ihrer Leute beizuwohnen. Hier traf ich denn auch das ganze Offizierscorps versammelt, welche sich bei dieser Gelegenheit recht ehrerbietig gegen mich benahmen. Ihre Musikbanden spielten abwechselnd des Abends bei glänzender Beleuchtung in Mitte des Markusplatzes, welcher für diese Art von Musikproduktionen einen wirklich vorzüglich akustischen Raum abgab. Mehre Mal wurde ich am Schlusse der Mahlzeit durch das plötzliche Erklingen meiner Ouvertüren überrascht; ich wusste dann, wenn ich vom Fenster des Restaurants aus mich dem Eindrucke hingab, nicht, was berauschender auf mich wirkte, der unvergleichliche, prachtvoll erleuchtete, von unzähligen sich ergehenden Menschen erfüllte Platz, oder die, alles dieses wie in brausender Verklärung den Lüften zutragende Musik. Nur fehlte es hierbei gänzlich an dem, was man so leicht sonst von einem italienischen Publikum hätte erwarten müsen: zu Tausenden schaarte man sich um die Musik und hörte ihr mit grosser Spannung zu; nie aber vergassen sich zwei Hände soweit zu applaudiren, weil jedes Zeichen des Beifalls an einer österreichischen Militair-Musik als ein Verrath am Vaterlande gegolten haben würde. — An dieser sonderbaren Spannung zwischen Publikum und Behörde litt nun eben alles öffentliche Leben in *Venedig*, und namentlich äusserte sich diess auffallend in dem Verhalten der Bevölkerung gegen die österreichischen Offiziere, welche in der venetianischen Oeffentlichkeit wie Oel auf dem Wasser herumschwammen. Nicht minder zurückhaltend, ja feindselig benahm sich das Volk jedoch auch gegen die Geistlichkeit, die doch meistens italienischer Herkunft war. Ich sah eine über den Markusplatz dahinziehende geistliche Prozession, in hohem Festornat, von dem Volke mit unverhohlenem Hohngelächter aufgenommen und begleitet.

Während ich von *Ritter* nur sehr schwierig zu bewegen war, zu Zeiten einmal meine Tagesordnung zu unterbrechen, um eine Galerie oder eine Kirche mir anzusehen, obgleich auf jeder nöthigen Wanderung durch die Stadt die namenlos mannigfaltigen architektonischen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten derselben stets von Neuem mich entzückten,

boten, fast die ganze Dauer meines Aufenthaltes in *Venedig* über, häufige Gondelfahrten nach dem *Lido* mir die Hauptgenüsse. Vor allem war es dann die Heimfahrt während des Sonnenunterganges, bei welcher ich stets von den unvergleichbaren Eindrücken überwältigt wurde. Sogleich in der ersten Zeit, noch im September dieses Jahres, genossen wir bei solcher Gelegenheit die zauberhafte Erscheinung des grossen *Kometen*, welcher damals in seinem hellsten Glanze sich zeigte und allgemein auf eine bevorstehende kriegerische Katastrophe gedeutet wurde. Dann nahm sich wieder der Gesang eines populären Chor-Vereines, welcher sich unter der Leitung eines venetianischen Arsenal-Beamten gebildet hatte, wie ein ächtes Lagunen-Idyll aus. Diese Sänger führten, meist nur dreistimmig, natürlich harmonisirte Volkslieder aus. Neu war es mir, die Oberstimme nicht bis über den Umfang des Altes, also ohne den Sopran zu berühren, sich erheben zu hören, wodurch der Chorklang eine mir bis dahin unbekannte männliche Jugendlichkeit erhielt. Sie fuhren an schönen Abenden, in erleuchteter grosser Gondel singend, den *Canal grande* entlang, hielten, wohl gegen Bestellung und Bezahlung, vor einzelnen Palästen, wie zur Serenade, an, und zogen gewöhnlich eine Unzahl anderer Gondeln als Begleitung nach sich. — In einer schlaflosen Nacht, wo es mich gegen drei Uhr des Morgens auf den Balkon meiner Wohnung hinaustrieb, hörte ich denn auch zum ersten Mal den altberühmten Naturgesang der *Gondoliere.* Mich dünkte, ungefähr von dem eine kleine Viertelstunde entfernten *Rialto* her, den ersten, wie rauhe Klage klingenden Anruf durch die lautlose Nacht zu vernehmen; aus wiederum weiterer Entfernung ward diesem von anderer Richtung her gleichmässig geantwortet. In oft längeren Pausen wiederholte sich dieser merkwürdig melancholische Dialog, welcher mich zu sehr ergriff, als dass ich seine jedenfalls sehr einfachen musikalischen Bestandtheile in meinem Gedächtniss hätte fixiren können. Doch war ich ein anderes Mal durch eine besondere Erfahrung auch darüber belehrt, dass dieser Volksgesang von überwiegend poetischem Interesse sei. Als ich einmal spät des Nachts durch den düstren Kanal heimfuhr, trat plötzlich der Mond hervor, und beleuchtete mit den unbeschreiblichen Palästen zugleich den, sein gewaltiges Ruder langsam bewegenden, auf dem hohen Hintertheile meiner Gondel ragenden Schiffer. Plötzlich löste sich aus seiner Brust ein dem Thier-Geheul nicht unähnlicher, von tief her anschwellender Klagelaut, und dieser mündete sich nach einem lang gedehnten «Oh!» in den einfach musikalischen Ausruf «*Venezia!*» Dem folgte noch einiges, wovon ich aber in Folge der grossen Erschütterung,

die ich empfand, keine deutliche Erinnerung bewahrt habe. Die hiermit zuletzt berührten Eindrücke waren es, welche *Venedig* während meines Aufenthaltes daselbst für mich charakterisirten und bis zur Vollendung des zweiten Aktes von *Tristan* mir treu blieben, ja, vielleicht die, schon hier entworfene, lang gedehnte Klageweise des Hirtenhornes im Anfange des dritten Aktes mir unmittelbar eingaben.

Diese Ergebnisse meiner Stimmung stellten sich aber nicht so leicht und unterbrechungslos heraus. Körperliche Leiden und altgewohnte, nie mich ganz freigebende Sorgen, übten oft und andauernd Verhinderung und Störung meiner Arbeit aus. Kaum hatte ich in meiner nach der Nordseite zu gelegenen, häufigen Wirbelwinden ausgesetzten, im Betreff der Heizung so gut wie gar nicht verwahrten Wohnung mich behaglich eingerichtet, sowie den so sehr demoralisirenden Einfluss der Dyssenterie überstanden, und war nun eben erst im Begriff, den so grausam zerschnittenen Faden der Ausarbeitung meines zweiten Aktes wieder anzuknüpfen, als in Folge der gewaltsamen Veränderung des Klima's und der Luft ein spezifisch venetianisches Leiden, durch eine bösartige Furunkelbildung am Beine, sich einstellte. Da das anfänglich gering geschätzte Uebel sich bald ausserordentlich schmerzhaft steigerte, musste ich einen Arzt annehmen, welcher fast vier Wochen lang mich sorgfältig zu behandeln hatte. Es war im Spätherbst, gegen Ende November, als gerade jetzt mich *Ritter* verliess, um seinen Verwandten und Freunden in Dresden und Berlin einen Besuch zu machen; ich blieb während dieser längern Krankheitsperiode somit ganz allein, nur auf den Umgang mit der naiven Dienerschaft meines Hôtel garni's angewiesen. Zum Arbeiten unfähig, zerstreute ich mich durch die Lekture der Geschichte Venedig's vom Grafen *Daru*, welcher ich hier an Ort und Stelle grosses Interesse abgewann. Namentlich verlor ich dadurch etwas von meinen populären Vorurtheilen gegen die tyrannische Regierungsweise des alten Venedig's. Der berüchtigte *Rath der Zehn* und die Staats-Inquisition erschienen mir viel mehr in dem Lichte einer eigenthümlichen, gewiss wohl grauenvollen, Naivität; die offene Ankündigung, dass in dem Geheimniss seiner Handlungsweise die Gewährleistung der Macht des Staates liege, schien mir so bestimmt ein jedes Glied der merkwürdigen Republik für die Bewahrung dieser Heimlichkeit zu interessiren, dass sehr vernünftiger Weise die Ausschliessung von jeder Mitwissenschaft zur eigentlichen republikanischen Pflicht gemacht wurde. Eigentliche Heuchelei blieb diesem Staatswesen somit gänzlich fern, wie denn auch das kirchliche Element, so ehrfurchtsvoll es dem Staate eingeschlossen blieb, doch nie hier den

entwürdigenden Einfluss, wie anderswo in Italien, auf die Charakterbildung der Bürger ausübte. Die furchtbar rücksichtslosen Berechnungen der Staatsraison wurden zu Maximen ausgebildet, welche einen durchaus antik heidnischen Charakter, von keiner eigentlich finsteren Färbung, an sich trugen, und lebhaft an die gleichen Maximen der Athener erinnerten, welche, wie wir im Thukydides lesen, von diesen mit grösster Unumwundenheit als männliche Sittlichkeitsgrundsätze vorgetragen wurden.

Nebenbei griff ich zu meiner Stärkung, wie so oft schon, auch jetzt wieder zu einem Band *Schopenhauer*, dem ich mich von Neuem innig befreundete, während mir sogar die erhebende Einsicht aufging, nach einer sehr wichtigen Seite hin, allerdings nur vermöge der von ihm selbst mir angegebenen Hülfsmittel, beängstigende Lücken seines System's ergänzen zu können.

Meine wenigen auswärtigen Beziehungen gestalteten sich um diese Zeit immer beruhigender; nur betrübte mich eines Tages ein Brief *Wesendonck*'s, in welchem dieser mir den Tod seines etwa vierjährigen Sohnes *Guido* meldete: mir fiel es dabei auf's Herz, dass ich von der Pathenschaft dieses Kindes unter dem improvisirten Vorwande, ich möchte ihm Unglück bringen, zurückgetreten war. Mich ergriff der Fall, und da ich in jeder Beziehung mich so sehr nach Ruhe sehnte, malte ich mir schnell auch eine kurze Reise über die Alpen, um etwa den Weihnachtsabend mit meinen alten Freunden zu feiern, in einem herzlich wohlthätigen Sinne aus. Ich theilte diesen Gedanken an Frau *Wille* mit, und erhielt, statt von dieser, sonderbarer Weise von ihrem Gemahle als Antwort einen höchst unerwarteten Bericht über das grosse und höchst unangenehme Aufsehen, welches durch meinen plötzlichen Fortgang von Zürich, namentlich aber durch die Art in welcher meine Frau ihren Theil daran ausgeführt hatte, erregt und der Familie *Wesendonck* aufgebürdet worden war. Da ich in Folge dessen auch wiederum erfuhr, wie klug und tüchtig hiergegen *Wesendonck* sich benommen hatte, so knüpfte sich hieran von selbst wieder manche freundliche und der Gestaltung eines guten Vernehmens günstige Berührung. — Den Beziehungen *Minna*'s zu mir gerieth es sehr zum Vortheil, dass sie, welche jetzt in Dresden im Umgange mit älteren Bekannten sich ruhig verhielt und von mir stets freundlich versorgt wurde, in ihrer Korrespondenz sich klug und rücksichtsvoll benahm, und somit dem Eindrucke, welchen sie mir bei jenem ergreifenden nächtlichen Auftritte gemacht hatte, eine willige Nahrung zuführte. Auch ich stellte ihr eine dereinstige häusliche Wiedervereinigung

mit mir gern in Aussicht, nur sollte diess auf der Grundlage einer Dauer versprechenden Niederlassung geschehen, welche ich mir jetzt eben nur in Deutschland, wo möglich in Dresden selbst vorstellen mochte. Um über die Möglichkeiten hiervon zu einer Ansicht zu gelangen, versäumte ich auch nicht, mich an Herrn *von Lüttichau* selbst zu wenden, da ich durch *Minna*, welche diesen meinen alten Chef selbst aufgesucht hatte, recht wohlthuende Berichte über dessen humanes Benehmen, ja sogar warme Anhänglichkeit an mich erhalten hatte. Ich ging wirklich so weit, ihm ausführlich und herzlich zu schreiben. Dagegen war es dann wieder lehrreich für mich, von ihm gelegentlich einmal nur ein paar trockene Zeilen in geschäftlichem Style zu erhalten, worin er mir anzeigte, dass zur Zeit im Betreff der von mir gewünschten Rückkehr nach Sachsen nichts zu thun wäre. — Andrerseits erfuhr ich durch die Polizeibehörde in Venedig, dass der *sächsische Gesandte* in Wien es sich auf das Eifrigste angelegen sein liess, mich selbst von Venedig auszutreiben. Diess glückte nun nicht, da ich durch einen eidgenössischen Pass, welchen die österreichischen Behörden zu meiner grossen Freude sehr ernstlich respektirten, genügend geschützt war. Somit verblieb mir im Betreff meiner gewünschten Rückkehr nach Deutschland einzig die Hoffnung auf die freundschaftlichen Bemühungen des *Grossherzogs von Baden* hierfür. *Eduard Devrient*, an den ich mich hierüber, namentlich auch in Beziehung auf unser Vorhaben einer ersten Aufführung des «Tristan», um nähere Auskunft wendete, meldete mir, der Grossherzog sähe meine Anwesenheit bei dieser Aufführung jedenfalls als ausgemacht an; ob er, falls seine direkten Bemühungen bei dem Könige von Sachsen um dessen Erlaubniss dazu fruchtlos bleiben sollten, an einen eigenmächtigen bundeswidrigen Schritt hierbei denke, oder wie er sonst diess zu bewerkstelligen beabsichtige, bleibe ihm unbekannt. Somit erkannte ich, dass ich auf eine demnächstige Uebersiedelung nach Deutschland fürerst nur eine sehr geringe Rechnung mir machen könnte.

Nebenbei nahmen mich stets die Korrespondenzen um Herbeischaffung der, um diese Zeit namentlich auch des gespaltenen Haushaltes wegen, in nicht geringer Stärke zu beschaffenden Subsistenzmittel ziemlich anhaltend in Anspruch. Glücklicherweise hatten sich bisher einige grössere Theater gegen meine Opern noch renitent verhalten, und es waren somit von diesen noch Honorare zu erwarten, während diejenigen der eifrigeren Bühnen bereits aufgezehrt waren. So meldete sich denn auch, als letztes Theater für den «Tannhäuser», das *Stuttgarter* Hoftheater. Für diesen Ort hatte ich aus dem angegebenen Grunde zu jener Zeit eine besondere

Vorliebe, die sich auch noch auf *Wien* übertrug, welches erst den «Lohengrin» gegeben hatte, und nach dem Erfolge desselben noch zum «Tannhäuser» zu greifen sich genöthigt sah. Meine Verhandlungen mit dem damaligen Direktor *K. Eckert* führten sehr schnell zu für mich erfreulichen Resultaten.

Diess alles wickelte sich im Laufe des Winters bis zum Frühjahr 1859 ab. Ausserdem lebte ich, in der bezeichneten Weise, in grösster Stille und Regelmässigkeit fort. Nach der Heilung meines Beingeschwüres konnte ich, noch im Dezember, wieder meine regelmässigen Gondelfahrten nach der *Piazzetta,* mit der abendlichen Heimkehr antreten, und endlich auch mit einiger Ausdauer meiner musikalischen Arbeit mich hingeben. Gänzlich einsam brachte ich die Weihnacht und den Sylvesterabend zu. Nur des Nachts befand ich mich häufig in grösserer Gesellschaft, nämlich in den Träumen, welche damals mit grosser Lebhaftigkeit sich bei mir einstellten.

Im Anfang Januar 1859 trat plötzlich *Karl Ritter* wieder zur Stunde des gewohnten Abendbesuches in mein Zimmer. Ihn hatte während dem die Sorge für die Aufführung eines von ihm gedichteten Theaterstückes bis an den Strand der Ostsee getrieben. Diess bezog sich auf eine vor Kurzem von ihm vollendete Arbeit: *Armide,* von welcher sehr vieles wiederum das grosse Talent des jungen Mannes bezeugte; während die Tendenz des Ganzen wirklich abschreckende Blicke in die Seele des Dichters werfen, und demgemäss auch über Einzelnes der Aufführung kein vortheilhaftes Urtheil aufkommen liess, war Anderes, vorzüglich aber die Begegnung *Rinaldo*'s mit *Armiden,* und die heftige Entstehung ihres Liebesverhältnisses mit wirklich poetischer Gluth empfunden und dargestellt. Wie bei allen solchen Arbeiten, welche im Grunde immer mit dem Schaden der dilettantenhaften Flüchtigkeit behaftet sind, hätte auch an diesem Drama sehr Vieles geändert und besser ausgeführt werden müssen, wenn es vor allen Dingen auch auf der Bühne Wirkung versprechen sollte. Davon wollte *Karl* nichts hören; dagegen glaubte er in einem intelligenten Theaterdirektor zu Stettin den Mann gefunden zu haben, der sich über Bedenken, wie sie mir zu eigen waren, hinwegzusetzen im Stande wäre. Er hatte sich auch hierin getäuscht, und kam nun, auch von dieser Seite her unbefriedigt, nach *Venedig* zurück, um, wie er sehnlich wünschte, fortan in das Blaue hinein zu leben. *Rom* in der Kapuzinerkutte zu durchwandern, und von Stunde zu Stunde sich Kunstschätze anzusehen, dünkte ihm das Loos, welches er allen übrigen Lebensbestimmungen vorziehen möchte. Von einer Umarbeitung der

Armide wollte er nichts mehr hören, und erklärte dagegen, an die Ausführung eines neuen dramatischen Stoffes gehen zu wollen, welchen er aus *Machiavelli*'s «Florentinischen Geschichten» entnommen habe, den er mir aber nicht näher angeben wollte, weil er fürchtete, ich würde ihm davon abrathen, da er eben nur Situationen und gar keine Tendenz enthielte. Musikalischen Arbeiten schien er jetzt nicht mehr nachhängen zu wollen, obgleich eine Phantasie für das Klavier, welche er bald nach seiner Ankunft in Venedig niedergeschrieben hatte, mir den jungen Mann auch von dieser Seite her durchaus als interessant erscheinen liess. — Desto verständigeren Antheil zeigte *Karl* mir an der, nun endlich andauernd von mir fortgesetzten Ausarbeitung des zweiten Aktes von *Tristan*. Oefter habe ich ihm, mit *Winterberger*, auch *Tessarin*, das eben Vollendete des Abends vorgespielt, und immer führten diese Mittheilungen zu einer warmen Erregtheit. Während der vorangehenden längeren Unterbrechung meiner Arbeit war von *Härtel* bereits der erste Akt der Partitur gestochen, und von *Bülow* für das Klavier arrangirt worden. So lag ein Theil bereits wie in monumentaler Vollendung vor mir, während ich andererseits noch in gebährungsvoller Aufregung im Betreff der Ausführung des Ganzen war. Bereits schritt in den ersten Monaten auch die Instrumentation dieses Aktes, welche ich immer heftweise dem Verleger zum Stiche zuschickte, ihrer Vollendung entgegen, und Mitte März konnte ich den letzten Bogen davon nach Leipzig senden.

Jetzt trat denn die Nöthigung zu neuen Bestimmungen für meine Lebensbeschlüsse ein, denn es frug sich, wo ich nun den dritten Akt komponiren würde, da ich ihn jedenfalls nur an dem Orte beginnen wollte, wo ich Aussicht hätte ihn auch ungestört vollenden zu können. Diess schien in Venedig nicht der Fall sein zu sollen. Meine Arbeit würde mich bis tief in den Sommer hinein beschäftigt haben, und diesen glaubte ich, schon meiner Gesundheit wegen, in dem um diese Zeit für mich unrathsamen Klima Venedigs nicht verbringen zu dürfen. Bereits hatte ich den üblen Einfluss des Mangels erkräftigender Fusswanderungen sehr nachtheilig empfunden. Um mich nun einmal tüchtig auslaufen zu können, hatte ich mich mitten im Winter auf der Eisenbahn nach *Viterbo* bringen lassen, um dort einige Meilen landeinwärts dem Gebirge zu mich auszuschreiten. Rauhes Wetter war mir dabei hinderlich gewesen; andere ungünstige Umstände trugen dazu bei, mich von diesem Ausfluge nur den für die Lagunenstadt vortheilhaften Eindruck dahin wieder mitbringen zu lassen, so dass ich mich hier wie in ein Asyl gegen Strassenstaub und misshandelte Pferde geflüchtet hatte. Ausserdem

fand es sich nun auch, dass ich im Betreff meines ferneren Aufenthaltes in Venedig nicht mehr ganz nur von meinem Willen abhing. Ich war neuerdings sehr höflich vor einen Polizei-Commissair beschieden worden, welcher mir unumwunden mittheilte, dass gegen meinen Aufenthalt in einem Theile der österreichischen Staaten von Seiten der *sächsischen Gesandtschaft in Wien* unaufhörlich agitirt würde. Da ich erklärte, nur bis zum Eintritte des Frühlings noch meinen Aufenthalt ausdehnen zu wollen, wurde mir gerathen, auf ein ärztliches Zeugniss gestützt, mir aus Gesundheitsrücksichten vom *Erzherzog Max,* damals als Vicekönig in Mailand residirend, die Erlaubniss hierzu einzuholen. Ich that dieses, und der Erzherzog beschied hierauf sofort telegraphisch die venetianischen Behörden, mich in Ruhe zu lassen.

Bald ward mir nun jedoch auch klar, dass eine erneuete Wachsamkeit gegen Fremde durch die politischen Verhältnisse, welche das österreichische Italien in grosse Aufregung setzten, veranlasst sein mochte. Der Ausbruch des Krieges mit Piemont und Frankreich rückte immer näher, und eine ersichtliche grosse Aufregung zeigte sich immer deutlicher in der italienischen Bevölkerung. Als ich eines Tages mit *Tessarin* auf der *Riva* promenirte, geriethen wir in eine ziemliche Anhäufung von Fremden, welche dem Erzherzog *Maximilian* mit seiner Gemahlin, bei ihrem kurzen Besuche in Venedig, auf ihrem Ausgange neugierig und ehrerbietig entgegensahen. Ich erfuhr diess zunächst durch einen heftigen Ruck meines venetianischen Klavierspielers, welcher mich am Arme von der Stelle fortzuziehen sich bemühte, um, wie er sagte, vor dem Erzherzoge nicht den Hut abziehen zu müssen. Als ich die stattliche, sehr einnehmende Gestalt des jungen Fürsten daher schreiten sah, gab ich meinem Freunde lachend den Laufpass, und freute mich aufrichtig, durch meinen Gruss unbekannter Weise meinem freundlichen Beschützer danken zu können. — Bald nahm aber alles einen ernsteren, schwerfällig bedrückenden Character an, als nämlich Tag für Tag die *Riva* von neu ausgeschifften Truppen so übermässig besetzt war, dass sie für die Promenade gänzlich unbenutzbar wurde. Die Offiziere derselben machten meist einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, und das gemüthliche Deutsche ihrer harmlosen Unterhaltung heimelte mich ganz traulich an. Dagegen war es mir unmöglich, zu der Mannschaft Zutrauen zu gewinnen, da ich bei ihr meistens den stumpfen und unfreien physiognomischen Character gewisser slavischer Hauptstämme der österreichischen Monarchie antraf. Hier war eine gewisse wuchtige Kraft nicht zu verkennen, dagegen ebensowenig ein gänzlicher Mangel an naiver Intelligenz, wie sie das italienische Volk

so liebenswürdig auszeichnet. Ich konnte nicht umhin, jener Race den Sieg über diese nicht zu gönnen. Mir kehrte der physiognomische Ausdruck dieser Truppen in die Erinnerung deutlich zurück, als ich im Herbst desselben Jahres in Paris wieder die französischen Elite-Truppen, ihre *Chasseurs de Vincennes* und *Zuaven*, mit jenen österreichischen Soldaten unwillkürlich vergleichen musste; da verstand ich denn plötzlich, ohne jede strategische Kenntnisse, die Schlachten bei *Magenta* und *Solferino*. — Für jetzt erfuhr ich endlich, dass *Mailand* bereits im Belagerungszustande und gegen Fremdenbesuch fast ganz abgesperrt war. Da ich beschlossen hatte, mein Sommer-Asyl in der Schweiz am Vierwaldstätter See zu suchen, mahnte mich diese Nachricht an die Beschleunigung meines Aufbruches, um nicht etwa durch die Kriegs-Ereignisse von meiner Zuflucht abgeschnitten zu werden. So packte ich denn ein, schickte den «Erard» wieder über den Gotthard, und bereitete mich zum Abschiede von meinen wenigen Bekannten vor. *Ritter* hatte beschlossen, in Italien zu bleiben, und beabsichtigte, sich nach *Florenz* und *Rom* zu wenden, wohin soeben *Winterberger*, mit welchem *Karl* Freundschaft geschlossen hatte, ihm bereits vorausgeeilt war. Dieser behauptete nämlich, von einem Bruder mit genügenden Geldmitteln für den Genuss Italiens ausgestattet zu sein, welcher ihm ausserdem zu seiner Zerstreuung und Erholung, ich weiss allerdings nicht von was, nothwendig sei. Somit vermuthete *Ritter* in kürzester Frist ebenfalls Venedig verlassen zu können. Von dem guten *Dolgoroukow*, welchen ich sehr leidend verliess, nahm ich herzlich Abschied, und umarmte *Karl* auf dem Bahnhofe, vermuthlich zum letzten Male, da ich seitdem ohne alle direkte Nachricht von ihm gelassen wurde und bis heute ihn auch nicht wieder sah.

Am 24. März gelangte ich mit einigen Besonderlichkeiten, welche die militärische Fremdencontrolle veranlasste, nach *Mailand*, wo ich mir zur Besichtigung des Sehenswerthen einen dreitägigen Aufenthalt gönnte. Ohne alle Anleitung hierzu begnügte ich mich mit den einfachsten Nachweisungen, um die *Brera*, die *ambrosianische Bibliothek*, die *Cena* des *Leonardo da Vinci*, und den *Dom* zu besuchen, welchen letztern ich nach allen Richtungen hin auf den verschiedenen Dächern und Thürmen bekletterte. Wie immer von den ersten Eindrücken am lebhaftesten betroffen, hielt ich mich in der *Brera* vorzüglich nur an zwei Gemälde, welche ich sogleich am Eingange antraf, einen *heiligen Antonius* vor dem Jesuskinde, von *van Dyck*, und das *Martyrium* des *Stephanus*, von *Crespi;* wobei ich inne ward, dass ich zur Beurtheilung von Gemälden nichts tauge, da der Gegenstand, sobald er sich mir deutlich und sympa-

thisch aussprach, mich sofort und einzig bestimmte, wie es eben bei mir der Fall war. Doch ging mir ein deutlicheres Licht über die Wirkung der rein künstlerischen Bedeutung eines Meisterwerkes auf, als ich vor der *Cena* des *da Vinci* die von Allen gemachte Erfahrung auch an mir erlebte, wie das als Gemälde fast gänzlich zerstörte Kunstwerk, nachdem man es in den restaurirenden Copien, welche ihm immer zur Seite stehen, näher untersucht hat, auf den Blick des dann nur noch geistig Schauenden wirkt, wenn er von jenen Copien ab nun wieder auf das zerstörte Original sieht, und hier plötzlich jetzt mit höchster Deutlichkeit das ganz Unnachahmliche wahrnimmt. — Des Abends suchte ich sogleich wieder das mir lieb gewordene Lustspiel auf, welches hier in dem winzigen *Teatro Re* vor einem geringen Publikum des letzten Ranges seinen, von den heutigen Italienern leider so verachteten, Platz eingenommen hatte. Auch hier gab man die *Goldoni*'schen Stücke, wie es mir schien, mit grosser, naïver Virtuosität. Dagegen musste ich dann wieder im Theater *della Scala,* unter ausserordentlichem äussern Glanze, einem Akte des Zeugnisses für die grosse Demoralisation des italienischen Kunstgeschmackes beiwohnen. Vor dem glänzendsten und lebhaftesten Publikum, welches man sich nur wünschen kann, ward in dem ungeheuren Theater ein unglaublich nichtswürdiges Opernmachwerk eines neueren Componisten, dessen Namen ich vergessen habe, aufgeführt. Doch erfuhr ich am gleichen Abende, dass dem als so sehr für Gesangsmusik passionirt geltenden italienischen Publikum das *Ballet* doch bereits auch zur Hauptsache geworden war; denn offenbar diente die vorangehende langweilige Oper nur als Vorbereitung für eine grosse choregraphische Aufführung, welche nichts Geringeres als *Antonius* und *Kleopatra* zum Sujet hatte. Hier sah ich sogar den kalten Politikus *Octavian,* welcher bis jetzt selbst in keine italienische Oper noch sich verloren hatte, mit ziemlicher Bewahrung einer diplomatischen Würde pantomimisch agiren. Die Hauptsache blieb aber das Leichenbegängniss der *Kleopatra,* welches dem ungeheuren Personale des Ballets Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Produktionen in höchst charakteristischen Costümen darbot.

Nach all diesen einsam genossenen Eindrücken reiste ich an einem wunderschönen Frühlingstage über *Como,* wo alles in üppigster Blüthe stand, über das mir von früher her bekannte *Lugano* und den *Gotthard,* welchen ich an hohen Schneewänden in kleinen offenen Schlitten passiren musste, nach *Luzern,* wo ich, im Gegensatze zu dem in Italien genossenen üppigen Frühlinge, bei unfreundlichster kalter Witterung ankam. Die Rechnung, die ich mir für den dortigen Aufenthalt gemacht

hatte, beruhte auf der Annahme, dass das dortige grosse Hôtel *zum Schweizerhof* um diese Zeit, bis zu dem Beginne der eigentlichen Sommersaison, gänzlich leer stehe, und ich daselbst ohne weitere Vorbereitungen ein geräumiges und von Geräusch ungestörtes Unterkommen finden würde. Hierin konnte ich mich nicht getäuscht haben. Oberst *Segesser*, der humane Wirth des Gasthofes wies mir in dem linken Dependance-Gebäude eine ganze Etage zur beliebigen Bewohnung an, in deren Hauptgemächern ich es mir ohne grosse Kosten ganz bequem machen konnte. Einzig hatte ich mich, da der Gasthof in dieser Zeit nur in den beschränktesten Verhältnissen hiefür versehen war, der Bedienung wegen besonders abzufinden; und hiefür fand ich ein sorgsames, auf meine Bequemlichkeit gut bedachtes Frauenzimmer, welche ich für ihre Dienste, die sie mir namentlich späterhin, als der Gasthof belebter wurde, leistete, im Gedächtnisse behielt, und nach längeren Jahren demzufolge als Haushälterin zu mir berief. Bald kamen dann meine Sachen aus *Venedig* an. Der «*Erard*» hatte richtig wieder im Schnee die Alpen passiren müssen; als er in meinem geräumigen Salon aufgestellt war, sagte ich mir dann, alle diese Mühe und dieser Aufwand seien darum bestritten worden, dass ich nun den dritten Akt von «Tristan und Isolde» endlich noch fertig mache. Zuweilen kam mir diess wie eine extravagante Zumuthung vor, da die Schwierigkeiten, welche der Vollendung meiner Arbeit entgegen standen, diese fast verhindern zu sollen bestimmt schienen. Ich verglich mich mit *Leto*, welche, die Gebährungsstätte für *Apollon* und *Artemis* zu finden, ruhelos umhergejagt wurde, bis *Poseidon* mitleidsvoll ihr die Insel *Delos* aus dem Meere hervortreten liess.

Für dieses «Delos» wollte ich nun *Luzern* ansehen. Nur beherrschte der schreckliche Einfluss eines überaus kalten und anhaltend regnerischen Wetters für lange Zeit, bis zu Ende des Mai's, meine Stimmung in aller unfreundlichster Weise. Da dieses neue Asyl wiederum mit so grossen Opfern hergestellt war, glaubte ich jeden Tag vergebens und dieser Opfer unwürdig dahingebracht zu haben, an welchem ich nicht etwas an meiner Composition gearbeitet hatte. Da ich für den grössern Hauptheil meines dritten Aktes ausserdem mit einem so unerhört trüben Gegenstande beschäftigt war, kam es, dass ich der ersten Monate dieser Luzerner Ansiedelung mich nur mit Grauen entsinnen kann.

Nach den ersten Tagen meiner Ankunft hatte ich bereits *Wesendonck*'s in Zürich besucht. Unser Wiedersehen war wehmüthig, doch in keiner Weise befangen. Ich verweilte einige Tage im Hause meiner Freunde, sah darin auch meine ältern Zürcher Bekannten wieder, und blickte so

wie aus einem Traume in einen Traum. Wirklich war mir Alles recht wesenlos geworden. Ich wiederholte im Verlaufe meines Luzerner Aufenthaltes einige Male diesen Besuch, welchen ich zweimal, das eine Mal an meinem Geburtstage, in Luzern selbst erwidert erhielt.

Neben meiner, für jetzt trübsinnig gepflogenen Arbeit, beschäftigten mich auch die Sorgen für meine, so wie meiner Frau Erhaltung. Bereits in Venedig hatte ich mich veranlasst gefühlt, auf die mir treulich gewährte Unterstützung der Familie *Ritter* ebenso freiwillig, als durch die Berücksichtigung der in dieser mir befreundeten Familie eingetretenen Verhältnisse hierzu genöthigt, Verzicht zu leisten. Was aus meinen bisher aufführbaren Opern kläglicher Weise zu ziehen war, neigte sich jetzt der Erschöpfung zu. Da ich nach Beendigung des «Tristan» an die Aufnahme meiner Nibelungen-Arbeit gewiesen war, glaubte ich nochmals versuchen zu müssen, auf Grund dieser Arbeit, für welche der *Grossherzog von Weimar* nach seinen im vorigen Jahre mir gemachten persönlichen Eröffnungen immer noch eingenommen war, an eine Erleichterung für meine zukünftige Subsistenz zu denken. Ich schrieb desshalb an *Liszt*, und wiederholte ihm die Bitte, dem Grossherzog ernstlich den Vorschlag zu machen, das ganze Werk mit vollem Eigenthumsrecht in der Weise anzukaufen, dass auch die dereinstige Herausgabe, in sofern von einem Verleger hiefür etwas zu gewinnen war, ihm zufallen sollte. Ich legte hierbei meine gestörten frühern Verhandlungen mit *Härtels* für einen billigen Anschlag des gewisser Maassen abzuschliessenden Geschäftes zu Grunde. Bald meldete mir *Liszt* mit beklommener Andeutung, dass die Sache *S. k. H.* nicht recht munden wolle, was mir denn genügend zu wissen gab.

Andererseits drängten mich die Umstände, jetzt endlich im Betreff des unglückseligen Verlagseigenthumes meiner ältern drei Opern bei *Meser* in Dresden zu einem Abschluss zu kommen, da namentlich einer meiner Hauptgläubiger, der Schauspieler *Kriete* jammernd nach Wiedererstattung seines Kapitals verlangte. Ein Dresdener Advokat *Schmidt* erbot sich, die Sache in Ordnung zu bringen, und, nach vielem ärgerlichen Hin- und Herschreiben, kam es dahin, dass der Nachfolger des seit Kurzem verstorbenen *Meser*, ein gewisser *H. Müller*, in das volle Eigenthum dieses Verlages eintrat. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von nichts anderem als steten Kosten und Auslagen meines ehemaligen Commissionair's; über die Einnahmen war dagegen keinerlei Klarheit zu erlangen, nur gestand mir der Advokat zu, dass der verstorbene *Meser* allerdings einige Tausend Thaler bei Seite gebracht haben müsse, welche

nun aber nicht wieder zu erlangen seien, da er seinen Erben nicht das mindeste Kapital hinterlassen habe. Um den jammernden *Kriete* zur Ruhe zu bringen, musste ich daher einwilligen, für gerade so viel als ich diesem, und einem geringeren zweiten Gläubiger, an Kapital schuldig war, nämlich für 3000 Thaler, schliesslich zu verkaufen. Im Betreff der rückständigen Zinsen, und wiederum der Interessen für diese Zinsen, blieb ich *Kriete*'s persönlicher Gläubiger; diese zusammen beliefen sich im Jahre 1864 auf 1800 Thaler, welche um jene Zeit auch getreulich durch gerichtlichen Zwang von mir eingefordert wurden. Zu Gunsten meines grössten Gläubigers *Pusinelli*, welcher hierbei nur mit einer geringfügigen Zahlung bedacht werden konnte, behielt ich mir das Recht des Eigenthumes jener drei Opern für Frankreich vor, nämlich in dem Falle, dass durch meine Bemühungen dort einmal diese Musik aufgeführt und an einen französischen Verleger verkauft werden könne. Es ward dieser Vorbehalt, nach dem Wortlaut eines Briefes des Advokaten *Schmidt*, von dem nunmehrigen Dresdener Verleger anerkannt. Da *Pusinelli* den hieraus etwa fliessenden Vortheilen, im Betreff seines früher mir geliehenen Kapitals, welches er nie wieder von mir verlangen zu wollen erklärte, freundschaftlich entsagte, war mir hierdurch für die Zukunft, wenn wirklich meine Opern in Frankreich Eingang finden sollten, die einzige Möglichkeit, nicht etwa eines Gewinnes von diesen meinen Werken, sondern der Wiedererstattung der darauf von mir verwendeten Kapitalien, für welche ich hatte aufkommen müssen, eröffnet. Als es späterhin zwischen mir und dem Pariser Musikhändler *Flaxland* wirklich zu einem Vertrage kam, meldete sich jedoch jener Dresdener Nachfolger *Meser*'s als absoluter Eigenthümer meiner Opern, und wirklich gelang es ihm, *Flaxland* in dem Betriebe seines französischen Geschäftes so sehr zu behindern, dass dieser sich genöthigt sah, durch eine Zahlung von 6000 Franken an jenen, sich Ruhe zu erkaufen; wodurch natürlich *Flaxland* sich in die Lage versetzt sah, mir seine Anerkennung als Eigenthümer meiner Werke für Frankreich zu verweigern. Hiergegen rief ich nun wiederholt das Zeugniss jenes Advokaten *Adolph Schmidt* an, indem ich von ihm nichts weiter forderte, als eine Kopie der auf jenen, durch die Luzerner Verhandlungen zur Gültigkeit gelangten, Vorbehalt bezüglichen Korrespondenz mir zukommen zu lassen. Auf alle in dieser Angelegenheit an ihn gerichteten Briefe bin ich jedoch hartnäckig ohne Antwort geblieben, und erfuhr auch später von einem Wiener Rechtskundigen, dass ich es aufzugeben habe ein solches Zeugniss erhalten zu wollen, da ich keine rechtlichen Mittel in den Händen hätte, jenen

Advokaten, wenn er es nicht zu geben gesonnen sei, dazu zu zwingen.

Während ich auf diese Art wenig zur Besserung meiner Aussichten für die Zukunft erreichen konnte, hatte ich doch wenigstens die Genugthuung, die Partitur des «Tannhäuser» nachträglich noch im Stiche hergestellt zu sehen. Da meine früheren autographirten Exemplare, namentlich auch durch die Verschleuderung *Meser*'s, zu Ende gegangen waren, hatte ich bereits von Venedig aus *Härtel*'s dazu vermocht, diese Partitur stechen zu lassen. Da nun der Nachfolger *Meser*'s den ganzen Verlag eigenthümlich an sich gebracht hatte, war es ihm zum Ehrenpunkte geworden, die Partitur nicht einem fremden Verleger zu überlassen. Er übernahm daher die Herausgabe derselben für seine Rechnung. Leider fügte es aber das Schicksal, dass ich gerade ein Jahr später zu einer vollständigen Umarbeitung und neuen Abfassung der zwei ersten Scenen veranlasst wurde. Es ist mir bis auf den heutigen Tag bedauerlich geblieben, diese neue Arbeit der gestochenen Partitur nicht haben einfügen zu können.

Immer noch in der Annahme, dass der «Tristan» ein gutes Geschäft für die Theater würde abgeben können, liessen *Härtel*'s, während ich am letzten Akte arbeitete, auch bereits die Partitur des zweiten Aktes fleissig stechen. Auf mich wirkte der Umgang mit den Korrekturen hiervon, während ich andererseits in den grössten Nöthen an der Komposition des so ganz extatischen dritten Aktes arbeitete, höchst sonderbar, fast unheimlich; denn eben an den ersten Scenen dieses Aktes stellte sich mein Bewusstsein davon endlich klar heraus dass ich das allergewagteste und fremdartigste, was ich je geschrieben, gerade in dieser, einer sonderbar irrigen Annahme nach für leicht zu gebend angesehenen Oper, niedergelegt hatte. Während ich an der grossen Scene des «Tristan» arbeitete, musste ich mich unwillkürlich öfter fragen, ob ich denn nicht wahnsinnig sei, solches einem Verleger zum Druck für die Theater übergeben zu wollen. Nicht einen Schmerzensaccent hätte ich aber aufopfern mögen, obwohl alles mich selbst auf das äusserste quälte.

Dem üblen Zustande meines Unterleibes suchte ich u. a. auch durch einen Gebrauch von *Kissinger Wasser* in mässigen Dosen beizukommen; da mich das nöthige Promeniren hierzu namentlich am frühen Morgen ermüdete und zur Arbeit unfähig machte, gerieth ich auf den Gedanken, die abspannende Promenade durch einen kurzen Ritt zu ersetzen. Der Wirth meines Hôtels überliess mir zu diesem Exercitium ein altes 25jähriges Pferd, welches *Lise* hiess; auf diesem Thiere ritt ich jeden Morgen, so lange als es Lust hatte vorwärts zu gehen: es trug mich nie sehr weit,

sondern kehrte an gewissen Stellen regelmässig um, ohne im allergeringsten meiner Reiter-Ermahnungen zu achten.

So waren die Monate April, Mai, und zum grossen Theil auch Juni vergangen, ohne dass ich, mit der trübseligsten Stimmung kämpfend, über die Komposition der Hälfte meines dritten Aktes hinaus gekommen wäre. Endlich meldete sich nun die Fremdensaison; der Gasthof mit seinen Dependancen füllte sich, und an die Aufrechthaltung meines bisherigen ausnahmsweisen Zustandes im Betreff der Benutzung der Lokalitäten, war ferner nicht zu denken. Man bot mir an, in den zweiten Stock des Hauptgebäudes überzusiedeln, weil dort gewöhnlich nur die für einen Abend durchpassirenden Schweizerreisenden untergebracht würden, während in den Dependancen Ansiedler für längere Zeit, welche somit auch den Tag über ihre Zimmer benutzten, Wohnung erhielten. In der That bewährte sich diese Einrichtung ganz überraschend gut: von jetzt an war ich in meiner kleinen Wohnstube mit Schlafkammer für die Stunden meiner Arbeit gänzlich ungestört, da die, nur für den Nachtschlaf von Fremden eingenommenen Zimmer dieses Stockwerkes, am Tage eben gänzlich leer standen. Endlich stellte sich auch eine, volle zwei Monate andauernde, von stets unbewölktem Himmel begünstigte, wahrhaft üppige Sommerwitterung ein. Ich genoss den eigenthümlichen Zauber der Verwahrung vor der äussersten Sonnengluth durch sorgfältig gepflegte Kühle und Dunkelheit in meiner Stube, während ich nur des Abends von meinem kleinen Balkon aus, mich der Wirkung der Sommerluft hingab. Sehr erfreuten mich da ein paar gute Hornbläser, welche fast regelmässig, in einem Nachen auf dem See, durch den Vortrag einfacher Volkslieder sich verdient machten. — Glücklicherweise war ich jetzt auch in meiner Arbeit über den eigentlichen Knotenpunkt hinausgekommen, und die mildere Stimmung desjenigen Theiles meines Gedichtes, welchen ich jetzt noch zu bewältigen hatte, versetzte mich, trotz ihres wehmüthigen Charakters, in eine fast geistig behagliche Extase, in welcher ich bereits im Anfang des August die Komposition des Ganzen, davon jetzt nur noch Einiges zu instrumentiren war, vollendete.

So einsam ich lebte, gewährten mir die damals so aufregenden Vorgänge des italienischen Krieges genügende Unterhaltung. Mit der gehörigen Spannung des Für und Wider begleitete ich diese, im ganzen ebenso unerwartete als bedeutende Begebenheit. Doch blieb ich auch nicht gänzlich ohne Gesellschaft. Im Juli traf der bis dahin mir unbekannte *Felix Dräsecke* zu einem dauernden Besuche in Luzern ein. Nachdem er in einer von *Liszt* veranstalteten Aufführung das Vorspiel zu

«Tristan und Isolde» gehört, hatte er sich fast unmittelbar hierauf entschlossen, mir persönlich näher zu treten. Ich war durch seine Ankunft völlig erschreckt, und erklärte, nicht zu wissen, was ich mit ihm anfangen sollte. Da er mir ausserdem in einer gewissen witzelnden Weise viel von Personen und Verhältnissen erzählte, für welche ich immer mehr den Sinn verloren hatte, fiel er mir zunächst fast lästig, was er mir zu seiner Ueberraschung so lebhaft anmerkte, dass er glaubte nach wenigen Tagen sich wieder von mir fortwenden zu müssen. Diess machte nun mich wiederum betroffen; und nun liess ich es mir herzlich angelegen sein, ihm eine etwa entstandene schlimme Meinung von mir zu benehmen. Ich durfte ihn bald lieb gewinnen; und für längere Zeit, bis kurz vor seinem Fortgange von Luzern, bildete er meinen täglichen Umgang, an welchem ich, da ich es mit einem sehr begabten und nicht eingebildeten Musiker zu thun hatte, viele Freude gewann.

Auch *Wilhelm Baumgartner,* mein alter Züricher Bekannter, liess sich, mir zu Liebe, auf einige Wochen in Luzern nieder. — Schliesslich kam aber noch *Alexander Seroff* aus *Petersburg,* um einige Zeit in meiner Nähe verbringen zu können, an, ein sonderbarer, intelligenter Mensch, von ausgesprochener Parteinahme für *Liszt* und mich. Er hatte in Dresden meinen «Lohengrin» gehört, und wollte nun weiter von mir erfahren, wozu ich durch den Vortrag meiner Tristan-Komposition, in der mir eigenthümlichen summarischen Vortragsweise, verhelfen musste. Mit *Dräsecke* bestieg ich auch den *Pilatus,* bei welcher Gelegenheit ich wieder sympathische Aengste für einen mit Schwindel behafteten Gefährten zu erleiden hatte. Zum Abschied lud ich ihn noch zu einer Partie nach *Brunnen* und dem *Grütli* ein; worauf wir uns für jetzt trennten, da seine bescheidenen Mittel ihm keinen längeren Aufenthalt gestatteten, und auch ich ernstlich an meine Abreise dachte.

Bei dieser frug es sich nur darum, wohin ich mich eigentlich zu wenden habe. Ich hatte mich diessmal brieflich, durch *Eduard Devrient,* und endlich unmittelbar, an den *Grossherzog* von *Baden* gewendet, um von diesem die Zusicherung zu erhalten, wenn auch nicht in *Karlsruhe* selbst, so doch in irgend einem kleinen Orte der Umgebung mich niederlassen zu dürfen, da schon diess mir genügen würde, um meine endlich unabweisbar gewordenen Bedürfnisse, zu Zeiten mit einem Orchester und einem Gesangspersonale zu thun zu haben, ja sie nur zu hören, Befriedigung zu verschaffen. Ich erfuhr späterhin, dass der Grossherzog wirklich in dieser Angelegenheit sich brieflich an den König von Sachsen gewendet hatte; immer hiess es aber von dort her, man könne mich nicht

amnestiren, sondern nur begnadigen, nämlich wenn ich zuvor der richterlichen Untersuchung mich gestellt hätte. Die Erfüllung meines Wunsches blieb also unmöglich, und mir bangte immer davor, wie es zu bewerkstelligen sein sollte, die immer noch beabsichtigte Aufführung meines «Tristan» unter meiner persönlichen Mitwirkung vor sich gehen zu lassen. Es hiess immer, hiefür werde der Grossherzog seine Massregeln zu ergreifen wissen. Allein, wo sollte ich mich hinwenden, um, mit einiger Aussicht auf Dauer, die endlich doch wieder ersehnte Niederlassung zu Stande zu bringen? Mir blieb, nach langer Erwägung, nichts als der Entschluss übrig, mich nach *Paris* zu wenden, sei es auch nur, um mich dessen zu versichern, dass ich dann und wann ein gutes Orchester, ein vorzügliches Quartett hören könnte; denn die Entbehrung dieser Anregungen war mir in Zürich doch endlich unerträglich geworden. Nirgends aber als in Paris, wo ich andererseits ungestört mich aufhalten konnte, durfte ich mit Sicherheit darauf rechnen, diese künstlerische Lebens-Erfrischung in genügend edler Weise mir verschaffen zu können.

Endlich musste ich mich doch auch in Betreff meiner Frau zu einem Entschlusse bewogen fühlen. Wir waren jetzt ein ganzes Jahr über getrennt gewesen; nach den harten Belehrungen, die sie von mir empfangen, und welche ihren Briefen nach nicht ohne grossen Eindruck auf sie geblieben waren, durfte ich wohl annehmen, dass ein erneutes Zusammenleben mit ihr, welches andererseits schon die Beseitigung der grossen Schwierigkeit ihrer Erhaltung mit einem besonderen Umstande zu gebieten schien, von jetzt an erträglich verlaufen würde. Ich kam also mit ihr überein, sie solle sich im Spätherbst mit mir in Paris vereinigen; bis dahin wollte ich für die Ermöglichung einer Niederlassung daselbst sorgen, wozu ich unser in Zürich verbliebenes Mobiliar mit allem Hausrathe dorthin zu dirigiren übernahm. — Zur Ausführung dieses Vorhabens waren mir durchaus finanzielle Hülfsmittel von Nöthen, für welche ich in irgend welchen mir bevorstehenden Einnahmen keine Quelle ersehen konnte. Was ich zuletzt durch den Grossherzog von Weimar im Betreff der Nibelungen zu ermitteln gesucht hatte, nämlich das Eigenthumsrecht für die Herausgabe derselben acquiriren zu lassen, bot ich jetzt *Wesendonck* an. Dieser ging nun ohne Widerspruch auf meinen Wunsch ein, und war bereit, für jeden der fertigen Theile meines Werkes mir ungefähr dasjenige Honorar, welches von einem spätern Verleger dafür zu erhoffen war, gegen das hiefür ihm abgetretene Eigenthumsrecht auszuzahlen.

Nun konnte ich meine Abreise feststellen, und ich führte sie am

7. September aus, zu welcher Zeit ich mich zunächst auf drei Tage zu einem Besuche bei meinen Züricher Freunden begab. Ich brachte diese Tage wohlgepflegt im *Wesendonck*'schen Hause zu, und sah dort meine früheren Bekannten, namentlich *Herwegh, Semper* und *Gottfried Keller,* mit denen ich einen Abend verlebte, welcher durch einen leidenschaftlichen Streit mit *Semper* über die damaligen politischen Ereignisse sich auszeichnete. *Semper* erkannte nämlich in dem neuerdings besiegten *Oesterreich* das unterliegende deutsche Nationalprinzip; in dem romanischen, durch *Louis Napoléon* vertretenen Elemente, erkannte er dagegen das assyrische Despotenthum, gegen welches er einen Hass in der Kunst wie in der Politik bezeigte. Er äusserte sich hierüber mit solcher Heftigkeit, dass er selbst den sonst so schweigsamen *Keller* zu lebhafter Diskussion reizte, welche wiederum *Semper* so stark affizirte, dass er mit wahrer Verzweiflung schliesslich mich beschuldigte, durch die Veranlassung seiner Einladung in das *Wesendonck*'sche Haus ihn in eine feindselige Falle gelockt zu haben. Schliesslich schieden wir doch wieder als Freunde, und seitdem wir uns später abermals begegneten, arteten unsere Diskussionen nie wieder zu solcher Leidenschaftlichkeit aus. — Von Zürich begab ich mich noch zu einem Besuche *Sulzer*'s nach *Winterthur.* Ich traf meinen Freund selbst nicht an, dagegen seine Frau mit dem Knaben, welchen sie ihm seitdem geboren hatte; beide machten auf mich einen sehr rührenden und freundlichen Eindruck, welcher schon dadurch bestimmt wurde, dass ich den sonderbaren, so frühalten Freund mir jetzt offenbar als glücklichen Vater zu denken hatte. — —

Am 15. September gelangte ich nun nach *Paris.* Im Betreff der Wohnung hatte ich es auf die Umgebung der *Champs-Elysées* abgesehen, und suchte desshalb zunächst dort ein Absteigequartier, welches ich mir in der *Avenue de Matignon* nahm. Mein Hauptziel ging darauf, in einem abgelegenen einzelnen Häuschen mir das langersehnte stille Asyl aufzufinden; diess zu suchen bemühte ich mich nun zunächst. Ich glaubte hiefür jede meinem Gedächtniss erreichbare Bekanntschaft benutzen zu müssen. *Ollivier*'s waren um diese Zeit nicht in Paris; Mme *d'Agoult* war krank, auf der Abreise nach Italien begriffen, und konnte mich nicht empfangen; dafür wies sie mich an ihre Tochter, Gräfin *Charnacé,* welche ich aufsuchte, ohne mich jedoch für meine Zwecke ihr verständlich machen zu können. Ich suchte auch die Familie *Hérold,* welche mich bei meinem letzten Pariser Besuche so freundlich empfangen hatte, auf; traf aber in Mme *Hérold* eine sonderbare krankhaft aufgeregte Zerstreuung an, so dass ich, wie es schien, statt der Hervorbringung meines Anliegens nur

auf Beruhigung dadurch zu denken hatte, dass ich in keinerlei Weise durch irgend eine Zumuthung sie aufzuregen mich bemühte. So machte ich mich denn in meinem leidenschaftlichen Eifer, für den Hauptpunkt der Wohnung zu sorgen, ohne weiteren Nachweis selbst auf, um mir endlich in einer, der früheren Anlage nach noch unvollendeten, Seitenstrasse der *Champs-Elysées,* nahe der *Barrière de l'étoile,* nämlich der *rue Newton,* ein hübsches pavillonartiges Häuschen mit kleinem Gärtchen aufzufinden, welches ich, für 4000 Francs jährlich, zur dreijährigen Miethe erhielt. Jedenfalls hatte ich hier vollkommene Stille und gänzliche Entfernung von Strassengeräusch zu erwarten. Schon diess allein nahm mich sehr für diese neue Acquisition ein. In diesem Häuschen hatte zuletzt der bekannte, und damals vom kaiserlichen Hofe protegirte, Auteur *Octave Feuillet* gewohnt. Mich aber wunderte es nur, dass das Gebäude, trotzdem ich hier auf keine alte Construction traf, innerlich bereits so sehr vernachlässigt war. Der Eigenthümer war in keiner Weise dazu zu bewegen, für die wohnliche Herstellung desselben etwas zu thun, selbst nicht, wenn ich ihm den Miethpreis erhöht hätte. Der Grund hiervon ward mir allerdings nach einiger Zeit klar: das Terrain selbst war nämlich, in Folge der Neubauten-Pläne für Paris der baldigen Demolirung verfallen; noch war es jedoch nicht an der Zeit, den Eigenthümern diese Absicht offiziell anzukündigen, weil dadurch sogleich die Ansprüche derselben auf Entschädigung Gültigkeit erlangt haben würden. Demzufolge blieb auch ich im guten Glauben, dass, was ich zur inneren Säuberung und Herrichtung des Grundstückes verwenden dürfte, mir auf eine Reihe von Jahren sich als ergiebig erweisen würde; somit schritt ich unverzagt zu den hiefür nöthigen Bestellungen, liess mein Mobiliar von Zürich kommen, und glaubte nun, da das Schicksal mich einmal zu solcher Wahl gezwungen hatte, mich für Zeitlebens als Pariser Niedergelassener ansehen zu dürfen.

Während diese Einrichtung betrieben wurde, suchte ich mich nun andererseits darüber zu orientiren, was aus den bisher mir bekannt gewordenen Anzeichen einer günstigen Beachtung meiner künstlerischen Arbeiten für meine zukünftige Lage zu gewinnen wäre. Ich suchte zunächst wieder jenen, zuletzt mit der Bearbeitung meines «Rienzi» betrauten jungen Mann, Mr *de Charnal* auf, um mir von ihm Bericht geben zu lassen. Da fand sich denn, dass Herr *Carvalho,* der Director des *Théâtre lyrique,* durchaus immer nur vom «Tannhäuser», und nichts anderem hören wollte. Diesen selbst vermochte ich nun zu einem Besuche bei mir, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Er be-

stätigte, dass er im höchsten Grade geneigt sei, eine Oper von mir aufzuführen; nur müsse es der «Tannhäuser» sein, weil, wie er erklärte, der Name dieser Oper den Parisern für identisch mit dem meinigen gelte, so dass, wenn man etwas von «*Wagner*» aufführen wollte, und diess nicht der «*Tannhäuser*» sei, dieses für rein absurd angesehen werden würde. Im Betreff der von mir getroffenen Wahl des Bearbeiters des Poëm's dieser Oper schien er grosse Zweifel zu hegen, ob ich damit nicht einen Fehlgriff gethan hätte. Ich suchte mich nun mit Herrn *de Charnal*'s Leistung genauer bekannt zu machen, und erkannte allerdings zu meinem Schrecken, dass der junge, recht liebenswürdige Mann, welcher sich seiner letzten Mitarbeiterschaft an einem Melodrama «Schinderhannes» (von ihm für ein deutsch-romantisches Sujet gehalten) rühmte, von dem Charakter der vorliegenden Arbeit gar keine Ahnung hatte. Da mich sein Eifer rührte, versuchte ich es dennoch, nur einige zur Musik gebrauchbare Verse mit ihm zu Stande zu bringen, erlahmte jedoch an der fruchtlos hierbei vergeudeten Mühe. —

Nun war ich durch *Bülow* auf einen jungen, nicht eigentlich mehr praktizirenden Arzt, *Auguste de Gaspérini* hingewiesen worden, dessen Bekanntschaft er in *Baden-Baden* gemacht, und an welchem er eine auffallende Neigung für meine Musik erkannt hatte. Auch diesen hatte ich alsbald aufgesucht, und, da ich ihn nicht in *Paris* antraf, mich brieflich an ihn gewandt. Jetzt sendete er mir, mit ebenfalls brieflicher Empfehlung, seinen Freund *Leroy*, einen gut gebildeten Pariser Musiklehrer, zu, welcher mich durch sein einnehmendes Wesen alsbald gewann, und mein Vertrauen namentlich dadurch erweckte, dass er mir sofort von dem Befassen mit einem obscuren Theaterjournal-Schreiber, als welcher sich mir endlich Mr *de Charnal* herausstellte, abrieth, und mich dagegen auf *Roger*, den so begabten, erfahrenen, und der deutschen Sprache mächtigen, bisher in Paris so beliebten Opernsänger, verwies. Mir fiel hiermit wirklich ein Stein vom Herzen; ich nahm die Einladung, welche *Leroy* durch Dazwischenkunft eines anderen Freundes vermittelte, an, in Folge welcher ich eines Tages nach *Roger*'s Landgut zu einer Zusammenkunft mit demselben geleitet wurde. Ich habe den Namen dieser stolzen Besitzung des bis dahin so gefeierten Pariser Tenoristen vergessen; es war das ehemalige Schloss eines Marquis, im grossherrlichsten Styl, von einem ungeheuren Jagd-Parke umgeben. Eben die Lust, diesem Parke zu Liebe sich auch der Jagdgewehre zu bedienen, hatte dem liebenswürdigen Sänger vor ganz kurzem den schrecklichen Unfall zugeführt, welcher ihm den rechten Arm zerschmetterte. Ich traf *Roger*

jetzt, nach einigen Monaten seit dem Unglücke, bereits vollständig genesen an, nur war ihm der rechte Vorderarm abgelöst, und es handelte sich nun darum, ob das Verfahren eines berühmten Mechaniker's, welcher ihm auch für die theatralische Aktion vollkommenen Ersatz des verlorenen Gliedes versprochen hatte, bewähren würde: diess ging, wie ich mich einige Zeit darauf überzeugte, wirklich mit genügendem Erfolge in Erfüllung; ich sah *Roger* in einer vom Theater der grossen Oper ihm gewährten Benefice-Vorstellung auftreten, und seines rechten Armes so glücklich sich bedienen, dass er gerade hierfür auf das Reichlichste applaudirt wurde. Dennoch hatte er zu erfahren, dass man ihn für «invalid» hielt, und seine Carrière an der grossen Oper von Paris war von hieran geschlossen. Für jetzt schien es ihm angenehm zu sein, auf dem ihm durch mein Anliegen eröffneten Wege sich auch einer Art von litterarischer Wirksamkeit zu versichern. Er ging mit vieler Freude auf meinen Vorschlag des Versuches einer praktischen Uebersetzung des «Tannhäuser» ein, und sang mir, nach einem bereits von ihm verfertigten französischen Texte einiger Hauptstellen daraus, selbst mehreres vor, was mir sehr geglückt erschien. So verliess ich, nachdem ich einen Tag bei ihm zugebracht und eine Nacht geruht, das Schloss des bis dahin so verwöhnten, und nun einem sehr traurigen Verfalle entgegengehenden Sänger's, in freundlicher, hoffnungsvoller Stimmung, da mir namentlich sein intelligentes Eingehen auf mein Werk einen angenehmen Begriff von der Kulturfähigkeit des französischen Geistes beigebracht hatte. — Dass ich dennoch alsbald auf *Roger*'s Arbeit verzichten musste, kam daher, dass dieser für allernächst durch seine eigene Lage, und durch die Versuche, dieser unter den traurigen Umständen, in die er gerathen war, einen neuen Halt zu geben, für längere Zeit gänzlich in Anspruch genommen wurde, und somit auf meine Nachfrage desshalb kaum Antwort geben konnte. Ich verlor ihn hierdurch zunächst gänzlich aus dem Auge.

Selbst zu diesem Versuche mit *Roger* war ich jedoch mehr zufällig veranlasst worden, als dass ich mich selbst dazu gedrängt gefühlt hätte. Immer hielt ich nur noch den Plan fest, in Paris eben nur einen passenden Aufenthalt für mich zu suchen, wogegen meine ernstlich gemeinten künstlerischen Unternehmungen stets auf das, andererseits mir unzugänglich bleibende, Deutschland gerichtet blieben. — Bald gewann jedoch Alles eine andere Richtung, als die von mir immer noch im Auge behaltene Aufführung des «Tristan» in Karlsruhe schliesslich gänzlich abgemeldet wurde. Ich musste unentschieden darüber bleiben, auf welcher Seite der eigentliche Grund zu dieser Aufgebung des früher so ernstlich

gemeint erschienenen Unternehmens lag. *E. Devrient* zeigte mir an, dass alle seine Bemühungen, die Rolle der *Isolde* geeignet zu besetzen, zuletzt an meiner Erklärung gegen die Sängerin *Garrigues* (damals bereits an den jungen *Schnorr* verheirathet) gescheitert seien, und dass er sich für alles Weitere um so weniger Rath wüsste, als selbst der mir ja so vorzüglich ergebene Tenorist *Schnorr* an der Ausführbarkeit des letzten Theiles seiner Aufgabe verzweifelt wäre. Ich erkannte sogleich, dass hier eine Störung vorliege, deren schädliche Wirkung ich sofort beseitigt haben würde, wenn es mir selbst gestattet gewesen wäre, auch nur auf eine kurze Zeit mich in Karlsruhe einzufinden. Allein gerade dieser Wunsch schien, sobald ich ihn von Neuem wieder kund gab, eine völlige Erbitterung gegen mich zu erwecken; hierin bezeigte sich namentlich *Devrient* mit solcher Heftigkeit und Härte, dass ich darauf gerathen musste, den Grund meiner Fernhaltung von Karlsruhe vorzüglich in seiner persönlichen Abneigung dagegen, in der Leitung seines Theaters von mir sich gestört zu sehen, aufzusuchen; wogegen ich den milderen Fall darin ersah, dass der Grossherzog sich peinlich davon berührt fühlte, seine früher mir eröffneten Aussichten auf meinen Besuch in seiner Residenz Karlsruhe mir nicht erfüllen zu können, und nun es ihm fast erwünscht erscheinen müsste, wenn die Veranlassung zu jenem Besuche aus anderen Ursachen von selbst hinwegfiele. Bereits erhielt ich jetzt durch *Bülow*, welcher wiederholt in Karlsruhe gewesen war, mehr als genügende Andeutungen über *Devrient*'s Gesinnungen in dem erwähnten Betreff. Zur vollkommenen Klarheit hierüber zu gelangen, sollte mir noch für später vorbehalten bleiben; für jetzt war es mir von der wichtigsten Entscheidung, einsehen zu müssen, dass ich von Deutschland vollkommen abgeschnitten blieb, und namentlich für die so sehr mir am Herzen liegende Aufführung des «Tristan» an ein ganz neues Terrain denken musste. Schnell entwarf ich den Plan, für Paris selbst eine deutsche Theater-Unternehmung zu veranlassen, wie solche in früheren Jahren, namentlich unter Mitwirkung der *Schröder-Devrient*, bereits zu Stande gekommen waren. Ich glaubte mich dessen für gewiss halten zu können, dass die mir bekannten vorzüglichsten Sänger der deutschen Theater, wenn ich sie zu einer solchen Unternehmung nach Paris berufen würde, gern Folge leisteten; auch erhielt ich sofort von *Tichatscheck, Mitterwurzer*, dem Tenoristen *Niemann*, sowie auch von der Sängerin *Luise Meyer* in Wien, bereitwillige Zusage für den Fall, dass es mir glückte eine solide Unternehmung einer deutschen Opernsaison in Paris zu begründen. Somit verblieb mir zunächst die allerdings bedeutende Sorge, den hierfür geeigneten Mann in Paris selbst

aufzufinden, welcher auf seine Gefahr die Ausführung meines Planes unternommen hätte. Dieser ging darauf hin, die *Salle Ventadour,* von der Schliessung der italienischen Opern-Aufführungen ab, mit der eintretenden Frühjahr-Saison für zwei Monate zu miethen und von einem ausgewählten deutschen Sänger- und Chorpersonale zunächst den «Tannhäuser» und «Lohengrin» und schliesslich den «Tristan» selbst, sowohl den Parisern, als vor Allem mir selbst, vorzuführen.

Mit diesem Vorhaben im Kopfe, war ich nun in eine ganz andere, und von der ersten Tendenz meiner neuen Pariser Ansiedelung sehr verschiedene Richtung meiner Sorgen und Bemühungen gerathen; es musste mir jetzt sehr daran gelegen sein, Bekanntschaften, und namentlich solche von Einfluss, zu machen. Aus diesem Grunde war es mir erwünscht, den zuvor nur flüchtig mir bekannt gewordenen *Gaspérini* für dauernd in Paris eintreffen zu sehen, und durch ihn, dem ich sofort meine neuen Pläne mittheilte, mit einem ihm besonders gewogenen, reichen, und, wie mir gesagt wurde, nicht einflusslosen Manne, einem Herrn *Lucy,* zu jener Zeit Generalpächter in *Marseille,* in freundschaftlichster Weise bekannt gemacht zu werden. In Folge unserer Besprechungen musste immer als das Nöthigste erkannt werden, den Mann zu finden, welcher als unerlässlicher finanzieller Garant für die projektirte Unternehmung aufgekommen wäre. Mein Freund *Gaspérini* konnte mir nicht bestreiten, dass es ein recht natürlicher Einfall meinerseits sei, unter den von ihm selbst mir beigebrachten Voraussetzungen Herrn *Lucy* für diesen nöthigen Mann zu halten; nur dünkte es ihm rathsam, seinem Freunde mit einiger Vorsicht unsere Zumuthungen zu stellen, da er zwar eine grosse «chaleur de cœur» besässe, dennoch aber vor allem Geschäftsmann sei, und von Musik wenig verstünde. Vor allen Dingen erschien es daher nöthig, in Paris selbst mich und meine Musik in bedeutender Weise bekannt zu machen, um auf einen in dieser Weise erzielten Erfolg unsere weiteren Unternehmungen begründen zu können. Aus dieser Rücksicht fasste ich nun den Entschluss, zunächst einige grössere Konzert-Aufführungen zu veranstalten. Zur Bewerkstelligung dieses Unternehmens hatte auch ich sofort meinen alten Freund *Belloni,* den ehemaligen Sekretär *Liszt*'s, in den Kreis meiner angelegentlichen Bekanntschafts-Pflege aufzunehmen. Dieser gesellte uns sogleich seinen Compagnon, einen sehr intelligenten, und, wie ich nie anders erfahren habe, gutartigen Menschen, Namens *Giacomelli,* zu. Der letztere redigirte ein Theater-Journal, und wurde mir von *Belloni* besonders seines «schönen Französisch», sowie seiner sonstigen ungemeinen Rührigkeit wegen, vorzüglich empfohlen. Das

sonderbare Redaktionsbüreau meines neuen Protektors ward von jetzt an zu einem der wichtigsten, fast täglich von mir frequentirten Rendezvous mit allen den eigenthümlichen Wesen, mit denen für Theaterangelegenheiten und ähnliche Zwecke in Paris zu verkehren ist.

Zu allernächst handelte es sich darum, für meine beabsichtigten Konzerte den geeignetsten Saal zu erwerben. Es war ersichtlich, dass ich am aller vortheilhaftesten vor dem Pariser Publikum auftreten würde, wenn ich hierfür den Saal und das Orchester der *grossen Oper* selbst erlangen könnte. Desshalb hatte ich mich an den Kaiser *Napoléon* zu wenden, welches meinerseits in einem von *Gaspérini* redigirten, bündigen Schreiben ausgeführt wurde. Hierbei war jedoch vor Allem die, aus seinen freundschaftlichen Beziehungen zu *Meyerbeer* zu schliessende, mir feindselige Stimmung und Haltung des damaligen Haus- und Staatsministers *Fould* zu beachten. Seinem befürchteten schädlichen Einflusse sollte der des Hrn. *Mocquard*, des Sekretär's *Napoléon*'s, und — wie *Ollivier* behauptete — des Verfassers der kaiserlichen Reden, entgegengesetzt werden. Auf diesem Punkte entschloss sich Hr. *Lucy*, in einem «Elan» feuriger Generosität, an seinen Jugendfreund, als welcher Hr. *Mocquard* in seinem Gedächtnisse lebte, selbst mit einem empfehlenden Schreiben sich zu wenden. Da selbst hierauf jede Gegen-Mittheilung aus den *Tuilerien* ausblieb, gerieth ich, unter den Berathungen mit meinen praktischeren Freunden *Belloni* und *Giacomelli*, in täglich sich bestärkende Zweifel über unsere Macht gegen den Staatsminister, und trat dagegen nun in Unterhandlungen mit Herrn *Calzado*, dem Direktor der italienischen Oper. Zu allernächst erfuhren wir hier einen direkten Abschlag; worauf ich mich endlich selbst zu einer Unterredung mit diesem Manne aufmachte. Hier gelang es mir wirklich durch eine, mich selbst überraschende Kraft meiner Ueberredungskunst, namentlich auch durch Vorspiegelung eines möglichen grossen Erfolges meiner zukünftig von den Italienern zu gebenden neuesten Oper «Tristan», zunächst wenigstens das Zugeständniss der Vermiethung der *Salle Ventadour* für drei, im Zwischenraume von je acht Tagen sich folgende Abende, zu erlangen; von dem Miethpreise von 4000 Franken für den Abend, und zwar eben nur für das Lokal und die Beleuchtung allein, vermochte jedoch schliesslich auch meine feurigste Beredtsamkeit, welche von *Giacomelli* beim Nachhausegehen auf das höchlichste bewundert wurde, nichts mehr abzudingen.

Jetzt erschien bereits nichts wichtiger, als mir ein ausgezeichnetes Orchester zusammenzubringen, und es für meine Konzerte in Verpflich-

tung zu nehmen, wofür zunächst meine beiden Agenten vollauf zu thun hatten. In Folge ihrer Bemühungen in dieser Angelegenheit gewann ich nun auch die ersten Anzeichen einer bisher nicht vermutheten feindseligen Haltung meines alten Freundes *Berlioz* gegen mich und meine Unternehmung.

Noch voll von den guten Eindrücken, welche mein Zusammentreffen mit *Berlioz* im Jahre 1855 in London auf mich zurückgelassen, und welche er selbst durch eine freundschaftliche Correspondenz mit mir einige Zeit unterhalten hatte, war ich sogleich nach meiner diessmaligen Ankunft in dessen Wohnung gegangen; da ich ihn hier nicht antraf, kehrte ich auf die Strasse zurück, wo ich nun *Berlioz* im Nachhausegehen begegnete, und zu bemerken hatte, dass mein Anblick ihm einen krampfhaften Schrecken verursachte, welcher sich in seiner Physiognomie und ganzen Haltung in wahrhaft grauenhafter Weise ausdrückte. Keinen Augenblick im Zweifel darüber, wie es zwischen ihm und mir stünde, verbarg ich meinen eigenen Schrecken unter der andrerseits natürlichen Besorgniss für sein Befinden, von welchem er mir auch sogleich versicherte, dass es höchst qualvoll sei, da er gegen die heftigen Anfälle einer Neuralgie nur noch durch die Elektrisirmaschine, von deren Gebrauch er so eben nach Hause zurückkehre, sich aufrech terhalten könne. Um seine Schmerzen nicht zu vermehren, erbot ich mich, sogleich ihn zu verlassen, was ihn jedoch wieder bis dahin beschämte, dass er mich dringend ersuchte, nochmals in seine Wohnung mit ihm hinauf zu steigen. Hier gelang es mir, ihn durch die wahrhaftige Eröffnung meiner Absichten auf Paris einigermassen freundlich zu stimmen: selbst ein von mir vermuthlich auszuführendes Konzert-Unternehmen sollte nur den Zweck haben, die nöthige Aufmerksamkeit des Publikums mir so weit zuzuwenden, als es für das Zustandebringen einer deutschen Oper, durch welche ich mir meine, von mir selbst noch nicht gehörten, Werke vorführen zu lassen wünschte, erforderlich sei; wogegen ich auf eine französische Aufführung des «Tannhäuser», wie sie der Direktor *Carvalho* im Sinne gehabt zu haben schien, durchaus verzichtete. — In Folge dieser Erklärungen gerieth ich für einige Zeit mit *Berlioz* in ein ganz erträgliches, ja anscheinend durchaus freundschaftliches Vernehmen. So glaubte ich denn auch meine Agenten im Betreff der Acquisition von Orchester-Musikern für die projektirten Konzerte sehr wohl darauf anweisen zu können, in dieser Angelegenheit den gewiss sehr kundigen Rath meines erfahrenen Freundes zu Hülfe zu nehmen. Auch meldeten jene mir, dass *Berlioz* sich anfänglich theilnahmvoll bezeigt, dass diess aber sich plötz-

lich geändert habe, als eines Tages *Madame Berlioz* zu ihren Verhandlungen in das Zimmer getreten, und in den, ärgerlicher Verwunderung vollen Ausruf ausgebrochen sei: «Comment, je crois que vous donnez des conseils pour les concerts de Mr Wagner?» In Bezug auf diese Dame hatte *Belloni* in Erfahrung gebracht, dass sie soeben ein kostbares Bracelet von *Meyerbeer* zugesandt erhalten habe. «Rechnen Sie nicht auf *Berlioz!*» Mit dieser Ermahnung war seitens meines kundigen Agenten diese ganze Angelegenheit in Ordnung gebracht.

Ueberhaupt sah ich von jetzt an die strahlende Physiognomie des guten *Belloni* nie anders mehr, als von den Wolken der bängsten Sorgen verhüllt. Er glaubte herausgefunden zu haben, dass die sämmtliche Pariser «Presse» mir im höchsten Grade feindselig gestimmt wäre, wobei er nicht den mindesten Zweifel darüber aufkommen liess, dass diess die Folge der ungeheuren Aufregung sei, welche *Meyerbeer* jetzt in Berlin auszustehen habe. Er wusste von einer leidenschaftlichen Correspondenz von dort her mit den hauptsächlichsten Feuilletonisten der Pariser Journale zu berichten, unter anderm: dass der famose *Fiorentino Meyerbeer*'s Bestürzung über mein Pariser Vorhaben bereits dadurch ausgebeutet habe, dass er ihm gedroht, meine Musik gut zu finden; was diesen natürlich wiederum zu den ungeheuerlichsten Bestechungen veranlassen musste. *Belloni* gerieth hierdurch in wachsende Bekümmerniss, und gab mir den Rath, vor allem auf finanzielle Unterstützung für mein Vorhaben bedacht zu sein, oder aber, wenn ich in dieser Beziehung aussichtslos sei, so möchte ich einzig auf die kaiserliche Macht mich stützen zu können versuchen. Besonders seine Erklärung, dass die, in jeder Hinsicht auf meine Gefahr hin auszuführenden Konzerte, ohne finanziellen Rückhalt nicht zu wagen wären, musste auch mich von Neuem zur Vorsicht bestimmen, denn alle meine Geldhülfsquellen waren durch meine Uebersiedelung und neue Einrichtung in Paris durchaus erschöpft. Somit musste ich nochmals darauf gerathen, zu den zuerst angeknüpften Unterhandlungen mit den *Tuilerien*, bezüglich der kostenfreien Ueberlassung der *grossen Oper* und ihres Orchesters, mit erneuerter Energie mich zurückzuwenden. Hierfür trat nun *Ollivier* mit Rathschlägen und sinnreichen Empfehlungen ein, deren Befolgung mich in sehr fremdartige, wenn auch äusserst flüchtige Berührungen setzte; so gerieth ich unter anderen bis in das Kabinet des Herrn *Camille Doucet* (eines Chefs im Ministerium *Fould*'s und zugleich dramatischen Auteur's) immer in der Absicht, auf solchem Wege dem unnahbaren und gefürchteten Staatsminister und Meyerbeerianer selbst beizukommen. In Folge einer ein-

zigen dieser Empfehlungen gerieth ich jedoch in andauernde, sehr freundschaftliche, wenn auch für unsere nächsten Zwecke durchaus nutzlose Beziehungen, und zwar zu Herrn *Jules Ferry*. Der Kaiser und sein Sekretär schwiegen hartnäckig, und zwar selbst noch dann, als ich vom Grossherzoge von *Baden* die Verwendung seines Gesandten in Paris, endlich sogar die des schweizerischen Gesandten Dr. *Kern* für mich veranlasst hatte, welche angespannten Kräfte ihrerseits immer nur dahin wirken sollten, mir, und wohl auch dem Kaiser, über den gefürchteten *Fould* Aufklärung zu verschaffen. Vergebens: Alles schwieg. —

Unter diesen Umständen hatte ich es als eine recht sonderbare Einmischung des Schicksals in meine Lage anzusehen, dass *Minna* ihre Bereitheit zur Einkehr bei mir in Paris mir ankündigte, und ich demnächst ihre Ankunft zu erwarten hatte. Sowohl bei der Auswahl als der Einrichtung des Häuschens in der *rue Newton*, war ich mit besondrer Berücksichtigung des künftigen Zusammenlebens mit *Minna* ausgegangen; mein Wohnraum war von dem ihrigen durch eine Treppe geschieden, und ich hatte Sorge dafür getragen, dass auch der ihr zugetheilten Wohnung es nicht an Behaglichkeit fehle. Vor allem aber auch war ich in die, seit meiner letzten Wiedervereinigung mit ihr in Zürich gepflegte, Neigung verfallen, welche es mir eingab, durch besondere Annehmlichkeit der Ausstattung, bis dahin wo mir die Liebe zum Luxus vorgeworfen werden sollte, die Räume mir freundlich einzurichten, gleichwie um hierdurch das Zusammenleben mit der immer mir fremder werdenden Frau zu einer erträglichen Möglichkeit zu gestalten. Ausserdem bot sich in dem Häuschen der *rue Newton* auch die Gelegenheit einen Salon herzurichten, und, mochte ich hierfür auch keinesweges ausschweifend verfahren, so fand es sich doch endlich, dass ich, zu den ungeheuren Beschwerden eines nicht enden wollenden Verkehres mit den so unzuverlässigen Pariser Arbeitern, auch noch in zuvor nicht berechnete Unkosten gerieth. Doch tröstete ich mich damit, dass, da es nun einmal so sein sollte, *Minna* durch den Einzug in dieses Haus, welches sie fortan zu bewirthschaften hatte, in gute Stimmung gerathen würde. So glaubte ich namentlich auch auf die Anstellung einer Pflegerin für sie bedacht sein zu müssen, und liess mir von Mme *Hérold* eine hiefür besonders geeignet dünkende Person empfehlen. Ausserdem hatte ich mir sogleich bei meiner Ankunft einen Diener zugelegt, welcher, obwohl ein ziemlich alberner Walliser und früherer päbstlicher Leibgardist, doch bald mit grosser Liebe an mir zu hängen schien.

Zu diesem Personale brachte nun *Minna* selbst ihre frühere Züricher Köchin mit, in deren Begleitung ich sie endlich am 17. November auf dem Perron des Bahnhofes empfangen durfte. Hier übergab *Minna* mir sofort den Papagei und das Hündchen *Fips*, wodurch ich unwillkürlich an jene ihre frühere Ankunft im Hafen von *Rorschach*, vor nun zehn Jahren, erinnert wurde. Gerade wie damals gab sie mir auch jetzt sofort zu verstehen, dass sie nicht aus Noth zu mir käme, und wenn ich sie übel behandeln würde, sie recht gut wisse, wohin sie zurückzukehren hätte. Im Uebrigen hatte ich wohl nicht zu verkennen, dass gegen damals eine nicht unbedeutende Veränderung in ihr vorgegangen sei; sie bekannte mir, dass sie von der ähnlichen Angst und Besorgniss erfüllt wäre, wie eine Person, die einen neuen Dienst anzutreten habe, und nicht recht wisse, ob sie sich darin zurechtfinden würde. Hiergegen suchte ich sie durch die Bekanntmachung mit meiner äussern Lage, an der ich ihr Theilnahme zu verstatten nicht versäumte, zu zerstreuen. Leider hatte sie aber auch hierfür weder Sinn noch Verständniss, wogegen ihre Aufmerksamkeit sogleich einzig durch die Innerlichkeiten unseres Hauses in Anspruch genommen wurde. Dass ich mir einen Diener angenommen hatte, bemerkte sie mit Hohn; dass ich ihr aber unter dem Titel einer Kammerjungfer eine, wie ich wahrhaftig meinte, ihr sehr nöthige Pflegerin angestellt hatte, versetzte sie sogleich in Wuth. Dieses Frauenzimmer, von welcher mir Mme *Hérold* zu ihrer Empfehlung versichert hatte, dass sie sich mit engelhafter Geduld der Pflege ihrer kranken hochbejahrten Mutter unterzogen hätte, wurde alsbald durch das Verhalten *Minna*'s gegen sie in dem Grade demoralisirt, dass ich nach kürzester Frist es mir selbst eifrig angelegen sein liess, sie wieder zu entlassen; bei welcher Gelegenheit ich mir heftige Vorwürfe darüber zuzog, dass ich der Dienerin eine kleine Gratifikation zuwandte. In noch höherem Grade gelang die vollständige Depravation meines Dieners, welcher schliesslich erklärte, keine Befehle von meiner Frau mehr annehmen zu wollen, durch meine Widersprüche hingegen sogar in fahrlässiges Benehmen auch gegen mich gerieth, und ebenfalls in kürzester Frist fortgeschickt werden musste. Er hinterliess mir eine sehr solide vollständige Livrée, welche ich ihm soeben erst für theures Geld angeschafft hatte, und welche fortan müssig dahing, da ich keine Neigung empfand, je wieder einen Bedienten in dieselbe zu stecken. Hiergegen muss ich allerdings der Schwäbin *Therese*, welche fortan während meines ganzen Pariser Aufenthaltes die Bedienung meines Hauses allein besorgte, für ihre Leistung das allervorzüglichste Zeugniss geben. Dieses Frauenzimmer, mit einem

ungewöhnlichen natürlichen Verstande begabt, übersah nämlich auch vollständig meine peinliche Lage ihrer Herrin gegenüber, begriff namentlich die üblen Eigenschaften derselben, und wusste sie zu meinen Gunsten, wie zum Vortheil des Hausstandes selbst, durch eine nie ermüdende Thätigkeit für mich unschädlich zu machen.

So schloss sich denn um diese Zeit, durch diese letzte Wiedervereinigung mit *Minna*, ein nun wiederholt von mir durchlebter Kreislauf, um, wie es schien, ganz von Neuem wieder zu beginnen. Diessmal durfte ich es für ein Glück erachten, dass jetzt von keiner Einkehr in eine stille Zurückgezogenheit die Rede war, sondern dass es sich um den Antritt einer unendlichen Folge von äusseren Beziehungen und Thätlichkeiten handelte, zu denen wiederum ich ganz gegen meine Wahl und Neigung durch das Schicksal hingetrieben wurde. —

Mit dem Neujahr 1860 trat jetzt eine sehr unerwartete Wendung für die Möglichkeit des Gelingens meiner Unternehmungen ein. Der Kapellmeister *Esser* in Wien vermittelte an mich den Wunsch des Musikhändlers *Schott* in Mainz, eine neue Oper von mir für seinen Verlag zu erwerben. Hierfür hatte ich jetzt nichts anderes als das «Rheingold» anzubieten; die eigenthümliche Beschaffenheit dieses, nur als Vorspiel zu der grossen Nibelungen-Trilogie gedachten Werkes, machte es mir schwierig, ohne weitere Andeutungen in diesem Bezug, es einfach nur als «Oper» anzubieten. Dennoch erschien der Eifer *Schott*'s, jedenfalls ein neues Werk von mir seinem Verlagskatalog einzureihen, so gross, dass ich endlich alle Bedenken überwand und, ohne Verhehlung der Schwierigkeiten für die Verbreitung dieses Werkes, es ihm zur Verfügung stellte, sobald er mir 10,000 Franken dafür zahlen wollte, wogegen ich ihm allerdings die Erwerbung der nachfolgenden drei Hauptstücke, zu dem gleichen Preise für ein jedes derselben, zusicherte. Sogleich fasste ich den Plan, falls *Schott* auf meine Forderung einginge, die hieraus sich ergebende so unerwartete Einnahme zur Betreibung meiner Pariser Unternehmung zu verwenden. Durch das hartnäckige Schweigen des kaiserlichen Kabinets ermüdet, gab ich jetzt an meine Agenten den Auftrag, mit Signor *Calzado* für das italienische Opernhaus zu drei Konzerten abzuschliessen, sowie das nöthige Orchester und die erforderlichen Gesangskräfte anzuwerben. Als diess im Gange war, ward ich wiederum durch zögernde Gegenanerbietungen von *Schott* geängstigt; um ihn mir nicht abwendig zu machen, trug ich bereits dem Musikdirektor *Schmidt* in Frankfurt brieflich auf, die Unterhandlungen mit *Schott* auf Grund einer bedeutend ermässigten Forderung meiner-

seits fortzusetzen. Kaum war dieser Brief abgesandt, als *Schott*'s Schreiben eintraf, in welchem er mir schliesslich seine Bereitwilligkeit auf meine Forderung von 10,000 Franken einzugehen, kundgab. Diess veranlasste meinerseits ein Telegramm an *Schmidt*, durch welches ich den ihm gegebenen Auftrag angelegentlichst zurück nahm.

Mit gutem Muthe verfolgten nun ich und meine Agenten die eingeleitete Konzert-Unternehmung, deren Vorbereitung meine ganze Thätigkeit vollauf in Beschlag nahm. Ich hatte für einen Gesangchor zu sorgen, und glaubte hierfür das theuer zu bezahlende Personal der italienischen Oper durch einen deutschen Gesangverein verstärken zu müssen, welcher mir unter der Leitung eines gewissen Herrn *Ehmant* nachgewiesen wurde. Um die Mitglieder desselben mir geneigt zu machen, hatte ich eines Abends ihr Vereinslokal in der *rue du Temple* aufzusuchen, und mit guter Laune mich an den Bierdunst und Tabaksdampf zu gewöhnen, in welchem hier biedere deutsche Kunstbestrebungen sich mir offenbaren sollten. Ausserdem wurde ich aber auch mit Herrn *Chevé*, dem Lehrer und Dirigenten eines französischen Volksgesangsvereines, dessen Uebungen in der *Ecole de médecine* vor sich gingen, in Verbindung gesetzt, und traf hier auf einen wunderlichen Enthusiasten, welcher von seiner Methode, Leute ohne Noten Musik singen zu lassen, die Regeneration des französischen Volks-Geistes erwartete. Die peinlichsten Beschwerden verursachte mir aber die Nöthigung, den grössten Theil der Orchesterstimmen der von mir auszuführenden Fragmente erst kopiren zu lassen. Ich nahm hierfür mehrere arme deutsche Musiker in Sold, welche sich nun von früh bis in die Nacht in meiner Wohnung niederliessen, um unter meiner Anleitung und Aufsicht die oft schwierigen Einrichtungen vorzunehmen.

In diesen mit Leidenschaftlichkeit betriebenen Besorgungen traf mich jetzt *Hans von Bülow* an, welcher, wie es sich namentlich in dem Erfolge erwies, fast weniger um der Betreibung seiner eigenen Angelegenheiten als Konzert-gebender Virtuos, sondern um meinen Unternehmungen hülfreich sich zu erweisen, für längere Zeit in Paris eingetroffen war. Er wohnte bei *Liszt*'s Mutter, verbrachte aber die grösste Tageszeit bei mir, um überall, wo es Noth that, so jetzt zunächst bei der Anfertigung der Kopien zu helfen. Nach jeder Seite hin war seine Mitthätigkeit ausserordentlich; namentlich aber schien er es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, seine, bei einem vorjährigen Besuche von Paris unter der Anleitung seiner Frau angeknüpften, gesellschaftlichen Verbindungen für meine Unternehmung nützlich zu machen. Der Erfolg hiervon ergab

sich mit der Zeit; für jetzt half er bei der Ausführung der Konzerte selbst, zu welchen nun die Proben begannen.

Die erste dieser Proben fand im *Herz*'schen Saale statt, und führte zu einer Aufregung der Musiker gegen mich, welche fast einer Emeute glich. Ich hatte mich beständig mit ihnen zu streiten über Gewohnheiten ihrerseits, welchen nicht nachgeben zu dürfen ich meinerseits durch Vernunftgründe zu erweisen mich bemühte. Besonders empörte sie mein Sechsachtel-Takt, welchen ich ihnen nach dem Schema des Vierviertel-Taktes schlug, während sie unter tumultuarischen Protestationen behaupteten, er müsse nach dem des Alla-breve-Taktes geschlagen werden. In Folge eines scharfen Appells meinerseits an die Disciplin eines wohlgeordneten Orchesters, erklärte man mir, man sei keine preussischen Soldaten, sondern freie Männer. Endlich sah ich wohl ein, dass eines der Hauptgebrechen diessmal in der fehlerhaften Aufstellung des Orchesters lag, und entwarf nun meinen Plan für die nächste zweite Probe. Nach einer Berathung mit meinen Freunden fand ich mich hierzu am frühesten Morgen im Konzertsaale ein, ordnete selbst eine zweckmässige Aufstellung der Pulte an, und bestellte vor Allem ein für alle Musiker ausreichendes Frühstück, zu welchem ich beim Beginn der Probe in folgender Weise einlud: ich sagte den Musikern, dass von dem Erfolge unserer heutigen Zusammenkunft das Zustandekommen meiner Konzerte abhänge; wir dürften den Saal nicht verlassen, ehe wir hierüber nicht ganz im Klaren seien; desshalb ersuchte ich die Herren, zunächst eine Probe von zwei Stunden zu machen, sodann ein im anliegenden Salon bereitetes frugales Frühstück zu sich zu nehmen, worauf wir dann sofort eine zweite Probe, welche ich ihnen als solche auch bezahlen würde, abhalten sollten. Die Wirkung dieser Proposition war ganz ausserordentlich: die vortheilhafte Orchesteraufstellung erleichterte die Unterhaltung der guten Stimmung; der günstige Eindruck, welchen das nun gespielte Vorspiel zu «Lohengrin» auf Alle machte, liess endlich den Enthusiasmus ausbrechen und bereits am Schlusse der ersten Probe war Alles, Spieler und Zuhörer, unter denen sich auch *Gaspérini* befand, zur höchsten Gunst für mich hingerissen. Wahrhaft erfreulich äusserte sich nun dieser gute Geist bei der auf der Bühne der italienischen Oper selbst abgehaltenen Hauptprobe; hier war es mir bereits möglich, einen nachlässigen Trompeter mit harten Ausdrücken aus dem Orchester fortzuweisen, ohne hierbei durch den Geist der Camaraderie im mindesten behindert zu werden.

Das erste Konzert ging endlich am 25. Januar (1860) von Statten;

die Aufnahme aller Stücke, welche ich aus meinen verschiedenen Opern, bis zu «Tristan und Isolde», gewählt hatte, war von Seiten des Publikum's eine vollständig günstige, ja enthusiastische. Ich erlebte es hier, dass ein Stück, der Marsch aus «Tannhäuser», durch stürmischen Applaus unterbrochen wurde, und zwar, wie es schien, aus Freude an der Ueberraschung davon, dass meine Musik, von der man so viel Gegentheiliges behauptet hatte, so lang zusammenhängende Melodien aufwies.

Sehr befriedigt, sowohl von der Ausführung des Konzertes, als der Aufnahme, die es gefunden, hatte ich an den folgenden Tagen die entgegengesetzten Eindrücke zu überwinden, welche durch die Auslassungen der Presse hierüber in mir hervorgerufen wurden. Es zeigte sich jetzt, dass *Belloni* sehr richtig gesehen hatte, und dass gerade unsere durch seine Voraussehungen veranlasste Nicht-Einladung der Presse die Wuth der Gegner nur noch verstärkt hatte. Da bei der ganzen Unternehmung es jedoch mehr auf eine Anregung für energische Freunde, als auf das Lob der Rezensenten abgesehen war, so beunruhigte mich das Toben dieser Herren bei weitem weniger, als das Ausbleiben günstiger Anzeichen von jener Seite her. Vor Allem beängstigte es mich aber, dass das vollständig gefüllt erscheinende Haus keine grössere Einnahme, als es sich fand, abgeworfen hatte. Wir hatten zwischen fünf und sechs Tausend Franken eingenommen, aber über 11 000 Fr. Unkosten gehabt. Die letzteren hätten nun zum Theil ersetzt werden können, sobald bei dem zweiten, weniger kostbaren Konzerte eine möglichst gesteigerte Einnahme erwartet werden durfte. *Belloni* und *Giacomelli* hingen aber die Köpfe; sie glaubten sich der Einsicht nicht verschliessen zu dürfen, dass das Konzert nicht der Genre des Franzosen sei, welcher durchaus das dramatische Element, d. h. Kostüme, Dekorationen, Ballet und dergleichen verlange, um sich befriedigt zu fühlen. Die geringen Bestellungen zum zweiten Konzert, welches am 1. Februar gegeben wurde, hatten meine Agenten sogar in die Nöthigung versetzt, für eine künstliche Anfüllung des Saales Sorge zu tragen, um wenigstens den Anschein zu retten; ich musste sie hierin vollkommen gewähren lassen, und war späterhin verwundert zu erfahren, wie sie es angefangen hatten, die ersten Ränge dieses aristokratischen Theater's in einer Weise zu bevölkern, dass alle Welt, selbst unsere Feinde, hierdurch getäuscht wurden. Die wirkliche Einnahme betrug dagegen wenig über 2000 Franken, und nun bedurfte es allerdings meiner Hartnäckigkeit, und meiner Verachtung aller Nöthen, die mir hieraus entstehen konnten, um das für den 8. Februar angesagte dritte Konzert nicht abzubestellen.

Mein *Schott*'sches Honorar, von welchem ich allerdings einen Theil auf die Bedürfnisse meiner jetzt wiederum erschwerten häuslichen Existenz zu verwenden hatte, war darauf gegangen, und ich hatte mich nach Subsidien umzusehen. Diese erlangte ich zunächst mit schwerer Mühe, durch *Gaspérini*'s Vermittlung von dem Manne, auf dessen Gewinn für mich in einem bei weitem wichtigeren Sinne es eigentlich bei der ganzen Konzertunternehmung abgesehen war. Diess war der bereits erwähnte Generalpächter aus Marseille, Herr *Lucy*, welcher um die Zeit meiner Konzerte in Paris ankommen sollte, und von welchem mein Freund *Gaspérini* annehmen zu dürfen glaubte, dass ein bedeutender Erfolg meinerseits vor dem Pariser Publikum ihn zu dem grossartigen Entschluss anregen würde, sich zur finanziellen Uebernahme der Durchführung meines Projektes einer deutschen Oper in Paris zu erklären. Dagegen blieb nun Herr *Lucy* im ersten Konzert gänzlich aus, und stellte sich nur zu einem Theile des zweiten ein, bei dessen Anhörung er einschlief. Dass er nun um einen Vorschuss von mehreren Tausend Franken für das Zustandebringen des dritten Konzertes angegangen wurde, schien ihn ganz natürlich gegen jede weitere Zumuthung unsererseits zu schützen, so dass er eine gewisse Befriedigung empfand, um den Preis dieses Darlehen's vor allem weiteren Eingehen auf meine Pläne bewahrt zu sein. Musste auch mir nun die Durchführung dieses dritten Konzertes im Grunde nutzlos erscheinen, so erfreute dieses mich doch, sowohl durch den guten Geist der Ausführung selbst, als durch die schöne Aufnahme von Seiten eines Publikum's, welchem meine Agenten zwar auch diessmal noch zu einem volleren Anscheine hatten verhelfen müssen, das doch aber eine merkliche Zunahme an zahlenden Besuchern in sich schloss.

Mehr als der Unmuth über diese, äusserlich betrachtet, verfehlte Konzert-Unternehmung, wirkte jedoch in dieser Zeit die Wahrnehmung des ausserordentlichen Eindruckes, welchen ich auf Einzelne hervorgebracht, auf meine Stimmung. Unverkennbar hatte sowohl dieser Eindruck unmittelbar, als die hierüber sich äussernde Presse mittelbar, ein ausserordentliches Interesse mir zugewendet. Dass ich sämmtlichen Journalen keine Einladungen zugestellt hatte, schien von allen Seiten als eine bewundernswürdige Kühnheit aufgefasst zu werden. Die Haltung der Rezensenten war im Allgemeinen von mir bestimmt vorausgesehen worden; nur erweckte es mein Bedauern, dass selbst solche, wie ein Herr *Franc-Marie*, Berichterstatter für die *Patrie*, welcher sich am Schlusse des ersten Konzertes in äusserster Ergriffenheit dankbar an mich gewendet hatte, dem Losungsworte der *Camaraderie* unweigerlich zu folgen

sich genöthigt sahen, und schliesslich so weit gebracht wurden, ihre mir in Wahrheit geneigte Gesinnung zu verleugnen. Ein wahrhaft ärgerliches Aufsehen erregte jedoch *Berlioz* mit einem anfänglich in gewundenen Ausdrücken sich abmühenden, schliesslich in offenbar perfide Suppositionen sich ergehenden Artikel im *Journal des Débats.* Diesem, als meinem alten Freunde, entschloss ich mich sein schlechtes Benehmen nicht so leicht hingehen zu lassen, und antwortete ihm mit einem Briefe, welchen ich mit höchster Mühe in ein gutes Französisch übersetzen, sowie mit einiger Beschwerde in das *Journal des Débats* einrücken liess. Es schien nun, dass gerade dieser Brief Solche, auf welche mein Konzert selbst bedeutend gewirkt hatte, in einem sehr lebhaften Sinne mir zuwendete. Unter diesen meldete sich bei mir ein Herr *Perrin*, vormaliger Direktor der *Opéra comique*, jetzt vermögender Schöngeist und Maler, später jedoch Direktor der grossen Oper. Dieser hatte *Lohengrin* und *Tannhäuser* in Deutschland gehört, und erging sich in Aeusserungen, welche mich annehmen liessen, er würde, wenn er hiefür in die Lage komme, es sich zum Ehrenpunkte machen diese Werke nach Frankreich überzusiedeln. — In gleicher Lage der Bekanntschaft mit meinen Opern durch deutsche Aufführungen befand sich ein Graf *Foucher de Careil*, welcher mit mir ebenfalls in einen auszeichnenden andauernden Verkehr trat. Dieser hatte sich durch verschiedene Publikationen über deutsche Philosophie, namentlich durch eine Herausgabe des Leibnitz in Ansehen gesetzt, und es konnte mir nicht uninteressant sein, durch seine Gesellschaft mit einer ehrenwerthen, und von mir bisher durchaus ungekannten Seite des französischen Geistes in Berührung gebracht zu werden.

Uebergehe ich einige flüchtige Bekanntschaften, welche mir diese Zeit zuführte, und unter denen ein russischer Graf *Tolstoi* sich besonders vortheilhaft auszeichnete, so habe ich nun des vorzüglichen Eindruckes auf mich zu gedenken, welchen der Romancier *Champfleury* durch eine hinreissend liebenswürdige Brochüre, deren Gegenstand ich und meine Konzerte waren, auf mich machte. In anscheinend flüchtig hingeworfenen Aphorismen war hier eine so grosse Empfindung von meiner Musik und selbst meiner Persönlichkeit ausgesprochen, wie ich sie zuvor ähnlich nur in *Listz*'s Auslassungen über *Lohengrin* und *Tannhäuser*, seitdem aber in dieser prägnanten und schwungvollen Art nie wieder erfahren habe. Meine hierauf folgende persönliche Bekanntschaft mit *Champfleury* führte mir einen sehr einfachen und in einem gewissen Sinne gemüthlichen Menschen zu, dessen gleichen sonst nur selten, und zwar als einer

aussterbenden Gattung der französischen Bevölkerung zugehörend, angetroffen werden dürfte.

In ihrer Art noch bedeutender war aber die Annäherung des Dichters *Baudelaire* an mich. Diese eröffnete sich durch einen Brief an mich, worin er mir seine Eindrücke von meiner Musik, als auf einen Menschen der durchaus nur Farben- aber keinen Tonsinn gehabt zu haben glaubte, bewirkt hätte. Seine, in der seltsamsten Phantastik mit bewusster Kühnheit sich bewegenden, Auslassungen hierüber zeigten mir in ihm sofort im mindesten einen Menschen von sehr ungewöhnlichem Geiste, welcher mit ungestümer Energie den von mir empfangenen Eindrücken in ihren weitesten Konsequenzen folgte. Seiner Namens-Unterschrift fügte er die Angabe seiner Wohnung nicht bei, um, wie er erklärte, mich nicht zu dem Gedanken zu verleiten, er wolle etwas von mir. Es versteht sich, dass ich auch ihn aufzufinden wusste, und ihn demjenigen Kreise von Bekanntschaften einreihte, welchen ich von jetzt an die Abende des Mittwoch zu ihrem Empfange bei mir ankündigte.

Diess war mir von meinen älteren Pariser Bekannten, unter denen *Gaspérini* sich fortgesetzt treu erhielt, als den Pariser Gewohnheiten entsprechend angerathen worden; und so kam ich dazu, in meinem kleinen Häuschen der *rue Newton* ganz nach der Mode «Salon» zu halten, wobei sich *Minna*, trotzdem sie sich nur jämmerlich mit einigen französischen Brocken zu helfen vermochte, in einer sehr respektabeln Stellung fühlte. Dieser Salon, an welchem auch *Ollivier*'s freundschaftlichen Theil nahmen, bevölkerte sich einige Zeit über durch immer zunehmende Affluenz. Hier fand sich auch eine ältere Bekannte, *Malwida von Meysenbug*, wieder zu mir, um fortan für das ganze Leben mir nahe befreundet zu werden. Ich war ihr zuvor ein einziges Mal, und zwar während meines Aufenthaltes in London (1855), persönlich begegnet, nachdem sie bereits früher mit enthusiastischer Zustimmung sich mir über mein Buch «das Kunstwerk der Zukunft» brieflich zu erkennen gegeben hatte. Damals, in London, wo wir uns eines Abends bei einer Familie *Althaus* zusammen fanden, traf ich sie noch von all den Wünschen und Entwürfen für die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts erfüllt an, zu denen ich durch jenes Buch mich selbst bekannt hatte, von welchen ich aber jetzt, namentlich unter der Anleitung *Schopenhauer*'s, durch die Erkenntniss der tiefen Tragik der Welt, sowie der Nichtigkeit ihrer Erscheinungen, in einem fast gereizten Sinne abgewendet worden war. Es war mir peinlich, bei meinen Diskussionen hierüber von der enthusiastischen Freundin nicht verstanden zu werden und ihr geradesweges

als Renegat einer edlen Sache zu erscheinen. Wir schieden in grosser Verstimmung. Jetzt erschrack ich fast, *Malwida* wieder in Paris anzutreffen: gar bald löschte sich aber jede peinliche Erinnerung an jene Londoner Debatten aus, als sie mir sofort mit der Erklärung entgegen kam, dass der damalige zwistige Disput auf sie den entscheidenden Erfolg gehabt hätte, welcher sie bestimmte sich unverzüglich mit der *Schopenhauer*'schen Philosophie bekannt zu machen. Nachdem ihr diess durch das ernstlichste Studium gelungen, sei sie allerdings zu der Einsicht gelangt, dass ihre damals geäusserten und heftig behaupteten Ansichten über Weltbeglückung ihrer Seichtigkeit wegen mich mit grossem Verdruss erfüllt haben müssten. Sie erklärte sich jetzt als meine eifrigste Bekennerin, und fasste dieses Bekenntniss sogleich im Sinne einer um all mein Wohlergehen allerernstlichst besorgten Freundin auf. Wenn ihr, welche ich dem Anstande gemäss zunächst in die Stellung einer Freundin zu meiner Frau zu bringen hatte, das schreckliche Missbehagen unseres, nur noch scheinbar ehelichen Zusammenlebens, auf den ersten Blick nicht entgehen konnte, und sie gegen die aus dem Wahrgenommenen resultirenden Uebelstände mit herzlicher Fürsorge einzuschreiten sich angelegen sein liess, so blieb es ihr auch alsbald nicht verborgen, in welcher schwierigen Lage ich, bei meinen fast ziellosen Unternehmungen, bei gänzlich mangelnder materieller Sicherung meiner Existenz, in Paris mich befand. Die grossen Unkosten, in welche die gegebenen drei Konzerte mich gebracht, waren endlich Niemandem der sich um mich bekümmerte, unbekannt geblieben; auch *Malwida* hatte bald errathen, in welchen Schwierigkeiten ich mich befand, da nach keiner Seite eine Aussicht sich eröffnen wollte, welche als ein praktischer Erfolg meiner bisherigen Unternehmungen, und als ein Ersatz der ihnen gebrachten Opfer angesehen werden konnte. Ganz aus eigenem Antriebe fühlte sie sich verpflichtet an eine Hülfe für mich zu denken, und suchte diese in der mir zu verschaffenden Bekanntschaft einer Mme *Schwabe*, der Wittwe eines reichen englischen Kaufmannes, in deren Hause sie als Erzieherin der älteren Tochter ein Unterkommen gefunden hatte. Sie verhehlte sich und mir nicht, welch' übele Zumuthung mir mit der Pflege dieser Bekanntschaft gestellt war; dennoch hielt sie sich an die, von ihr angenommene Guthmüthigkeit dieser ziemlich grotesken Frau, so wie an die Eitelkeit derselben, welche mir die Auszeichnung des Besuches meines Salons gewiss zu vergelten suchen werde. In Wahrheit waren alle meine Subsistenz-Mittel zu Ende; und diese schlimme Lage zu verläugnen erhielt ich den Muth einzig durch

den Abscheu, den ich empfand, als ich erfuhr, man gehe unter den Deutschen von Paris damit um, durch eine anzustellende Sammlung mich für die Unkosten meiner Konzerte zu entschädigen. Bei der Nachricht hiervon schritt ich sofort mit der Erklärung ein, dass jene Annahme meiner Bedürftigkeit in Folge von Verlusten auf einem falschen Gerüchte beruhe, und ich jede Bemühung in diesem Sinne ablehnen müsse. Mme. *Schwabe*, welche sich regelmässig in meinen Soiréen einfand, und ebenso regelmässig beim Musiziren einschlief, fand sich nun aber veranlasst, durch die sorgsame *Meysenbug* mir ihre persönliche Hülfe anbieten zu lassen. Diese erstreckte sich auf etwa 3000 Franken, welche mir in diesem Augenblick allerdings auf das Aeusserste nöthig waren; da ich das Geld nicht geschenkt annehmen wollte, stellte ich der Dame, welche diess in keiner Weise verlangte, freiwillig über die empfangene Summe einen Wechsel auf ein Jahr aus, welchen sie in der Annahme, einzig meinem Gefühle dadurch Genüge zu thun, nicht aber ihrerseits Rechte auf Wiedererstattung sich zu sichern, gutmüthig acceptirte. Als späterhin wirklich die Zeit der Fälligkeit dieser Wechsel erschien, wendete ich mich, da andererseits meine Lage mir die Einlösung derselben durchaus unmöglich machte, an die in Paris verbliebene *Meysenbug*, um bei der, seitdem wieder auswärts sich befindenden Besitzerin des Papieres sich für die Erneuerung desselben durch Verlängerung auf ein neues Jahr, zu verwenden: diese entgegnete mir nun mit ernstlichster Ueberzeugung, ich solle mir doch selbst diese geringe Mühe ersparen, da die *Schwabe* die mir übergebene Summe nie anders als eine freiwillige Beisteuer zum Gelingen meiner Pariser Unternehmung, für welches sie ernstliches Interesse zu empfinden sich geschmeichelt hätte, angesehen habe. Wir werden späterhin erfahren, welche Bewandtniss es damit hatte.

Ebenso überrascht als gerührt war ich, in dieser seltsam aufgeregten Zeit das Huldigungsgeschenk eines Dresdner Bürgers, *Richard Weiland* zugeschickt zu erhalten; es war eine nicht kunstlose Silber-Arbeit, ein von einem Lorbeerkranze umgebenes Notenblatt darstellend, auf welchem die Anfangstakte von Hauptthemen aus meinen Opern bis zu «Rheingold» und «Tristan» eingegraben waren. Der bescheidene Mann besuchte mich später einmal, und erklärte mir, dass er fast unausgesetzt den Aufführungen meiner Opern an verschiedenen Orten nachgereist sei, bei welchen Gelegenheiten er von der Prager Aufführung des «Tannhäuser's» im Gedächtniss behalten hatte, dass dort die Ouvertüre zwanzig Minuten gedauert, während sie unter meiner Leitung in Dresden nur zwölf in Anspruch genommen hatte.

In einer anderen Weise sehr freundlich anregend erwies sich für mich eine Berührung mit *Rossini*, welchem ein Witzreisser für die Journale ein *bon-mot* untergeschoben hatte, wonach er seinem Freunde *Caraffa*, als dieser sich für meine Musik erklärte, bei einem Dîner den Fisch ohne Sauce servirt und diess damit erklärt haben sollte, dass ja sein Freund auch die Musik ohne Melodie liebe. Hiergegen protestirte nun *Rossini* in einem öffentlichen Schreiben sehr förmlich und ernsthaft, erklärte das ihm untergelegte *bon-mot* für eine «mauvaise blague» und bezeugte zugleich, dass er derartige Scherze sich nie in Betreff eines Mannes erlauben würde, den er darin begriffen sehe das Gebiet seiner Kunst zu erweitern. Nachdem ich hiervon Kenntniss erhalten, zögerte ich keinen Augenblick *Rossini* meinen Besuch zu machen, und ward von ihm in der Weise freundlich empfangen, wie ich diess später in einem, meinen Erinnerungen an *Rossini* gewidmeten Aufsatze beschrieben habe. — Nicht minder war ich auch erfreut im Betreff meines alten Bekannten *Halévy* zu erfahren, dass er in dem Streite über meine Musik freundlich für mich Partei genommen hatte. Ueber meinen Besuch bei ihm, sowie die bei dieser Gelegenheit gepflogene Unterhaltung, verweise ich auf meinen früheren bereits vorgreifend gegebenen Bericht.

Bei allen diesen, mehrerentheils freundlichen und ermunternden Begegnungen, wollte dennoch aber nichts herauskommen, was für die Gestaltung meiner Lage einer sicheren Aussicht geglichen hätte. Immer noch musste ich darauf gespannt bleiben, ob mir auf mein an den Kaiser *Napoléon* deshalb gerichtetes Gesuch ein Bescheid gegeben, und die Mittel der grossen Oper zu einer Wiederholung meiner Konzerte mir zugewiesen werden würden. Denn nur hieraus, nämlich wenn ich gar keine Kosten zu tragen hatte, konnte mir auch ein immer nöthiger werdender Vortheil erwachsen. Es blieb ausgemacht, dass der Minister *Fould* mit höchster Leidenschaftlichkeit beim Kaiser mir entgegen stehe. Da ich nun hiergegen die sehr überraschende Erfahrung gemacht, dass der Marschall *Magnan* meinen sämmtlichen drei Konzerten beigewohnt hatte, durfte ich bei diesem Herrn, gegen welchen der Kaiser aus den Zeiten des zweiten Dezembers her besondere Verbindlichkeiten hatte, auf eine nicht ungünstig zu verwerthende Theilnahme für mich schliessen. Da ich es durchaus darauf absah, dem mir höchst widerwärtig gewordenen Herrn *Fould* etwas anzuhaben, meldete ich mich daher bei dem Marschall, und hatte in Folge dessen die grosse Ueberraschung, eines Tages einen Husaren an meinem Hause anreiten zu sehen, welcher vom Pferde herab die Klingel anzog und meinem erstaunten Diener das Schreiben *Magnan*'s

überreichte, in welchem dieser mich zu sich beschied. In der Commandantur von Paris empfing mich demzufolge der bis zur Verwogenheit stattliche Militär: dieser unterhielt sich sehr verständig mit mir, indem er mir seinen Gefallen an meiner Musik unverhohlen bezeugte, und hörte meinen Bericht über die so auffallend zwecklosen Versuche, welche ich beim Kaiser angestellt, sowie auch die Kundgebung meines Verdachtes in Bezug *Fould*'s, mit wahrhaftiger Aufmerksamkeit an. Mir ward später berichtet, er habe noch am gleichen Abende in den Tuilerien *Fould* sehr bestimmt in meinem Betreff zur Rede gestellt.

Jedenfalls bleibt es gewiss, dass ich von jetzt an immer bestimmtere Anzeichen einer Wendung meiner Angelegenheiten von dieser Seite her erfuhr. Das Entscheidende trug sich aber zu, als von einer mir bisher gänzlich unbeachtet gebliebenen Seite her zu meinen Gunsten eine Bewegung sich kund gab. *Bülow*, welcher von der Theilnahme an dem Ausgange aller dieser Dinge gefesselt, seinen Aufenthalt in Paris immer noch verlängert hatte, war hier mit Empfehlungsbriefen der damaligen Prinzessin-Regentin von Preussen an den Gesandten Grafen *Pourtalès* angekommen gewesen. Seine Erwartung, von diesem Herrn endlich selbst den Wunsch, dass ich ihm vorgestellt werden möchte, ausgedrückt zu sehen, blieben bisher unerfüllt. Um ihn zur Bekanntschaft mit mir zu nöthigen, griff er endlich zu dem Mittel, den preussischen Gesandten nebst seinem Attaché, Grafen *Paul Hatzfeld*, zu einem Déjeuner in dem vorzüglichen Restaurant *Vachette*, zu welchem ich ihn begleiten sollte, einzuladen. Der Erfolg dieser Zusammenkunft war allerdings ganz nach Wunsch; namentlich erfreute mich Graf *Pourtalès* durch grosse Einfachheit und ungeheuchelte Wärme seiner Unterhaltung, wie seines Benehmens gegen mich. Von jetzt an besuchte mich Graf *Hatzfeld*, wohnte auch meinen Mittwochs-Empfängen bei, und überbrachte endlich Botschaften im Sinne einer am Hofe der Tuilerien vorgehenden Bewegung zu meinen Gunsten. Endlich ersuchte er mich, mit ihm den Grafen *Bacciochi*, den Oberstkämmerer des Kaisers, zu besuchen. Von diesem erhielt ich dann die ersten Anzeichen einer Antwort auf mein früheres Gesuch an den Kaiser: es hiess da, warum ich denn auf ein Konzert in der grossen Oper bestünde; ein solches interessire ja Niemanden ernstlich und könnte mir keinen weiteren Erfolg bringen; es wäre dagegen vielleicht besser, wenn man dem Direktor dieses kaiserlichen Institutes, Herrn *Alphonse Royer*, eine Verständigung mit mir über eine für Paris zu komponirende Oper anempfehle. Da ich hiervon nichts hören wollte, blieben mehrere solche Konferenzen fruchtlos; zu

einer derselben begleitete mich jedoch *Bülow*, bei welcher Gelegenheit wir an dem wunderlichen Herrn Grafen, den *Belloni* in seiner Jugend als Billet-Controleur an der *Scala* in Mailand fungirend gekannt haben wollte, die lächerliche Bemerkung machten, dass er, vermuthlich in Folge nicht sehr ehrenwerther körperlicher Gebrechen, gewisse willenlose krampfhafte Bewegungen seiner Hand nur durch beständiges Spielen mit einem Stöckchen zu verbergen bemüht war, welches er mit scheinbarer Künstlichkeit an sich auf und ab springen liess. Auch nach diesem Beginne eines unmittelbaren Verkehres mit der kaiserlichen Behörde schien es in meiner Angelegenheit zu fast gar nichts kommen zu wollen, als eines Vormittags Graf *Hatzfeld* mich mit der Nachricht überraschte, der Kaiser habe am vergangenen Abende den Befehl zur Aufführung meines *Tannhäuser* ertheilt. Die entscheidende Veranlassung hierzu sei von der Fürstin *Metternich* gegeben worden. Diese sei, als man soeben in der Umgebung des Kaisers über mich sich unterhalten habe, hinzugetreten, und, vom Kaiser um ihre Meinung befragt, habe sie, welche die Oper in Dresden gesehen hatte, mit solch herausforderndem Enthusiasmus sich über den «Tannhäuser» geäussert, dass der Kaiser ihr sofort das Versprechen gegeben habe, den Befehl zur Aufführung desselben zu ertheilen. Zwar sei *Fould*, dem noch am selben Abende der kaiserliche Befehl zuging, in höchste Wuth hierüber ausgebrochen; *Napoléon* habe ihm aber bedeutet, er könne nicht zurück, denn er habe der Fürstin *Metternich* sein Wort gegeben. Nun wurde ich denn wieder zu *Bacciochi* geführt, welcher mich diesmal mit sehr ernster Miene empfing, zunächst aber die sonderbare Frage nach dem Sujet meiner Oper an mich richtete. Ich musste ihm dieses in Kürze mittheilen, und als ich zu Ende war, fuhr er befriedigt auf: «ah! le pape ne vient pas en scène? C'est bon! On nous avait dit que vous aviez fait paraître le Saint-Père, et ceci, vous comprenez, n'aurait pas pu passer. Du reste, monsieur, on sait à présent que vous avez énormément de génie; l'empereur a donné l'ordre de représenter votre opéra.» Er versicherte mich des Weiteren, alles würde mir zu Gebote gestellt werden, um meine Wünsche zu befriedigen; ich solle mich fortan hierüber einzig mit dem Direktor *Royer* in das Vernehmen setzen.

Diese Wendung der Dinge brachte mich in eine dumpfe Verwirrung, da meine innere Stimme zu allernächst mir nur die seltsamen Missverständnisse bezeichnete, welchen ich sie zu verdanken hatte. Allerdings war mir jede Hoffnung geschwunden, meinen ursprünglichen Plan, meine Werke mit einer ausgewählten deutschen Truppe in Paris auf-

zuführen, verwirklicht zu sehen, und ich durfte mir nicht verbergen, dass ich jetzt auf das gute Glück eines Abenteuers angewiesen war. Einige Unterredungen mit dem Direktor *Royer* genügten, um mich über den Charakter der mir zugeführten neuen Unternehmung aufzuklären. Er hatte keine angelegentlichere Sorge, als mich von der Nothwendigkeit einer Umänderung des zweiten Aktes zu überzeugen, weil hier die Einführung eines grossen Ballets unumgänglich sei. Auf diese und ähnliche Zumuthungen gab ich so gut wie gar keine Antwort, und frug, heimkehrend, mich nur, was ich nun anfangen sollte, wenn ich mich entschlösse der Aufführung meines «Tannhäuser» in der grossen Oper geradeswegs zu entsagen.

Hierzu nahmen mich andere, unmittelbar meine Lage berührende, Sorgen drängend genug ein, um ihrer Abhülfe zunächst meine ganze Thätigkeit zuzuwenden. In diesem Sinne beschloss ich ein von *Giacomelli* eingeleitetes Unternehmen, meine Konzerte in *Brüssel* zu wiederholen, zu allernächst auszuführen. Mit dem dortigen *Théatre de la Monnaie* war eine Uebereinkunft für drei Konzerte, deren Einnahme nach Abzug aller Kosten zur Hälfte mir überlassen sein sollte, abgeschlossen worden. In Begleitung meines Agenten reiste ich nun am 19. März nach der belgischen Hauptstadt, um zu versuchen, ob es mir gelingen würde, dort einigen Ersatz für mein an den Pariser Konzerten verlorenes Geld zu gewinnen. Unter der Anleitung meines Mentor's sah ich mich genöthigt, allerhand Zeitungsredaktoren, unter anderen belgischen Sommitäten aber auch Herrn *Fétis père* aufzusuchen. Von diesem wusste ich, dass er bereits vor Jahren von *Meyerbeer* gegen mich sich hatte erkaufen lassen; es war mir nun unterhaltend, mit diesem autoritätisch sich gerirenden Menschen in eine Art von Diskussion zu gerathen, in welcher er schliesslich gänzlich als gleicher Ansicht mit mir sich kundgab. — Hier machte ich aber auch die merkwürdige Bekanntschaft des Staatsrath's *Klindworth*, dessen Tochter, oder, wie Manche wissen wollten, Gattin, mir schon früher, als ich mich in London aufhielt, von *Liszt* empfohlen worden war; dort war sie jedoch damals nicht eingetroffen und ich hatte nun das Vergnügen, mich hier in Brüssel zu meiner Ueberraschung von ihr eingeladen zu sehen. Während sie sich ausserordentlich zuvorkommend um mich bemühte, sorgte Herr *Klindworth* selbst für eine unerschöpfliche Unterhaltung aus den Erfahrungen seiner wunderlichen Laufbahn als diplomatischer Agent in allerhand, mir undeutlich gebliebenen Interessen. Ich speiste mehrere Mal bei ihnen, und ward dort mit Graf und Gräfin *Coudenhoven*, letztere die

46*

Tochter meiner älteren Freundin, Frau *Kalergis,* bekannt. Herr *Klindworth* zeigte sich hierbei stets im höchsten Grade für mich eingenommen, so dass er eine Empfehlung an den Fürsten *Metternich,* dessen Vater er besonders nahe gestanden zu haben erklärte, mir aufzudringen für nöthig hielt. — Nur als mich bei einer letzten Unterhaltung seine bei aller sonstigen Frivolität seiner Maximen mich befremdende Berufung auf die alles lenkende «Vorsehung», zu einer ärgerlichen Replik stimmte, verlor er alle Fassung, so dass ich bereits glaubte, er sei im Begriffe vollkommen mit mir zu brechen; eine Befürchtung, welche sich aber für jetzt, und selbst in späteren Zeiten, nicht erfüllen zu wollen schien. — Ausser dieser interessanten Bekanntschaft gewann ich in Brüssel jedoch nichts, als Kummer und nutzlose Anstrengung. Das erste Konzert war bei aufgehobenem Abonnement stark besucht: allein die, in Folge einer von mir missverstandenen Klausel, auf mich allein fallenden Kosten der eigentlichen musikalischen Aufführung, wurden von der Direktion so stark berechnet, dass auf meinen Gewinn-Antheil fast gar nichts fiel; diess sollte nun das zweite Konzert ausgleichen; dieses ging aber im Abonnement vor sich; da sich ausser den Abonnenten, von denen man mir sagte, dass sie eigentlich das ganze Haus besetzten, bezahlende Besucher nur spärlich eingefunden zu haben schienen, kam auch diessmal nicht so viel für mich heraus, dass ich die durch die Begleitung eines Agenten und Dieners verstärkten Reise- und Aufenthalts-Kosten damit decken konnte. Hierauf beschloss ich dann dem Versuch eines dritten Konzertes zu entsagen, und reiste von Mme *Street,* eben jener Tochter *Klindworth*'s, mit einer böhmischen Glas-Vase beschenkt, in nicht besonders erfreulicher Laune nach Paris zurück. Doch hatte dieser Aufenthalt durch einen von hier aus unternommenen sehr kurzen Ausflug nach *Antwerpen,* mich doch einiger Massen zerstreut. Durchaus nicht in der Stimmung, die spärlich hierfür mir gegönnte Zeit zur Besichtigung von Kunstschätzen zu verwenden, hatte ich mich mit dem äusseren Anblicke der Stadt, welcher mir weniger Alterthümliches bot, als ich es vermuthet hatte, begnügt. Sehr verdriesslich jedoch blieb ich durch meine Enttäuschung über die Lage der berühmten Citadelle gestimmt. Ich hatte zu Gunsten der Scene des ersten Aktes meines *Lohengrin* angenommen, diese Citadelle, welche ich mir als die alte Burg von Antwerpen dachte, böte jenseits der Schelde einen irgend wie hervorragenden Punkt dar; statt dessen nun nichts als eine unterschiedslose Fläche, mit in die Erde eingegrabenen Befestigungen, zu erkennen war. Bei späteren Aufführungen des «Lohengrin», welchen ich beiwohnte, musste

ich nun gewöhnlich über die auf stattlichem Berge im Hintergrunde sich erhebende Burg des Theaterdekorateurs lächeln.

Ende März nach Paris zurückgekehrt, hatte ich zunächst wohl nichts weiter als meine gänzlich von Mitteln entblösste und dabei aussichtslose Lage zu bedenken. Ich musste mir unter dem Drucke dieser Sorgen um so sonderbarer vorkommen, als in meinem Hause, wo ich mir nichts davon merken liess, in Folge meiner Aufsehen erregenden Situation sich eine völlige Vogue einstellte; die Mittwochs-Empfänge wurden immer glänzender, interessante Fremde suchten sie auf, um durch mich zu gleicher Fortune zu gelangen; Fräulein *Ingeborg Stark,* die nachherige Gattin des jungen *Hans von Bronsart,* stellte sich mit hinreissender Elegance bei uns ein, um das Klavierspiel zu besorgen; Fräulein *Aline Hund* aus Weimar trat ihr bescheiden zur Seite; ein äusserst begabter junger französischer Musiker, *Camille Saint-Saëns,* nahm in sehr erfreulicher Weise an der musikalischen Unterhaltung Theil, und zu meinen übrigen französischen Bekanntschaften hatte sich eine der werthvollsten, diejenige des Herrn *Frédéric Villot* gesellt. Diesen *Conservateur des tableaux du Louvre,* einen sehr zarten und fein gebildeten Herrn, hatte ich im Laden des Musikhändler's *Flaxland,* mit welchem ich in nicht unwichtigen Verkehr getreten war, eines Tages angetroffen, als er dort so eben sich nach der Ankunft der von ihm bestellten Partitur des *Tristan* erkundigte; hierüber ganz erstaunt, hatte ich ihn, nachdem ich ihm vorgestellt und davon unterrichtet worden war, dass er bereits die Partituren meiner früheren Opern besässe, nach der Möglichkeit aus meinen dramatischen Kompositionen einen Genuss zu ziehen gefragt, da ich nicht begreifen wollte, wie er, ohne der deutschen Sprache mächtig zu sein, gerade über diese Musik, welche so ganz mit der Dichtung zusammenhänge, sich Aufklärung verschaffen konnte; nachdem er mir hierauf die geistvolle Antwort gegeben, dass gerade meine Musik ihm als beste Anleitung zum Verständniss auch meiner Dichtung gedient hätte, fasste ich eine ernstliche Zuneigung zu diesem Mann, und blieb fortan sehr erfreut, mich mit ihm in anregender Berührung erhalten zu können. So glaubte ich späterhin ein sehr ausführliches Vorwort zu der Uebersetzung meiner Operndichtungen keinem Würdigeren als ihm widmen zu können. Die Partituren meiner Opern, die er selbst nicht zu spielen verstand, liess er sich durch den zuvor genannten, wie es scheint von ihm protegirten, jungen Musiker *Saint-Saëns* vorführen. Die Fertigkeit und das Talent *Saint-Saëns* lernte ich hierüber nun auch bis zu meinem wahrhaften Erstaunen kennen; mit einer ganz unüber-

trefflichen Sicherheit und Schnelligkeit im Ueberblicke der komplizirtesten Orchester-Partituren, verband dieser junge Mann ein nicht minder bewundernswürdiges Gedächtniss; er wusste meine Partituren, zu welchen sich nun auch der «Tristan» gesellte, nicht nur aus dem Kopfe zu spielen, sondern auch die, wesentlichen wie minder wesentlichen, Einzelnheiten derselben hierbei mit einer solchen Genauigkeit anzugeben, dass man glaubte er sähe die Partitur immer deutlich vor seinen Augen. Später erfuhr ich wohl, dass sich zu dieser stupenden Rezeptivität bei Erfassung alles technischen Materiales der Musik, keine intensive Produktivität bei ihm entwickeln wollte, so dass ich ihn unter seinen fortgesetzten Versuchen, als Komponist aufzutreten, mit der Zeit gänzlich aus den Augen verlor.

Jetzt hatte ich denn nun auch mit dem Direktor der grossen Oper, Herrn *Royer*, in nähere Vernehmung zu treten und zwar im Betreff der ihm befohlenen Aufführung des «Tannhäuser». Es vergingen hierüber zwei Monate, ehe ich mir darüber klar wurde, ob zu der ganzen Sache Ja oder Nein zu sagen sei. Bei keiner Unterredung mit jenem Manne blieb die Ermahnung, an ein Ballet im zweiten Akte zu denken, unberührt; ich betäubte, aber überzeugte ihn nie durch meine Beredtsamkeit. — Zunächst konnte ich mich aber nicht weigern, an eine brauchbare Uebersetzung der Dichtung zu denken.

Im Betreff dieser Arbeit war es bereits sonderbar unstät zugegangen. Nachdem, wie ich schon früher berichtet M[r] *de Charnal* hierfür sich als unfähig erwiesen, *Roger* mir andauernd aus den Augen geschwunden war, *Gaspérini* aber auch keinen rechten Ernst für die Uebernahme dieser Arbeit mir bezeigt hatte, stellte sich ein Herr *Lindau* bei mir ein, welcher mir mit Zuversicht erklärte, er getraue sich mit Hinzuziehung des jungen *Edmond Roche* die rechte Uebersetzung vom «Tannhäuser» zu Stande zu bringen. Dieser *Lindau*, aus dem Magdeburgischen gebürtig und vom preussischen Militärdienst flüchtig geworden, war mir von *Giacomelli*, als der von ihm für den Vortrag des «*Etoile du soir*» in einem meiner Konzerte engagirte französische Sänger plötzlich absagte, als sehr geübter Stellvertreter empfohlen worden. Er hatte sich sogleich bereit erklärt, ohne Probe den «ihm sehr vertrauten Vortrag» jenes Gesangstückes zu übernehmen, was mich dazu bestimmte, ihn für ein vom Himmel mir gesandtes Genie zu halten. Nichts glich dagegen meinem wahrhaften Erstaunen über die unerhörte Frechheit dieses Menschen, welcher mit der dilettantenhaftesten Scheu, ohne auch nur einen Takt des Gesanges deutlich vernehmen zu lassen, am Abend des Kon-

zertes seiner Aufgabe sich in einer Weise entledigte, dass wiederum nur das Erstaunen des Publikums über diesen unbegreiflichen Vorgang den lauten Ausbruch eines allgemeinen Unmuthes zurückzuhalten schien. Nichtsdestoweniger wusste *Lindau,* welcher für seine Unthat allerhand Erklärungen und Entschuldigungen vorzubringen verstand, in meinem Hause, wenn auch nicht als glücklicher Sänger, so doch als theilnehmender Freund sich einzuführen, und, namentlich auf seine bald gewonnene Beliebtheit bei *Minna* hin, als fast täglicher Gast sich zu behaupten; weniger seinen Versicherungen, dass er über enorme Connexionen disponire, als seiner ausgesuchten Gefälligkeit bei allen nur möglichen Besorgungen, verdankte er jedoch die wirkliche Nachsicht, welche ich ihm, trotz beständigem innerem Widerstreben gegen seine Bekanntschaft, angedeihen liess.

Was mich nun aber für den Gedanken, ihn an einer Uebersetzung des «Tannhäuser» Theil nehmen zu lassen, bestimmte, war seine Anrufung der Mitarbeiterschaft des jungen *E. Roche.*

Mit diesem war ich sogleich nach meiner Ankunft in Paris (im September des verflossenen Jahres) in ausserordentlicher und einnehmender Weise bekannt geworden. Um mein damals von Zürich mir nachgesandtes Mobiliar in Empfang zu nehmen, hatte ich mich auf den Bureaux der Douane einzufinden; dort ward ich an einen bleichen, dürftig, aber lebhaft aussehenden, jungen Menschen gewiesen, mit welchem ich meine Angelegenheit zu erledigen hatte; als ich ihm meinen Namen nennen wollte, unterbrach er mich enthusiastisch: «O, je connais bien Mr *Richard Wagner,* puisque j'ai son portrait suspendu au-dessus de mon piano». Ganz erstaunt frug ich dieser Bekanntschaft näher nach, und erfuhr, dass er wirklich durch genaues Studium der Klavierauszüge meiner Opern zu meinem enthusiastischen Anhänger geworden war. Nachdem er mir zunächst mit der aufopferndsten Gefälligkeit meine verdriesslichen Geschäfte auf der Douane abzumachen geholfen hatte, musste er mir versprechen mich zu besuchen; diess geschah, und ich konnte nun näher in die kümmerliche Lage dieses armen Menschen blicken, welcher mir, soweit ich diess zu beurtheilen mich getrauen durfte, Zeugnisse für eine edle poetische Begabung beibrachte, ausserdem mir erzählte, dass er auch als Violinist in den Orchestern der kleinen Vaudeville-Theater sich durchzuhelfen gesucht habe, hierbei aber in jeder Hinsicht so elend daran gewesen sei, dass er in Rücksicht auf seine Familie (denn er war schon verheirathet) eine geringe, aber dennoch mit festem Gehalte und Aussicht auf Avancement verbundene Bureau-Anstellung vorziehen

musste. Von seiner innigen Bekanntschaft mit meiner Musik konnte ich mich wirklich überzeugen; er behauptete, sie biete ihm den einzigen Trost für sein trauriges Leben. Im Betreff seiner dichterischen Elaborate konnten mir *Gaspérini* und andere Competente nichts anders aussagen, als dass sie zum Mindesten schöne Verse darböten. Bereits hatte ich an ihn für die Uebersetzung des «Tannhäuser» gedacht, und da jetzt das einzige Gebrechen, welches ihn an dieser Arbeit verhindern musste, nämlich seine Unkenntniss der deutschen Sprache, durch *Lindau*'s Hinzuziehung gehoben schien, sprach die Möglichkeit einer solchen Uebereinkunft sofort für die Annahme des Vorschlages dieses Letzteren.

Zu allernächst kamen wir überein, eine schlichte Prosa-Uebersetzung des ganzen Sujets, welche ich natürlich *Lindau* allein aufzugeben hatte, in das Werk zu setzen. Ehe ich diese zur Hand bekam, war eine sonderbare Zögerung eingetreten, deren Grund mir späterhin dadurch erklärt wurde, dass *Lindau* nicht einmal diese trockene Uebersetzung anzufertigen verstand, und sie einem armen Menschen, einem Franzosen, der aber deutsch verstand, gegen ein, für jetzt vorgespiegeltes, und mit der Zeit mir abzupressendes Honorar aufgedrängt hatte. Zugleich hatte *Roche* einige Hauptstrophen meiner Dichtung in Verse gebracht, welche mir sehr gefielen, und mit diesen beiden Zeugnissen der Tüchtigkeit meiner Mitarbeiter stellte ich mich nun bei *Royer* ein, um seiner Zustimmung zu einem Auftrage an Jene mich zu versichern. Es schien diesem nicht recht zu sein, dass ich zwei unbekannte Menschen hierfür bestellen wollte; doch behauptete ich, jedenfalls erst gründliche Versuche vornehmen zu müssen. Hartnäckig darauf bedacht, *Roche* den Auftrag nicht zu entziehen, betheiligte ich, der ich alsbald mich von *Lindau*'s vollständiger Unfähigkeit zu jeder Mithülfe überzeugte, in angestrengtester Weise mich an der Arbeit. Oft sassen die beiden vier Stunden lang bei mir, um nur ein paar Verse zu Stande zu bringen, bei welcher Gelegenheit ich gewöhnlich in die Versuchung kam, *Lindau*, welcher nicht einmal das Verständniss des deutschen Textes verrieth, dennoch aber jeder Zeit mit den unverschämtesten Vorschlägen bei der Hand war, zur Thüre hinaus zu werfen. Nur weil ich für jetzt nicht wusste, wie ich dem armen *Roche* den Antheil an seiner Arbeit erhalten konnte, hielt ich jedoch unter fortgesetztem Aerger die unsinnige Assoziation aufrecht.

Diese qualvolle Arbeit hielt mehrere Monate an, während welcher ich andrerseits mit *Royer* nun näher über die Vorbereitungen zur Aufführung des «Tannhäuser», namentlich im Betreff der Besetzung der

Partien, zu verkehren hatte. Es musste mich seltsam dünken, dass fast keiner der Sänger der grossen Oper hierfür vom Direktor in Vorschlag gebracht wurde; wirklich waren sie alle auch mir selbst unsympathisch, mit Ausnahme einer Mme *Gueymard*, welche ich gerne zur «Venus» verwendet hätte, die mir aber (aus mir unklar gebliebenen Gründen) abgeschlagen wurde. Um übrigens gewissenhaft das vorhandene Personale zu mustern, hatte ich jetzt mehrere Male Vorstellungen von Opern wie «Favorite» «Trovatore» und «Semiramis», beizuwohnen, bei welchen Gelegenheiten mir allerdings die innere Stimme so deutlich den Irrweg zeigte, auf welchen ich mich getrieben fand, dass ich beim Nachhausegehen mich stets entschlossen zu fühlen glaubte, dem ganzen Vorhaben mit Bestimmtheit zu entsagen. Dagegen verführte mich immer wieder die unverhohlene Freimüthigkeit, mit welcher *Royer*, der hierzu autorisirt war, mir die Herbeiziehung jedes irgend von mir gewünschten Sänger's anbot. In diesem Betreff handelte es sich vor allem um einen Tenoristen für die Hauptpartie: ich konnte hierfür auf keinen Andern, als auf den von allen Seiten mir so sehr gerühmten *Niemann* in Hannover verfallen. Selbst Franzosen, wie *Foucher de Careil* und *Perrin*, welche ihn gerade in meinen Partien gehört hatten, bestätigten seine besondere Tüchtigkeit; dem Direktor erschien eine solche Acquisition unter allen Umständen höchst wünschenswerth für sein Theater, und so ward *Niemann* jetzt eingeladen, zu dem Zwecke des Abschlusses eines Engagements, sich in Paris einzufinden. Ausserdem wünschte Herr *Royer*, dass ich mich für das Engagement einer Mme *Tedesco* welche «tragédienne» sei, und besonders ihrer Schönheit wegen dem Repertoire der Oper sehr nützlich sein würde, mich zu erklären, da er keine bessere als diese zur «Venus» vorschlagen könne. Ich gab, ohne die Dame zu kennen, diesem vortrefflichen Rathschlage meine Zustimmung, erklärte mich übrigens mit dem Engagement eines Fräulein *Sax*, einer noch unverdorbenen jungen Sängerin mit sehr schöner Stimme, so wie eines italienischen Baritonisten *Morelli*, dessen sonores Organ mir bei einer jener von mir besuchten Aufführungen, im Gegensatze zu den krankhaften Sängern dieses Genres der französischen Oper, aufrichtig gefallen hatte, einverstanden, und hatte somit für jetzt alle nöthig dünkenden Vorkehrungen, wie es schien, nach bestem Ermessen, in Wahrheit aber ohne allen inneren Glauben an die Sache, besorgt.

Während dieses Verkehres verstrich mein sieben und vierzigster Geburtstag unter mehr als missmüthigen Stimmungen, denen einzig am Abende dieses Tages ein besonders helles Leuchten des Jupiter

eine ahnungsvolle Wendung gab. Die angebrochene schöne Jahreszeit, welche dem geschäftlichen Verkehr in Paris nie günstig ist, trug zur Steigerung meiner Nöthen bei: ich war und blieb fortgesetzt ohne Aussicht auf die Möglichkeit, mir die Mittel zur Bestreitung meines ziemlich kostspielig gewordenen Haushaltes zu verschaffen. Unter allen übrigen Beklemmungen fortwährend bemüht, hierfür Rath zu suchen, hatte ich mich auch mit dem Musikhändler *Flaxland* in einen Verkauf meiner für Frankreich so weit als möglich zu verwerthenden Eigenthumsrechte an den Opern «Fliegende Holländer» «Tannhäuser» und «Lohengrin» eingelassen. Der hierüber abgeschlossene Kontrakt besagte, dass der Verleger mir sofort 1000 Franken für jede der drei Opern auszahlen sollte, dagegen weitere Zahlungen erst nach den Aufführungen derselben auf einem Pariser Theater, und zwar mit 1000 Franken nach den ersten zehn, und abermals so viel nach den darauf bis zur zwanzigsten folgenden Repräsentationen in Aussicht gestellt wurden. Von diesem Vertrage gab ich sogleich meinem alten Freunde *Pusinelli,* zu dessen Gunsten im Betreff der Zurückzahlung seiner früher für die Herausgabe meiner Opern mir geliehenen Kapitale ich beim Verkaufe derselben an *Meser*'s Nachfolger diess stipulirt hatte, Nachricht, indem ich ihn zugleich bat, die Erstattung der ersten Aconto-Zahlung *Flaxland*'s mir zu erlassen, da ich eben, um jene Opern in Paris noch zur Möglichkeit einer Rentabilität zu bringen, mich jetzt mittellos bemühen müsste. Der Freund genehmigte in Allem meine Verfügung. Desto widerwärtiger benahm sich dagegen der Dresdner Verleger, welcher sofort sich über Beeinträchtigung seiner Eigenthums-Rechte auch für Frankreich beklagte, und hierdurch *Flaxland* in der Weise belästigte, dass dieser fortan wiederum gegen mich Schwierigkeiten zu erheben sich als berechtigt vorgeben konnte.

Fast war ich auch auf diesem Wege nur in neue Widerwärtigkeiten gerathen, ohne mir eine irgend wie ausreichende Hülfe zu gewinnen, als eines Tages Graf *Paul Hatzfeld* bei mir erschien, um mich zu bitten Mme *Kalergis,* welche so eben in Paris angekommen sei, zu besuchen, und von ihr Mittheilungen in Empfang zu nehmen. Ich sah die Dame, seit meinem Aufenthalte mit *Liszt* im Jahre 1853 in Paris, zum ersten Male wieder, und wurde von ihr mit der Erklärung empfangen, dass sie um so mehr bedauere bei meinen im vergangenen Winter gegebenen Konzerten nicht zugegen gewesen zu sein, als sie dadurch die Gelegenheit verloren habe, mir zur rechten Zeit in beschwerlichen Umständen behülflich zu sein. Sie erfahre, dass ich hierbei grosse Verluste erlitten habe, welche man ihr auf 10 000 Franken angebe, und sie ersuche mich

nun, den Ersatz hierfür von ihr anzunehmen. Hatte ich zuvor es für schicklich erachten müssen, dem Grafen *Hatzfeld,* da man mit jener widerwärtigen Collecte sich auch an die preussische Gesandtschaft gewandt hatte, jene Verluste geradesweges zu leugnen, so fand ich jetzt nicht den mindesten Grund dafür, vor der grossherzigen Frau mich zu verstellen. Es war mir als ob sich nur etwas erfüllte, was ich von je erwarten zu dürfen mich berechtigt wähnte; und ich empfand hiergegen sofort nur das einzige Bedürfniss, dieser seltenen Frau ebenfalls zu erwidern, wenigstens ihr etwas sein zu können. Alle meine Beunruhigungen, welche mir der fernere Umgang mit ihr verursachte, entsprangen aus der Unbefriedigung dieses einen Wunsches, in welchem der sonderbare Charakter und der unstete Lebenslauf derselben mich erhielt. Für jetzt versuchte ich aber sogleich ihr irgend etwas zu erweisen, was ihr jenen Wunsch als einen wahrhaftigen bewähren sollte. Ich improvisirte eigens für sie eine Audition des zweiten Aktes von «Tristan», bei welcher Mme *Viardot,* die ich mir bei dieser Gelegenheit näher befreundete, mit mir gemeinschaftlich die Gesangpartien übernehmen sollte, während ich für das Klavierspiel *Klindworth* aus London auf meine Kosten mir kommen liess. Diese sehr merkwürdige intime Aufführung ging im Hause der *Viardot* vor sich; ausser Madame *Kalergis,* für welche sie einzig stattfand, war nur *Berlioz* noch zugegen. Für seine Hinzuziehung hatte sich Mme *Viardot* ganz besonders verwendet, wie es schien, in der sehr bestimmten Absicht, die zwischen mir und *Berlioz* entstandenen Verstimmungen zu verwischen. Welchen Eindruck die unter solchen Umständen vor sich gehende Aufführung dieses exzentrischen Fragments auf die Betheiligten und Anwesenden hinterliess, ist mir undeutlich geblieben; Mme *Kalergis* blieb stumm, *Berlioz* äusserte sich einzig anerkennend über die «Chaleur» meines Vortrages, der sich allerdings von dem meiner Assistentin, welche Alles meist nur mit halber Stimme andeutete, merklich genug unterscheiden mochte. Von der hieraus entstehenden Situation schien besonders *Klindworth* zu grossem Unmuth berührt worden zu sein; er hatte sich zwar seiner Aufgabe vortrefflich entledigt, erklärte aber bei der Wahrnehmung des Benehmens der *Viardot,* welche vermuthlich aus Rücksicht auf den anwesenden *Berlioz* zu jener Lauheit im Vortrage ihrer Partie bestimmt worden sei, vor Aerger sich verzehrt zu haben. Dagegen empfanden wir grössere Befriedigung, als wir eines Abends bei mir den ersten Akt der *Walküre* vornahmen, bei welcher Aufführung diessmal, ausser Mme *Kalergis,* auch der Sänger *Niemann* zugegen war.

Dieser war nämlich auf die Einladung des Direktor *Royer*, um des Abschlusses eines Kontraktes willen, nach Paris gekommen. Ich erstaunte über die Art, die ihm zu eigen geworden, und mit welcher er sogleich unter der Hausthüre mit der Frage: «nun, wollen sie mich oder nicht?» sich vorstellte. Hiergegen hatte er sich bei unserem gemeinschaftlichen Besuche im Bureau des Direktors vortrefflich zusammen genommen, um einen guten Effekt zu machen, welcher denn auch nicht ausblieb, da alle Welt über das Phänomen erstaunt war, einen Tenoristen von solch übermässiger Leibesbeschaffenheit anzutreffen. Dennoch hatte er sich zu einer scheinbaren Audition zu bequemen, für welche er die Erzählung der Pilgerfahrt des «Tannhäuser», auf der Scene der grossen Oper von ihm agirt und gesungen, gewählt hatte. Mme *Kalergis* und Fürstin *Metternich*, welche im Geheimen dieser Probe beigewohnt hatten, waren, wie nicht minder die Mitglieder der Direktion, sogleich enthusiastisch für *Niemann* eingenommen worden. Er wurde für acht Monate, mit einem monatlichen Gehalte von 10 000 Franken, engagirt, und es galt dieses Engagement einzig der Aufführung des «Tannhäuser», da ich gegen ein vorheriges Auftreten des Sänger's in anderen Opern Protest einlegen zu müssen glaubte.

Es war eben der Abschluss dieses Engagements, welcher, im Betracht der ausserordentlichen Umstände unter denen auch dieses zu Stande kam, mich mit einem bisher unbekannten Gefühle einer Macht, die mir plötzlich zugetheilt war, erfüllte. Auch mit der Protektorin des ganzen Unternehmens, als welche unverkennbar die Fürstin *Metternich* angesehen werden musste, war ich jetzt in näheren Verkehr getreten, und fand mich von ihrem Manne, so wie von den weiteren gesandtschaftlichen Kreisen, welchen Beide angehörten, mit einer auszeichnenden Wärme aufgenommen. Namentlich der Fürstin schien man einen allmächtigen Einfluss an dem kaiserlichen Hofe von Frankreich zusprechen zu müssen; der sonst so einflussreiche Staatsminister *Fould* konnte in den Angelegenheiten, die mich betrafen, nichts mehr gegen sie ausrichten. Ich war von ihr angewiesen, für alle meine Wünsche mich stets nur an sie zu wenden: sie würde Alles durchzusetzen wissen, was ihr um so mehr am Herzen läge, als sie wohl sähe, dass ich selbst zu der ganzen Unternehmung noch kein rechtes Vertrauen habe.

Unter diesen Auspizien schien sich der Sommer bis zum Herbst, wo die Proben beginnen sollten, ganz erfreulich für mich anzulassen. Es war mir von Werth, gerade jetzt in dem Stande zu sein, für *Minna*'s Gesundheit, welcher eine Kur im Bade Soden bei Frankfurt dringend

anempfohlen war, gemächlich sorgen zu können; sie reiste Anfangs Juli dahin ab, und ich versprach ihr nach Ablauf ihrer Kur-Zeit, bei Gelegenheit eines jetzt mir ermöglichten Besuches am Rheine, sie von dort abzuholen.

In meinen Beziehungen zum Könige von Sachsen, welcher bisher aus «juristischen Gründen» hartnäckig meiner Amnestirung widerstrebt hatte, war jetzt nämlich eine Wendung zum Besseren eingetreten. Ich verdankte diese der wachsenden Theilnahme der übrigen deutschen Gesandtschaften, namentlich der österreichischen und preussischen, für mich. Herr von *Seebach,* der sächsische Gesandte und Gatte einer Cousine meiner grossherzigen Freundin, *Kalergis,* welcher mir sich ebenfalls in recht herzlicher Weise theilnahmsvoll erwies, schien es nicht länger ertragen zu haben, von seinen Collegen über meine so anstössige Lage als «politischer Flüchtling» interpellirt zu werden. Er hatte es demgemäss für seine Angelegenheit gehalten, beim sächsischen Hofe zu meinen Gunsten zu vermitteln. Hierzu schien auch von der damaligen Prinzessin-Regentin von Preussen, wiederum durch Vermittelung des Grafen *Pourtalès,* wohl gesinnt mitgewirkt zu werden. Ich erfuhr, dass bei einer in Baden stattgefundenen Zusammenkunft der deutschen Fürsten mit Kaiser *Napoléon* ein gewichtiges Wort von ihr beim Könige von Sachsen eingelegt worden sei. Nach der Beseitigung von allerlei lächerlichen Bedenken, welche Herr von *Seebach* mir hatte vortragen müssen, eröffnete dieser mir endlich, dass der König *Johann* mich zwar nicht amnestiren, somit auch die Rückkehr in das Königreich Sachsen mir nicht gestatten könnte, jedoch gegen meinen Aufenthalt in den übrigen deutschen Bundesstaaten, welche ich etwa zu künstlerischen Zwecken besuchen möchte, sobald von ihrer Seite kein Bedenken aufkäme, fortan nichts einzuwenden haben würde. Herr von *Seebach* empfahl mir selbst an, bei meinem ersten Besuche der Rheinländer der Prinzessin-Regentin von Preussen mich vorzustellen, um ihr meinen Dank für ihre Fürsprache auszusprechen, woran dem Könige von Sachsen selbst gelegen zu sein schiene.

Ehe ich zur Ausführung dieses Vorsatzes kam, hatte ich mit meinen Uebersetzern des «Tannhäuser» noch die quälendsten Mühen zu überstehen. In dieser, sowie aller vorangegangenen Beschwerde, befand ich mich wiederum in meinem alten Zustande des Leidens, welcher namentlich im Unterleibe seinen Sitz zu haben schien. Hiergegen verordnete man mir das Reiten; es fand sich ein freundlicher junger Mann, der Maler *Czermak,* welchen Fräulein *Meysenbug* mir zugeführt hatte, und der sich jetzt erbot, bei den mir verordneten Reitübungen behülflich

zu sein. Ich hatte hierzu bei einem Pferdeverleiher ein Abonnement zu nehmen, in Folge dessen mir und meinem Genossen eines Tages die ausbedungenen geduldigsten Pferde des Stalles zugeführt wurden, auf welchen wir nun mit möglichster Vorsicht einen Ritt in das *Bois de Boulogne* wagten. Wir wählten hierzu die Vormittags-Stunden, um nicht mit den eleganten Cavalieren der hohen Welt zusammen zu treffen. Da ich mich auf *Czermak*'s Erfahrung verlassen hatte, war ich nun erstaunt, bei dieser Gelegenheit, ihn, wenn nicht an Reitkunst, doch jedenfalls an Muth zu übertreffen, da ich den allerdings äusserst beschwerlichen Trapp meines Thieres ertrug, während er mit lauten Deprecationen sich gegen Wiederholung dieser Uebung erklärte. Kühn gemacht beschloss ich nun eines folgenden Tages allein auszureiten; der Stallknecht, welcher mir das Pferd gebracht hatte, behielt mich bis zur Barrière de l'Etoile im Auge, jedenfalls gespannt darauf, ob ich mit dem Pferde über diese Gegend hinauskommen würde: als ich mich der Avenue de l'Impératrice näherte, weigerte sich auch mein Schimmel hartnäckig weiter zu schreiten, bog seitwärts und rückwärts aus, blieb wiederum stehen, bis ich mich endlich zur Umkehr entschloss, welcher glücklicherweise der vernünftige Stallknecht vorsorglich entgegen kam; er half mir auf offenem Platze vom Rosse, und führte dieses lächelnd heim. Hiermit war mein letzter Versuch, es im Reiten zu etwas zu bringen, für alle Zeiten beendigt; er kostete mich zehn erworbene Abonnements, welche unbenutzt in meinem Pulte verblieben.

Dafür erquickten mich fortan die einsamen Fusspromenaden im *Bois de Boulogne,* auf denen mich das Hündchen *Fips* munter begleitete, und auf welchen ich von Neuem die Vortrefflichkeit dieser Kulturanlage schätzen lernte. Auch sonst war es um mich stiller geworden, wie diess immer der Sommer in Paris mit sich bringt. *Bülow,* seitdem er den unerhörten Erfolg seines Déjeuners bei *Vachette* an dem kaiserlichen Befehle zur Aufführung des «Tannhäuser» mit erlebt, hatte sich bereits vorlängst nach Deutschland zurückbegeben, und ich trat nun im August den wohl vorbereiteten Ausflug nach den deutschen Rheingegenden an, wo ich zunächst über Köln mich nach Coblenz wendete, um die dort vermuthete *Augusta* von Preussen aufzusuchen. Ich erfuhr jedoch, dass sie sich in Baden aufhalte, und schlug somit den Weg über Soden ein, wo ich *Minna* mit der, seit einiger Zeit von ihr angeworbenen Freundin *Mathilde Schiffner,* zur Weiterreise abholte. Hierbei berührten wir Frankfurt, wo ich meinen ebenfalls durchreisenden Bruder *Albert* seit Dresden zum ersten Male wieder sah.

Hier besann ich mich darauf, dass ich mich am Wohnorte *Arthur Schopenhauer*'s befände; eine sonderbare Scheu hielt mich von einem Besuche bei ihm ab; meine Stimmung war viel zu zerstreut und von allem dem abliegend, was in einem Gespräche mit *Schopenhauer*, selbst wenn ich mich ihm ernstlich gewachsen gefühlt hätte, den einzigen Punkt ausmachen konnte, um dessen Willen andrerseits eine Begegnung mit *Schopenhauer* mir wichtig sein musste. Wie mit so vielem in meinem Leben es mir ergangen ist, verschob ich eine der wichtigsten Angelegenheiten desselben auf die sehnsüchtig erhoffte *andere* Zeit, welche nun endlich bald wohl erscheinen würde! Im Betreff *Schopenhauer*'s dünkte mich wohl, dass schon ein Jahr nach diesem flüchtigen Besuche Frankfurt's, als ich mich in dieser Gegend für länger niederliess um meine Meistersinger auszuführen, diese Zeit gekommen wäre: dort war *Schopenhauer* gerade in diesem Jahre gestorben, — was mich zu einem selbstvorwurfsvollen Nachdenken über die Unberechenbarkeit des Schicksals stimmte.

Dagegen ward bereits jetzt eine andere Hoffnung mir zu nichte; ich hatte mir nämlich geschmeichelt, *Liszt* zu einem Zusammentreffen mit mir hier in Frankfurt bestimmen zu können: dort jedoch fand ich nur den Brief, worin er mir anzeigte, dass die Erfüllung meiner Bitte ihm unmöglich sei. — Von hier aus wendeten wir uns gerade nach Baden-Baden, wo, während *Minna* mit ihrer Freundin sich dem Reize der Verführung durch das Roulette-Spiel aussetzte, ich mich vermittelst eines Empfehlungsbriefes des Grafen *Pourtalès* an Gräfin *Hacke*, Hofdame I. K. Hohheit, um einen Empfang bei meiner hohen Gönnerin bewarb. Nach einigem Zögern erhielt ich von ihr den Bescheid, ich möge sie Nachmittags um fünf Uhr in der Trinkhalle aufsuchen. Es war ein nasskalter Tag, die ganze Umgebung des Lokales um diese Zeit wie ausgestorben, als ich mich der verheissungsvollen Trinkhalle zuwandte, in welcher *Augusta* mit Gräfin *Hacke* auf und ab schritt, und huldvoll anhielt, als sie an mir vorüberkam. Ihr Vortrag bestand fast lediglich in Betheuerungen ihrer gänzlichen Machtlosigkeit nach jeder Seite hin, gegen welche ich, unvorsichtig genug, des mir von Seiten des Königs von Sachsen gegebenen Winkes, bei ihr der mir gewährten Vergünstigung wegen mich zu bedanken, erwähnte. Diess schien sie offenbar zu verdriessen, und sie entliess mich unter gleichgültigen Bezeugungen einer ziemlich unbedeutenden Theilnahme. Später sagte mir meine alte Freundin *Alwine Frommann*, sie wisse nicht was der Prinzessin an mir misfallen haben müsste, vielleicht sei es meine sächsische Aus-

sprache gewesen. — Für diessmal verliess ich somit das sonst so gepriesene Paradies von Baden, ohne irgend einen freundlichen Eindruck mit mir zu nehmen, bestieg mit *Minna* allein in Mannheim das Dampfschiff, welches mich zum ersten Male eine Rheinfahrt abwärts führte, wobei es mir in die Erinnerung kam, dass ich wiederholt den Rhein überschritten hatte, ohne diese so charakteristische Gedenkstrasse des deutschen Mittelalters kennen gelernt zu haben. Mit einer eiligen Zurückkehr über Köln beendigte ich diesen, nur achttägigen Ausflug, um von jetzt an der Lösung des peinlich ernst sich gestaltenden Problems meiner Pariser Unternehmung mich zuzuwenden.

Was mir die Beschwerden, denen ich entgegen ging, sehr erleichtern zu wollen schien, war das freundschaftliche Verhältniss, welches der junge Banquier *Emil Erlanger* mit mir einzugehen sich angelegen sein liess. Ein sonderbarer Mensch, *Albert Beckmann*, ehemaliger hannöverischer Revolutionär, späterer Privatbibliothekar des Prinzen *Louis Napoléon*, jetzt Press-Agent für verschiedene, mir nicht klar gewordene Interessen, hatte als erklärter Parteigänger für mich meine Bekanntschaft zu machen gewusst, und sich hierbei stets ausnehmend gefällig bewiesen. Jetzt erklärte er mir, dass auch Herr *Erlanger*, für welchen er ebenfalls in Press-Angelegenheiten thätig war, meine Bekanntschaft zu machen wünsche; ich war im Begriff, ihm diess rund abzuschlagen, indem ich ihm erklärte, von einem Banquier nichts nöthig zu haben als sein Geld; diesem Scherze wurde sogleich mit der ernsten Versicherung erwiedert, dass eben in dem ersichtlich mir nöthigen Sinne *Erlanger* mir nützlich zu werden wünsche. Ich lernte in Folge dessen einen wirklich recht angenehmen Menschen kennen, welcher zunächst von einer wirklichen Liebe zu meiner Musik, die er in Deutschland häufig gehört hatte, zu theilnehmender Gesinnung für mich bestimmt worden war. Er trug mir unverhohlen seinen Wunsch vor, meine finanziellen Geschäfte ihm von mir übergeben zu erhalten, worunter zunächst wohl nichts anderes zu verstehen war, als dass er sich zu den für die Dauer mir nöthig werdenden Subsidien verpflichten wolle, wogegen ich ihm alle meine aus Pariser Unternehmungen resultirenden Einnahmen zur Verwaltung übergeben sollte: es läge ihm daran, so sagte er, in Paris als mein Banquier zu gelten. Dieses Anerbieten war mir so neu, als es andrerseits meiner eigenthümlichen Lage zutreffend entsprach; wirklich hatte ich nach dieser Seite meines finanziellen Bestehens hin, bis zur Entscheidung meiner ganzen Pariser Situation, keine Belästigungen mehr zu bestehen. War auch der Umgang mit Herrn *Erlanger* von all

den Umständen begleitet, welche die blosse Gutartigkeit eines Menschen nicht aufzuheben vermag, so fand ich doch in ihm zu jeder Zeit einen treu ergebenen, und für mein Wohlergehen, so wie für das Gelingen meiner Unternehmung ernstlich besorgten Menschen.

Diese höchst befriedigende Wendung, welche unter andern Umständen mir wohl den besten Muth zu geben geeignet war, vermochte jedoch gegenüber einem Unternehmen, dessen gänzliche Hohlheit und Ungeeignetheit für mich fast bei jeder Berührung mit ihm mir klar aufgehen musste, mir zu keiner Art freundlicher Stimmung zu verhelfen. Mit Missmuth ging ich an Alles, was diese Unternehmung, welche andrerseits die Grundlage des mir erwiesenen Zutrauens war, fördern sollte. Nur vermochte eine neue Bekanntschaft, welche hierdurch mir zugeführt wurde, in angenehmer Weise mich abermals über den Charakter meines Vorhabens in eine ermunternde Unklarheit zu versetzen: Herr *Royer* erklärte mir, dass er die Uebersetzung, welche ich unter unerhörten Bemühungen durch meine beiden Volontaire hatte zu Stande bringen lassen, nicht gelten lassen könne, und empfahl mir auf das Angelegentlichste Herrn *Charles Truinet,* mit dem Autornamen *Nuitter,* zur gründlichen Umarbeitung derselben. Dieser noch junge Mann, von ungemein einnehmendem, freundlich offenem Wesen, hatte sich schon vor einigen Monaten auf die Empfehlung *E. Ollivier*'s, dessen College als *Avocat au barreau de Paris* er war, bei mir eingefunden, um mir seine Mithülfe zur Uebersetzung meiner Opern anzubieten. Stolz auf meine Verbindung mit *Lindau* hatte ich ihn jedoch abgewiesen; jetzt war aber die Zeit gekommen, wo, in Folge der Erklärungen des Herrn *Royer,* das erneuerte Anerbieten *Truinet*'s in Betracht gezogen werden musste. Er verstand kein Deutsch, erklärte jedoch selbst hierfür an seinem alten Vater, welcher längere Zeit in Deutschland gereist und sich einiges Nöthige von unserer Sprache angeeignet hatte, einen genügenden Rückhalt zu haben. In Wahrheit bedurfte es nach dieser Seite hin aber keiner besonderen Kenntnisse, da es wirklich nur darauf anzukommen schien, den Versen, welche der arme *Roche* unter der unverschämten Domination durch den alles besser wissen wollenden *Lindau* ängstlich zusammen gebracht hatte, ein freieres französisches Ansehen zu geben. Mich nahm bald die unermüdliche Geduld, welche *Truinet,* um meinen Anforderungen auch in musikalischer Hinsicht zu entsprechen, auf immer neue Veränderungen verwendete, für diesen letzten Mitarbeiter ein. Von jeder Einmischung in diese neue Bearbeitung mussten wir fortan den als ganz unfähig erkannten *Lindau* entfernt

halten, wogegen *Roche* in so fern als Collaborateur beibehalten wurde, als seine Arbeit zur Grundlage der neuen Versifizirung diente. *Roche,* der nur schwer von seinem Bureau der Douane abkommen konnte, blieb des Weiteren jeder Bemühung überhoben, da *Truinet* vollkommen frei war und sich täglich mit mir in Verbindung erhalten konnte. Ich ersah nun, dass sein Advokatentitel ihm nur als Schmuck diente, und er nie daran dachte einen Prozess zu führen, wogegen er sein Interesse hauptsächlich der Administration der grossen Oper zuwendete, welcher er ausserdem als Archivar derselben attachirt war. Bald mit diesem oder jenem Kameraden verbunden, arbeitete er aber auch an kleinen Theaterstücken für das *Vaudeville* und niederere Theater, ja selbst für die *Bouffes parisiens,* über welchen Theil seiner Thätigkeit er jedoch mit grosser Verschämtheit stets jeder Auskunft zu entgehen wusste. War ich ihm für die schliessliche Einrichtung eines singbaren und allgemein als *acceptable* beurtheilten Textes meines «Tannhäuser» recht verbunden, so entsinne ich mich doch nicht von seinen poetischen, ja selbst ästhetischen Anlagen hingerissen worden zu sein; wogegen sein Werth als kundiger, warm und unbedingt ergebener Freund zu jeder Zeit, und namentlich der allerschlimmsten, immer deutlicher erkannt werden durfte. Ich entsinne mich kaum, je wieder einen Menschen von so zartem Urtheil in den schwierigsten Dingen, und dabei von so energischer Bereitwilligkeit schliesslich für die von mir behauptete Ansicht einzustehen, angetroffen zu haben.

Zunächst hatten wir gemeinschaftlich eine ganz neue Arbeit zu fördern. Einem stets von mir gefühlten Bedürfnisse entsprechend, hatte ich nämlich die Veranlassung dieser sorgsam vorbereiteten Aufführung des «Tannhäuser» ergriffen, um die erste Scene der *Venus* in einem bedeutenden Sinne zu erweitern und zu vervollständigen. Hierzu verfasste ich den Text in zwanglosen deutschen Versen, um dem Uebersetzer die volle Freiheit einer geeigneten französischen Ausführung zu überlassen: man bezeugte mir dass *Truinet*'s Verse nicht übel ausgefallen seien, und auf diese führte ich dann die Scene zuerst musikalisch aus, um später den deutschen Text der Musik schliesslich anzupassen. — Ausserdem hatten meine ärgerlichen Debatten mit der Direktion im Betreff eines grossen Ballet's mich dahin bestimmt, der einleitenden Scene des «Venusberges» ebenfalls eine bei weitem grössere Ausdehnung als früher zu geben, wodurch nach meiner Meinung dem Balletpersonale eine so ausschweifende choregraphische Aufgabe gestellt sein sollte, dass man in dieser Hinsicht sich über meine Unwillfährigheit nicht mehr

zu beklagen haben möchte. Die musikalische Komposition der beiden Scenen beschäftigte mich nun während des Monates September in bedeutender Weise, während ich zugleich im Foyer der grossen Oper die Klavierproben zu «Tannhäuser» begann.

Das zum Theil für diesen Zweck neu engagirte Personal war jetzt versammelt, und es interessirte mich nun, den Charakter des Studium's eines neuen Werkes bei der französischen Oper kennen zu lernen. Dieser lässt sich einfach bezeichnen durch: höchste Trockenheit bei ausserordentlicher Genauigkeit; in beiden Hinsichten excellirte der *Chef du Chant*, Mr *Vauthrot*, ein Mann, den ich, weil ich ihm nie eine warme Aeusserung abgewann, für gegen mich feindselig halten zu müssen glaubte, der aber andererseits durch die peinlichste Sorgfalt hierfür mir bewies, wie ernst er es mit der Sache meine. Er bestand noch auf namhaften Korrekturen des Textes, zum Zwecke einer vortheilhaften Unterlegung unter den Gesang. Ich hatte mich durch die Kenntniss *Auber*'scher und *Boieldieu*'scher Partituren zu der Annahme verleiten lassen, dass die Franzosen gegen die Betonung stummer Sylben in Poesie und Gesang gänzlich gleichgültig seien; *Vauthrot* behauptete, dass seien nur die Komponisten, nicht aber gute Sänger. Seinen mannigfach aufstossenden Bedenken im Betreff von Längen, entgegnete ich mit der Bemerkung, dass ich nicht begriffe, wie man in der Oper mit irgend etwas das Publikum zu langweilen befürchten könne, nachdem man es daran gewöhnt habe, an der *Rossini*'schen «Semiramis», welche jetzt dort häufig gegeben wurde, Gefallen zu finden: hier sann er nach, und gab mir Recht, was die Monotonie der Handlung wie der Musik beträfe; nur vergässe ich, dass weder Handlung noch Musik bei solchen Aufführungen vom Publikum in Betracht gezogen würden, sondern alle Aufmerksamkeit des Publikum's sich einzig auf die virtuose Leistung der Sänger richte. Auf diese war es nun beim «Tannhäuser» eben so wenig abgesehen, als sie mir anderen Falls auch irgend wie zu Gebote gestanden hätte; die einzige Virtuosin meines Personales war eine ziemlich groteske, aber üppige Jüdin, Mme *Tedesco*, welche aus Portugal und Spanien von italienischen Operntriumphen zurückkehrte; sie schien offenbar sehr zufrieden, durch meine willenlose Wahl zur «Venus» zu einem Engagement an der Pariser Oper gelangt zu sein, und gab sich auch alle erdenkliche Mühe, die ihr gänzlich fremdartige, nur für eine wahrhafte Tragödin bestimmte Aufgabe, so weit es möglich, zu lösen, was eine Zeitlang wirklich zu einem guten Erfolge sich anzulassen schien, als in vielen Specialproben mit *Niemann* es unverkennbar zu einer lebhaften Neigung zwischen

«Tannhäuser» und «Venus» führte. Da *Niemann* auch mit grossem Geschick sich der französischen Aussprache bemächtigte, nahmen diese Proben, in denen sich auch Fräulein *Sax* erfreulich bewährte, einen wahrhaft Hoffnung erweckenden Fortgang, was für jetzt dadurch noch ungestört blieb, dass mir hierbei die Bekanntschaft des Herrn *Dietzsch* noch nicht näher trat; denn dieser assistirte als *chef d'orchestre* und zukünftiger Dirigent der Oper, vorläufig, nach dem Herkommen des Institutes, nur erst den Klavierproben, um in ihnen sich genau mit den Intentionen der Sänger bekannt zu machen. Noch weniger störte mich Herr *Cormon*, der Regisseur der Oper, welcher ebenfalls bei den Proben zugegen war, und von dem die häufigen sogenannten Setzproben, in welchen das Spiel der Scene bereits verabredet und angeordnet wurde, mit dem von den Franzosen gewohnten lebhaften Geschick geleitet wurden. Selbst wo dieser oder auch andere mich nicht verstanden, ordnete man sich doch immer willig meinen Entscheidungen unter, da ich stets noch für allmächtig angesehen wurde, und jeder der Meinung war, ich könne durch die Fürstin *Metternich* alles durchsetzen was ich wolle. Manches war geeignet, diesen Glauben zu bestärken: so hatte ich erfahren dass Prinz *Poniatowsky* mit der Wiederaufnahme einer seiner durchgefallenen Opern dem Fortgange unserer Proben beschwerlich zu fallen drohe; meiner Klage hierüber entsprach die unerschrockene Fürstin sogleich durch die Auswirkung eines Befehles, nach welchem die prinzliche Oper zurückgelegt wurde, was mir natürlicherweise nicht eben die Freundschaft dieses Herren gewinnen konnte, worüber mich ein Besuch bei ihm ziemlich deutlich aufklärte. —

Ausserhalb dieser Beschäftigung ward ich zugleich durch einen Besuch meiner Schwester *Luise* und eines Theiles ihrer Familie zerstreut. Dass ich sie nur mit höchster Schwierigkeit bei mir bewirthen konnte, lag in dem sonderbaren Umstande, dass es jetzt überhaupt lebensgefährlich geworden war in meine Wohnung zu gelangen; es enthüllte sich jetzt nämlich, warum, als ich diese Wohnung miethete, der Wirth zwar auf einen längeren Contrakt, durchaus aber auf keine Reparaturen in seinem Hause einging; denn es war bereits von der Pariser Umbaubehörde beschlossen, die *rue Newton*, mit allen Dependenzien, abzugraben, um von einer der Brücken aus einen breiten Boulevard nach der *Barrière de l'Etoile* hin anlegen zu können. Bis auf den letzten Augenblick wurde dieser Plan officiell aber desavouirt, um hiermit sich die Entschädigungszahlungen für die zu expropriirenden Grundstücke so lange wie möglich zu ersparen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich,

dass dicht an meiner Hausthüre die Strasse bis zu einer immer ansehnlicheren Tiefe abgegraben wurde; so dass, wenn man sie anfänglich nicht mehr mit Wagen passiren konnte, meine Wohnung endlich auch zu Fuss unerreichbar ward. Der Besitzer des Hauses hatte unter solchen Umständen gegen mein Verlassen der Wohnung nichts einzuwenden, und verlangte nur, dass ich ihn um Entschädigung verklagen sollte, weil diess der einzige Weg sei, um seinerseits wiederum zur Verklagung des Gouvernements gelangen zu können. Meinem Freunde *Ollivier* war um diese Zeit, wegen eines parlamentarischen Vergehens, auf ein Vierteljahr die Ausübung seiner Advokaten-Praxis untersagt worden; er wies mich nun für die Führung meines Prozesses an seinen Freund *Picard,* welcher, wie ich aus den späteren gerichtlichen Verhandlungen ersah, mit vielem Humor sich seiner Aufgabe entledigte. Dennoch blieb jede Entschädigung für mich (ob für den Propriétaire, weiss ich nicht) aus, und ich musste mich einfach mit der Entbindung von meinem Miethcontrakte begnügen. Somit hatte ich die Erlaubniss, mich nach einer anderen Wohnung umzusehen, welche ich jetzt in geringer Entfernung von der Oper aufsuchte, und dürftig und unfreundlich in der *rue d'Aumale* auffand. Bei rauhem Wetter vollzogen wir im Spätherbst den beschwerlichen Umzug, bei welchem *Luise*'s Tochter, meine Nichte *Ottilie,* mir als tüchtiges Kind freundlich behülflich war. Leider hatte ich mich hierbei aber stark erkältet, wogegen ich auch hier mich nicht schonte, und von neuem mich den wachsenden Aufregungen der Proben aussetzte, bis mich endlich ein typhöses Fieber danieder warf.

Wir waren im Monat November angelangt; meine zur Heimkehr genöthigten Verwandten verliessen mich im Zustande der Besinnungslosigkeit, und ich blieb nun der Behandlung meines Freundes *Gaspérini* überlassen, zu welchem ich aber in meinen Fieberparoxismen alle erdenklichen Hülfsärzte herbeigezogen verlangte, von denen auch wirklich Graf *Hatzfeld* wenigstens den Arzt der preussischen Gesandtschaft herbei brachte. Das hiermit begangene Unrecht gegen meinen äusserst besorgsamen Freund beruhte keineswegs auf einem Misstrauen gegen ihn, sondern es war diess eine Ausgeburt meiner Fieberphantasien, welche mein Gehirn nur mit den übermüthigsten und üppigsten Phantasien erfüllten. Ausserdem, dass in diesem Zustande Fürstin *Metternich* und Mme *Kalergis* mir eine vollständige Hofhaltung einrichteten, zu welcher auch der Kaiser *Napoléon* von mir eingeladen wurde, bestand ich in Wirklichkeit darauf, dass *Emil Erlanger* mir eine Villa bei Paris zur Verfügung stellte, wohin man mich bringen solle, da ich doch un-

möglich in dem finsteren Neste, wo ich wirklich lag, mich wieder erholen können würde. Endlich aber bestand ich mit Entschiedenheit darauf, nach Neapel gebracht zu werden, wo ich mir im zwanglosen Umgange mit *Garibaldi* eine sofortige Genesung versprach. Gegen allen diesen Unsinn hielt *Gaspérini* tapfer aus; er und *Minna* bewältigten mich wüthend sich sträubenden, um mir die nöthigen Senfpflaster auf die Fusssohlen zu appliziren. Oft sind mir in unruhigen Nächten meines späteren Lebens ähnliche eitel hochmüthige Phantasien wiedergekehrt, welche ich beim Erwachen mit Grauen als den in jenem Fieberzustande entsprungenen verwandt erkannte. Nach fünf Tagen wurden wir des Fiebers Herr; nur schien ich jetzt erblinden zu wollen, und meine Schwäche war ungemein. Endlich wich wohl auch die Affektion der Sehkraft, und nach einigen Wochen getraute ich mich wieder die wenigen Strassen bis zur Oper dahin zu schleichen, um meiner Sorge für den Fortgang der Proben Genüge zu thun.

Hier schien man, mit den sonderbarsten Gefühlen in diesem Betreff, mich für dem Tode verfallen gehalten zu haben; ich erfuhr dass die Proben ganz unnöthiger Weise bisher ausgesetzt worden waren. Des weiteren machte ich jetzt immer mehr Wahrnehmungen von einem inneren Verfalle dieser Angelegenheit, welche ich zunächst, da ich der Erholung zu sehr bedürftig war, mir zu verbergen gewaltsam mich bemühte. Ich erfreute mich dagegen mit sonderbarer Gelauntheit an der Publikation einer Uebersetzung meiner vier, bis dahin erschienenen Operndichtungen, welche ich mit einem sehr ausführlichen Vorworte, an Herrn *Frédéric Villot* gerichtet, eingeleitet hatte. Die Uebersetzung von allem diesem hatte mir Herr *Challemel Lacour* besorgt, ein Mann, den ich als früheren politischen Flüchtling bei *Herwegh* in Zürich gelegentlich kennen gelernt hatte, und welcher mir nun als geistvoller Uebersetzer so vortreffliche Dienste geleistet hatte, dass alle Welt über den Werth seiner Arbeit günstig urtheilte. Den deutschen Urtext des Vorwortes hatte ich dem Buchhändler *J. J. Weber* in Leipzig, unter dem Titel «Zukunftsmusik», zur Veröffentlichung übergeben. Auch diese Brochure gelangte jetzt an mich, und erfreute mich als vermuthlich einzige Ausbeute meiner ganzen, äusserlich so glänzend sich ausnehmenden, Pariser Unternehmung. — Zugleich vermochte ich jetzt noch die neue Komposition zu *Tannhäuser* vollständig zu beendigen: von dieser war noch die grosse Tanz-Scene im *Venusberg* übrig geblieben, welche ich eines Morgens um drei Uhr, nach durchwachter Nacht, zum Schluss brachte, als gerade *Minna*, welche mit einer Freundin dem grossen

Ball des *Hotel de Ville* beigewohnt hatte, von dort zurückkehrend in die Wohnung trat. Ihr besorgte ich ausserdem ziemlich reiche Geschenke zur Weihnacht, während ich selbst auf den Rath meines Arztes fortfuhr, durch ein Beefsteak des Morgens und durch ein Glas bayerisches Bier vor Schlafengehen, in meiner lange sich verzögernden Wiedergenesung mich zu stärken. Das Sylvesterfest begingen wir jedoch in diesem Jahre nicht, wogegen ich ruhig in das neue Jahr 1861 hinüberschlief.

1861. Mit dem Beginn des neuen Jahres verwandelte sich auch die, mit meiner Erkrankung eingetretene schlaffe Betreibung der Proben zu *Tannhäuser*, in eine entschlossenere Inangriffnahme aller Accidentien der beabsichtigten Aufführung. Zugleich hatte ich aber auch zu bemerken, dass sich die Stimmung aller Betheiligten wesentlich verändert hatte. Die über die Gebühr zahlreichen Proben machten mir den Eindruck, als wenn man von Seiten der Direktion mehr an die strikte Ausführung eines Befehles sich hielte, als durch eine Hoffnung auf einen guten Erfolg geleitet wäre. Und allerdings gewann ich jetzt immer mehr den Einblick in die wirkliche Lage der Dinge. Von Seiten der Presse, welche ganz in *Meyerbeer*'s Händen war, wusste ich längst was ich mir zu erwarten hatte. Auch die Direktion hatte jetzt, vermuthlich nach mannigfachen Bemühungen, die Hauptführer der Presse geschmeidig zu stimmen, die Ueberzeugung gewonnen, dass von dieser Seite her das Wagniss meines *Tannhäuser* nur eine feindliche Aufnahme finden würde. Diese Einsicht drängte sich selbst den allerhöchsten Kreisen auf, und man schien von dieser Seite her nun auf Mittel zu sinnen, die in der *Oper* Ausschlag gebende Partei des Publikum's für mich zu gewinnen. Fürst *Metternich* lud mich eines Tages ein, dem neuen Staatsminister, Grafen *Walewsky*, von ihm mich vorstellen zu lassen; diess geschah mit einiger Feierlichkeit, welche sich namentlich in der an mich gerichteten sehr persuasiven Rede des Grafen, kund gab, als dieser mich davon zu überzeugen suchte, dass man durchaus meine Fortune wünsche und mir den grössten Succès zu bereiten gedenke: ich habe diess, so schloss er, in meinen Händen, sobald ich mich dazu entschlösse, dem zweiten Akte meiner Oper ein Ballet einzufügen; es solle sich hierbei nicht etwa um ein Geringes handeln: es wurden mir die allerberühmtesten Tänzerinnen von Petersburg und London vorgeschlagen, unter denen ich nur wählen sollte; ihr Engagement sei sofort beschlossen, sobald ich ihrer Mitwirkung meinen Erfolg anvertrauen wollte. Ich glaube, dass ich mit nicht mindrer Beredtsamkeit erwiderte, als ich alle diese Propositionen ablehnte; dass ich damit aber gänzlich ohne

Erfolg blieb, beruhte darauf, dass ich den Herrn Minister nicht zu verstehen schien, als er mir erklärte, ein Ballet im ersten Akte zähle für gar keines, weil diejenigen *habitués*, denen bei einem Opernabende einzig am Ballett es liege, neuerer Zeit erst um 8 Uhr dinirten und somit erst gegen 10 Uhr, also um die Mitte der Opern-Aufführung, das Theater zu besuchen gewohnt seien. Meiner Einwendung, dass, wenn ich diese Herrn mir nicht verpflichten könnte, ich dafür wohl auf einen andern Theil des Publikums im richtigen Sinne zu wirken vermöchte, entgegnete er mit unerschütterlicher Feierlichkeit, dass diese Herrn es einzig wären, auf deren Mithülfe zu einem guten Erfolge gerechnet werden könne, da sie Macht genug besässen, selbst dem üblen Verhalten der Presse Trotz zu bieten. Als ich auch für diese Rücksicht taub blieb, und mich erbot lieber mein Werk gänzlich zurück zu ziehen, ward mir wiederum mit grossem Ernste versichert, durch den Befehl des Kaisers, welchen alle Welt auszuführen habe, sei ich Herr der Sache; man würde in Allem meinen Wünschen nachkommen, wogegen er mir nur einen freundschaftlichen Rath ertheilen zu müssen geglaubt habe.

Das Resultat dieser Unterredung machte sich mir nun bald in vielen Anzeichen bemerklich. Mit Feuer warf ich mich auf die Ausführung der grossen und exzentrischen Tanzscenen des ersten Aktes, für welche ich jetzt auch den Balletmeister *Petitpas* mir zu gewinnen suchte; ich forderte Unerhörtes, vom gewohnten Balletwesen gänzlich Abliegendes; ich verwies auf die Tänze der Mänaden und Bacchanten, und versetzte ihn hiermit nur in ein Erstaunen darüber, dass ich vermeinte, es würde so etwas, was er sehr wohl verstünde, mit seinen niedlichen Tanz-Eleven heraus zu bringen sein: denn, so eröffnete er mir, auf die eigentlichen Tänzerinen der Oper hätte ich, da ich mein Ballet in den Anfang des ersten Aktes verlegt, doch wohl von selbst verzichtet; wogegen er mir nun einzig etwa das Engagement von drei ungarischen Tänzerinnen, welche bisher in den Féerien der *Porte St. Martin* getanzt hatten, für die drei Grazien anzubieten vermöchte. War es mir im Grunde recht, mit jenen vornehmen Balletdamen nichts zu thun zu haben, so drang ich nun desto mehr darauf, dass das eigentliche Balletcorps in eine bedeutende Bewegung gesetzt werde. Ich wollte das männliche Personal auf einen bedeutenden Fuss gebracht wissen, erfuhr aber, dass hierfür, ausser einigen Schneidern, welche, für monatlich 50 Franken, während der Pas der Solotänzerinnen verlegen an den Coulissen figurirten, nichts aufzutreiben sei. Endlich wollte ich die Sache durch das Kostüm erzwingen, und erbat mir hierfür bedeutende Vorlagen; nun erfuhr ich

aber, nachdem ich durch manche Hinterhaltigkeit ermüdet war, durch die aufrichtige Mittheilung meines treuen Freundes *Truinet*, dass die Direktion entschlossen sei, für das gänzlich verloren erachtete Ballet nicht einen Sou auszugeben. Diess war das erste der Anzeichen, welche mich bald darüber aufklärten, dass der *Tannhäuser* selbst in den Kreisen der Verwaltung bereits als vergebene Arbeit und verlorene Mühe aufgefasst wurde.

Die hieraus sich ergebende Stimmung lastete von jetzt an mit immer zunehmendem Drucke auf Allem, was zur Vorbereitung der stets sich verzögernden Aufführung unternommen wurde. Die Proben waren mit dem Beginne des Jahres bereits in das Stadium der scenischen Arrangements und Orchesterübungen eingetreten: hier ging alles mit einer Sorgfalt zu, welche mir anfangs sehr angenehm auffiel, bis sie mir endlich lästig wurde, weil ich einsah, dass durch ewiges Repetiren die Kräfte erschlafften, während ich mich jetzt getrauen durfte, wenn ich Alles nach meiner Weise in die Hand genommen haben würde, die Sache schnell im besten Sinne an das Ziel zu bringen. Nicht aber die hieraus entstandene Ermüdung war es, welche den Hauptträger meines Werkes, den Sänger *Niemann*, schliesslich seiner, Anfangs mit so Hoffnung erweckender Energie erfassten Aufgabe, abwendig machte. Er war darüber aufgeklärt worden, dass meinem Werke der Untergang geschworen sei. Von jetzt an verfiel er in eine Schwermuth, welcher er mir gegenüber den Charakter des *Dämonischen* zu geben sich bemühte; er behauptete nur noch schwarz sehen zu können, und brachte hierbei einiges ganz vernünftig Lautende hervor, nämlich eine Kritik des ganzen Institutes der *Oper* und ihres Publikum's, die Beschaffenheit unseres Sängerpersonales, von welchem doch gewiss keiner in meinem Sinne für seine Rolle geeignet sei, und dazu alles das, was ich wohl selbst mir nicht verschweigen konnte, sobald ich, sei es mit dem *Chef du Chant*, dem Regisseur, Balletmeister und Chordirektor, besonders aber dem *Chef d'orchestre*, über mein Werk verkehrte. Vor allen Dingen bestand *Niemann*, welcher anfänglich die grösste Vollständigkeit der zu gebenden Partie mit vollem Bewusstsein sich zum Gesetz gemacht hatte, auf Kürzungen; meinem Erstaunen hierüber entgegnete er, ich möchte doch nur ja nicht glauben, dass es auf diese oder jene Stelle ankommen würde; wir seien in einer Unternehmung begriffen, die nicht summarisch genug abgethan werden könnte.

Unter diesen wenig ermuthigenden Umständen schleppte sich das Studium des «Tannhäuser» bis in die Nähe der sogenannten General-

proben hin. Von allen Seiten her strömten die Freunde meiner vergangenen Lebensjahre in Paris zusammen, um der «Glorie» der erwarteten ersten Aufführung beizuwohnen. Unter diesen befand sich *Otto Wesendonk, Ferdinand Präger,* der unselige *Kietz,* für welchen ich noch dazu Reise und Aufenthaltskosten zu zahlen hatte, glücklicherweise aber auch Herr *Chandon* aus Epernay mit einem Korb «fleur du jardin», dieser seiner vorzüglichsten Champagnersorte, welche dem glücklichen Erfolge des «Tannhäuser» zugetrunken werden sollte. Aber auch *Bülow* kam, bedrückt und traurig von den Beschwerden seines eigenen Lebens, wie in der Hoffnung an einem guten Erfolge meiner Unternehmung sich ermuthigen und erfrischen zu können. Ich wagte nicht ihm den von mir erkannten schlimmen Stand der Sache trocken mitzutheilen; im Gegentheil, da ich ihn so entmuthigt sah, zeigte ich ihm gute Miene zum bösen Spiele; nur entging es ihm bei der ersten Probe, welcher er beiwohnte selbst nicht, wie hier alles beschaffen war; auch ich verhehlte ihm nun nichts mehr, und so verblieben wir die Zeit bis zu den stets von neuem sich verzögernden Aufführungen in einem wehmüthigen Verkehre, welchem blos die seinerseits unablässig gemachten Anstrengungen, mir nützlich zu sein, eine lebendige Bewegung gaben. Auf welcher Stelle wir nur unser groteskes Unternehmen auffassten, überall stiessen wir auf Ungeeignetes, Unbefähigtes: so war es nicht möglich, die zwölf Waldhörner, welche in Dresden so kühn die Jagdrufe des ersten Aktes hatten erschallen lassen, im grossen Paris zusammen zu bringen; ich hatte hierüber mit einem schrecklichen Menschen, dem berühmten Instrumentenmacher *Sax* zu verkehren, welcher mit allerhand Surrogaten von *Saxophon*'s und *Saxhorn*'s mir aushelfen musste, und ausserdem noch mit der Direktion der Musik hinter der Scene amtlich betraut war. Es ist unmöglich geblieben, diese Musik je richtig spielen zu lassen.

Das eigentliche Hauptleiden entstand uns jedoch durch die, in so hohem Grade, als wir sie jetzt erfanden, vorher nicht vermuthete Unfähigkeit des Orchesterdirigenten Mr *Dietzsch.* In den bisher abgehaltenen zahllosen Orchesterproben, hatte ich mich gewöhnt, dieses Menschen wie einer Maschine mich zu bedienen; von meinem gewöhnlichen Platze auf der Bühne, dicht vor seinem Pulte, hatte ich ihn mit dem Orchester zugleich dirigiert, und hierbei vor allen Dingen meine *Tempi* in der Weise behauptet, dass ich keinen Zweifel darüber haben konnte, alles Angegebene würde auch nach meiner Entfernung von der Mitwirkung fest bestehen bleiben. Dagegen fand ich nun, dass, sobald *Dietzsch* sich selbst überlassen war, Alles in das Schwanken gerieth, indem nicht

ein Tempo oder eine Nuance mit Bewusstsein und Sicherheit festgehalten wurde. Jetzt erkannte ich die äusserste Gefahr in der wir schwebten. Wenn keiner der Sänger für seine Aufgabe geeignet war, und somit durch ihre richtige Lösung eine wahrhaftige Wirkung hervorzubringen versprechen konnte; wenn der eigentliche Lebensnerv der jetzigen Pariser Aufführungen, das Ballet und selbst die brillante Ausstattung, diessmal gar nicht, oder doch nur in bescheidenem Sinne, zu dem Ganzen mitwirken konnte; wenn der ganze Geist der Dichtung und das gewisse Etwas, was selbst bei den schlechtesten Aufführungen in Deutschland mein Werk dort das Publikum gewissermassen anheimeln lässt, hier fremd und höchstens nur sonderbar berühren konnte: so war es schliesslich der im Orchester prägnant sich aussprechende Charakter der Musik, welcher, wenn er energisch zum Ausdrucke kam, mit Bestimmtheit selbst auf ein Pariser Publikum Eindruck machen durfte. Gerade hier aber sah ich nun Alles in ein farbloses Chaos sich verlieren, und jede Linie der Zeichnung sich verwischen; ausserdem geriethen die Sänger in zunehmende Unsicherheit, ja selbst die armen Mädchen des Ballets fanden den Takt zu ihren trivialen *Pas* nicht mehr; und so glaubte ich endlich mit der Erklärung einschreiten zu müssen, dass die Oper eines anderen Dirigenten bedürfe, so wie dass im Nothfall ich mich selbst anböte, seine Stelle zu vertreten. Diese Erklärung trieb jetzt die Verwirrung, welche sich rings um mich zusammengezogen hatte, auf ihre Spitze; selbst das Orchester, welches die Unfähigkeit seines Dirigenten längst erkannte und laut verspottete, nahm jetzt, wo es sich um ihren notorischen Chef handelte, Partei gegen mich; die Presse wüthete über meine «arrogance», und allen hieraus entstandenen Bewegungen gegenüber wusste *Napoléon III.* mir keinen anderen Rath ertheilen zu lassen, als, von meinem Begehren abzustehen, da ich dadurch meine Lage und die Aussichten meines Werkes nur auf das Aeusserste gefährden würde. Dagegen ward mir zugestanden, dass ich die Proben erneuern, und deren so viele halten lassen sollte, bis ich befriedigt sei. —

Dieser durch anbefohlene Erneuerung der Proben ergriffene Ausweg konnte zu nichts Anderem führen, als zur höchsten Ermüdung für mich und das gesammte aktive Personal, während es andrerseits immer dabei blieb, dass Herr *Dietzsch* für das Tempo unzurechnungsfähig war. Als ich mir hiernach endlich den gewaltsamen Anschein gab, durch Anforderungen für den rechten Vortrag der unvermeidlichen Aufführung zu nützen, brach die Opposition gegen das «Zuviel» des Probirens bei den impetuosen Musikern des Orchester's zuerst aus. Ich merkte hieran

wohl, dass die Versicherung meiner relativ so aufzufassenden «Macht» von Seiten der Generaldirektion nicht sehr aufrichtig gemeint war, und gelangte, gegenüber der allmählich immer stärker werdenden Bewegung der Uebermüdung von allen Seiten, zu dem Entschlusse, meine «Partitur» — wie man es nannte — zurückzufordern, d. h. der Aufführung der Oper zu entsagen. Ich richtete ein ganz besonderes Postulat in diesem Sinne an den Staatsminister *Walewsky*, erhielt aber zur Antwort, dass meinem Verlangen unmöglich entsprochen werden könnte, und diess zwar schon der bedeutenden Kosten wegen, welche bisher die Vorbereitungen meiner Oper verursacht hätten. Ich wollte mit diesem Bescheide mich nicht zufrieden geben, und berief die näher für meine Angelegenheit sich interessirenden Freunde, unter denen sich Graf *Hatzfeld* und *Emil Erlanger* befanden, zu einer Conferenz zusammen, um mit ihnen über die mir zu Gebote stehenden Mittel zur Verbietung der Aufführung des «Tannhäuser» im Opernhause zu berathen. (Der Zufall fügte, dass dieser Conferenz auch *Otto Wesendonk* zugegen war, welcher immer noch auf die Freude, der ersten Aufführung beizuwohnen, in Paris wartete; hier überzeugte er sich wohl, wie hoffnungslos diese Angelegenheit stand, und flüchtete alsbald nach Zürich zurück. Ganz so war es bereits *Präger* ergangen; nur *Kietz*, welcher für sein Weiterleben in dieser Welt sich einiges Geld in Paris zu verschaffen bemüht war, hielt unter den Schwierigkeiten, hierzu zu gelangen, treulich aus.) Wenn das Resultat auch dieser Conferenz eine neue Vorstellung an den Kaiser *Napoléon* war, so war die gleiche Vergünstigung, mit welcher mir geantwortet wurde, immer wieder nichts anders als die Autorisation zur Veranstaltung neuer Proben; bis ich denn endlich, in tiefster Seele ermüdet, beschloss, der Sache, über welche ich mir bereits im pessimistischen Sinne vollkommen klar war, auch äusserlich ihren Verlauf zu lassen.

Während ich nun in dieser Stimmung zur endlichen Ansetzung der ersten Aufführung meiner Oper meine Zustimmung gegeben hatte, wurde ich auch andrerseits auf das Wunderlichste in dieser Angelegenheit bedrängt. Jeder meiner Freunde und Parteigänger forderte einen guten Platz für die erste Aufführung; von der Direktion ward mir jedoch bedeutet, dass die Besetzung des Auditoriums gerade bei solchen Gelegenheiten ganz in die Hände des Hofes und seiner Dependenzien gelegt sei. An wen man diese Plätze vorzüglich vergab, wurde mir bald auch klar genug; für jetzt hatte ich nur die grosse Beschwerde zu bestehen, vielen meiner Freunde nicht nach Wunsch dienen zu können. Unter diesen bezeigten sich einige ausserordentlich empfindlich gegen

die vermeintlich von mir ihnen widerfahrene Vernachlässigung: *Champfleury* beschwerte sich in einem Briefe über flagranten Freundschaftsbruch; *Gaspérini* aber trat mit mir in ein offenes Zerwürfniss, da ich seinem Protektor und meinem Gläubiger, dem Generaleinnehmer *Lucy* aus Marseille, nicht eine der glänzendsten Logen reservirt hatte. Ja selbst *Blandine,* welche in den Proben der Oper, denen sie angewohnt hatte, vom liebenswürdigsten Enthusiasmus für mein Werk erfüllt worden war, vermochte schliesslich, als ich ihr und ihrem Gatten *Ollivier* nichts andres als ein paar Sperrsitze zuweisen konnte, den Argwohn einer gegen meine besten Freunde begangenen Zurücksetzung meinerseits nicht zu wehren. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit *Emil*'s, um den Versicherungen der unerhörten Lage, in welcher ich mich als von allen Seiten verrathen darstellen musste, bei der tief beleidigt sich wähnenden Freundin gerechte Berücksichtigung zu verschaffen. Nur der arme *Bülow* verstand Alles; er litt mit mir, und unterzog sich jeder Bemühung, um mir in allen diesen Widerwärtigkeiten zu helfen. Die Aufnahme der ersten Aufführung am 13. März klärte nun wohl Alles auf, und namentlich meine Freunde begriffen, dass ich sie bei dieser Gelegenheit nicht darauf einzuladen gehabt hatte, einem meiner Triumphe beizuwohnen.

Ueber den Verlauf dieses Abends habe ich an andren Orten bereits genügend berichtet; ich durfte mir schmeicheln, dass schliesslich das Gefallen an meiner Oper die Oberhand behalten habe, da die eigentliche Absicht meiner Gegner jedenfalls auf die vollständige Abbrechung dieser Aufführung gezielt hatte, was zu erreichen ihnen eben unmöglich blieb. Nur betrübte es mich, andren Tages von meinen Freunden, an deren Spitze hier *Gaspérini* stand, nichts als Vorwürfe darüber zu empfangen, dass ich die Besetzung des Hauses bei dieser ersten Vorstellung gänzlich meinen Händen habe entwinden lassen; das habe *Meyerbeer* anders verstanden, welcher seit seinen ersten Erfahrungen in Paris nie die Creïrung einer seiner Opern zugelassen habe, ohne der Besetzung des Saales bis in seine innersten Winkel versichert zu sein; da ich jedoch für meine besten Freunde, wie für Herrn *Lucy,* nicht gesorgt hätte, habe ich mir nun den Misserfolg des erlebten Abends selbst zuzuschreiben. In diesen und ähnlichen Angelegenheiten hatte ich nun den ganzen Tag nichts wie Briefe zu schreiben und allerhand versöhnende Bemühungen mir angelegen sein zu lassen. Vor allen Dingen drang man jetzt in mich mit Rathschlägen dafür, wie das Versäumte bei den nächsten Vorstellungen gut zu machen sei; da mir von der Direktion nur eine sehr geringe Anzahl von Freiplätzen zu Gebote gestellt werden durfte, mussten jetzt

zum Ankaufe von Billeten Geldmittel herbeigeschafft werden. Mir widerstand es, *Emil Erlanger* oder sonst irgend jemand in dieser widerwärtigen Angelegenheit, welche von meinen Freunden mit heiligem Eifer betrieben wurde, anzugehen; *Giacomelli* hatte aber herausgefunden, dass ein Geschäftsfreund *Wesendonck*'s, der Kaufmann *Aufmordt*, seine Hülfe in dem Sinne, mit etwa 500 Fr. auszuhelfen, angeboten habe. Ich liess nun diese für mein Wohlergehen Besorgten ganz nach ihrer Ansicht verfahren, neugierig darauf, was diese früher von mir versäumten und nun nachgeholten Erfolgsmittel helfen würden.

Diese zweite Aufführung fand am 18. März statt, und wirklich liess sich der erste Akt vortrefflich an; die Ouverture war ohne Opposition rauschend applaudirt worden, und Mme *Tedesco*, welche schliesslich durch eine mit Goldstaub gepuderte Perrücke gänzlich für ihre Partie der *Venus* gewonnen worden war, rief mir in der Loge des Direktor's, als das sogenannte «Septuor» des Finale's wiederum lebhaft applaudirt worden war, triumphirend zu, dass jetzt alles in Ordnung sei und wir gesiegt hätten. Als dagegen im zweiten Akte plötzlich sich grelle Pfeifen vernehmen liessen, wendete der Direktor *Royer* mit dem Ausdrucke vollständiger Resignation sich zu mir um, und sagte: »ce sont les Jockeys; nous sommes perdus.« Mit den Herren dieses *Jockey-Club*'s, welche die tonangebende Macht des Theaters ausübten, waren vermuthlich im Auftrage des Kaisers über das Schicksal meiner Oper völlige Unterhandlungen gepflogen worden; man hatte von ihnen nur das Gewährenlassen dreier Aufführungen der Oper verlangt, nach welchen man ihnen versprach die Oper dermaassen zu kürzen, dass man sie nur als *lever de rideau* für ein darauf folgendes Ballet geben werde. Die Herren waren aber hierauf nicht eingegangen: erstlich habe man an mir während der bereits so sehr bestrittenen ersten Aufführung keineswegs die Haltung eines Menschen bemerkt, welcher zu dem in Aussicht gestellten Verfahren seine Zustimmung geben werde; demnach, zweitens, vielmehr zu befürchten sei, dass, wenn man zwei Aufführungen der Oper noch ungestört gehen lasse, diese sich so viel Anhänger gewinnen dürfte, dass man sie den Ballettfreunden wohl noch dreissig Mal *de suite* serviren werde, wogegen man denn bei Zeiten Einspruch zu thun entschlossen sei. Dass diese Herrn es ernstlich gemeint hatten, erkannte jetzt der vortreffliche Herr *Royer*; und von nun an war jeder Widerstand seinerseits, trotz der Unterstützung des Kaisers und seiner Gemahlin, welche stoisch dem Toben ihrer eigenen Courtisans anwohnten, aufgegeben.

Die hierbei gewonnenen Eindrücke wirkten auf meine Freunde erschütternd; *Bülow* umarmte nach der Vorstellung schluchzend *Minna*; diese selbst war den Beleidigungen ihrer Nachbarn, die sie in der Eigenschaft meiner Frau erkannt hatten, nicht entgangen; unser treues Dienstmädchen, die Schwäbin *Therese*, war von einem wüthenden Tumultuanten verhöhnt worden, da sie aber merkte dass dieser deutsch verstand, hatte sie ihn mit einem kräftigen »Schweinhund« für einige Zeit zur Ruhe zu bringen vermocht; *Kietz* war sprachlos geworden, und *Chandon*'s »Fleur du jardin« verkümmerte in der Vorrathskammer.

Mir stellten sich jetzt, da ich erfuhr dass trotz Allem eine dritte Vorstellung angesetzt blieb, nur zwei Auswege dar, von denen der eine ein nochmaliger Versuch der Zurückziehung meiner Partitur, der andere aber die Forderung war, meine Oper an einem Sonntage, nämlich ausser Abonnement, zu geben, wobei ich annahm, dass eine solche Aufführung als keine Provocation für die Habitués gelten könnte, welche an solchen Tagen ihre Logen dem gelegentlich sich meldenden, zahlenden Publikum zu überlassen gewohnt waren. Der Vorschlag dieses Stratagem's schien der Direktion, wie den Tuilerien, zu gefallen; man ging darauf ein: nur weigerte man sich, meinem Verlangen gemäss diese Aufführung als dritte und *letzte* zu bezeichnen. Sowohl ich als *Minna* blieben von dieser Vorstellung fern. Es war mir ebenso widerwärtig meine Frau, als die Sänger auf dem Theater misshandelt zu wissen. Wahrhaft bedauerte ich *Morelli* und Fräul. *Sax*, welche mir unweigerlich ergeben sich erwiesen. Bereits nach der ersten Vorstellung war ich Fräul. *Sax* in den Corridors beim Nachhausegehen begegnet, und hatte sie scherzhaft darüber verhöhnt, dass sie ausgepfiffen worden sei; mit stolzem Ernste erwiderte sie mir dagegen »je le supporterai cent fois comme aujourd'hui. Ah, les misérables!» In einen sonderbaren Widerstreit mit sich selbst war *Morelli* gerathen, als er die Stürme der Tumultuanten auszuhalten hatte. Sein Spiel beim Verschwinden der *Elisabeth* im dritten Akte, bis zum Beginn seines Gesanges an den Abendstern, war ihm von mir auf das Genaueste vorgezeichnet worden; er durfte sich durchaus nicht von der Felsbank entfernen, von welcher aus er, dem Publikum halb zugewandt, der Scheidenden seinen Gruss nachzusenden hatte. Der Gehorsam war ihm hier schwer angekommen, da er behauptete, es sei gegen allen Gebrauch der Oper, dass der Sänger eine so wichtige Gesangsstelle nicht ganz am Proscenium, dem Publikum unmittelbar zugewendet, vortrüge. Als er nun in der Aufführung seine Harfe ergriff, um den Gesang zu beginnen, rief es im Publikum: «ah! il prend encore

sa harpe» worauf alle Welt in tobendes Lachen ausbrach, welchem neues Pfeifen so andauernd folgte, dass *Morelli* endlich den Entschluss fasste, kühn seine Harfe bei Seite zu legen, nach üblicher Sitte in das Proscenium vorzutreten, und nun ohne alle Begleitung (denn *Dietzsch* fand sich erst im zehnten Takte zurecht) entschlossen seine Abendphantasie vortrug, wobei denn alles ruhig wurde, endlich athemlos lauschte, und am Schlusse den Sänger mit Applaus bedeckte.

Da die Sänger somit den Muth bezeugten, neuen Stürmen entgegen zu treten, konnte ich nichts dagegen haben, vermochte aber nicht mehr, mich in der unactiven Lage eines leidenden Zuschauers bei so unwürdigen Vorgängen zu behaupten. Demnach blieb ich, wie gesagt, bei dieser, im Betreff ihres möglichen Erfolges zweifelhaften, dritten Aufführung zu Haus. Nun kamen aber nach den verschiedenen Akten die Boten, welche uns berichteten: *Truinet* war bereits nach dem ersten Akte gänzlich meiner Meinung geworden, die Partitur jedenfalls zurückzuziehen; es hatte sich gefunden, dass die *Jockeys* sich von dieser Sonntags-Vorstellung nicht, wie üblich, fern gehalten, sondern ausdrücklich von Anfang an sich eingestellt hatten, um auch nicht eine Scene ohne Tumult vorübergehen zu lassen. Es war, wie man mich versicherte, bereits im ersten Akte, zu einer zweimaligen gänzlichen Unterbrechung der Vorstellung durch fünfzehn Minuten lang andauernde Kämpfe gekommen. Der bei weitem grösste Theil des Publikum's ergriff, ohne damit irgend ein Urtheil über mein Werk aussprechen zu wollen, dem bubenhaften Benehmen der Tumultuanten gegenüber mit Hartnäckigkeit meine Partei; nur waren sie mit ihren Manifestationen den Angreifern gegenüber in einem grossen Nachtheile: wenn Alles sich durch Applaudiren und Beifalls- so wie Abwehrungsrufe bis auf das Aeusserste ermüdet hatte, und es nun wieder ruhig werden zu wollen schien, begannen die *Jockeys* ohne alle Anstrengung munter auf ihren Jagdpfeifen und Flageolets zu spielen, so dass die Entscheidung jedenfalls ihnen angehören musste. In einem Zwischenakte trat einer jener Herren in die Loge einer vornehmen Dame, welche ihn einer ihrer Freundinnen, vor Wuth schäumend, mit den Worten vorstellte: «c'est un de ces misérables, mon cousin»; dieser zeigte dagegen eine vollkommen heitere Miene: «was wollen Sie? Mir fängt die Musik selbst an zu gefallen; aber Sie werden begreifen, dass man sein Wort halten muss. Erlauben Sie mir, dass ich mich wieder an die Arbeit mache.» Mit diesen Worten beurlaubte er sich. — Den gemüthlichen sächsischen Gesandten, Herrn von *Seebach*, traf ich des andern Tages in vollständiger Heiserkeit an; er, so wie alle

seine Freunde, hatte durch das nächtliche Toben die Stimme gänzlich eingebüsst. — Fürstin *Metternich* war zu Hause geblieben; sie hatte bereits während der beiden ersten Vorstellungen den offen beleidigenden Hohn unserer Gegner zu ertragen gehabt. Die Wuth, bis zu welcher es hierbei gekommen war, bezeichnete sie mir dadurch, dass sie ihre besten Bekannten nannte, mit welchen sie hierüber in einen so ausartenden Konflikt gerathen war; sie hatte ihnen gesagt: «geht mir mit Eurem freien Frankreich Zu Wien, wo doch am Ende ein rechter Adel vorhanden ist, wäre der Fall, dass ein Fürst *Liechtenstein* oder *Schwarzenberg* aus seiner Loge pfeifend zu «Fidelio» ein Ballet verlangte, undenkbar.» Ich glaube, dass sie auch dem Kaiser in diesem Sinne zugesetzt hatte, und diesem zu Folge es in Ueberlegung gezogen worden war, ob man den Ungebührlichkeiten jener Herrn, welche leider zum grossen Theile dem kaiserlichen Hofstaate selber angehörten, durch polizeiliche Anordnungen ein Ziel setzen könnte. Hiervon hatte verlautet, und wirklich glaubten meine Freunde an einen vorbereiteten Sieg, als sie bei der dritten Vorstellung die Corridors des Theaters stark mit Polizei-Mannschaft besetzt sahen; nur stellte es sich später heraus, dass diese Vorsicht dem Schutze der *Jockeys* galt, da man vermuthete, sie könnten vom Parterre aus zur Strafe ihrer Frechheit angegriffen werden. Es scheint, dass die Vorstellung, welche übrigens doch wiederum zu Ende gebracht worden war, durchgängig von einem nie endenden Tumulte begleitet wurde. Nach dem zweiten Akte fand sich bei uns auch die Frau des ungarischen Revolutionsministers *von Szemere* ein, und zwar in völliger Auflösung und mit der Versicherung, es sei im Theater nicht mehr auszuhalten. Von dem Verlaufe des dritten Aktes konnte mir Niemand etwas Unterscheidbares berichten; er schien einem fortgesetzten Schlachtgewühle mit Pulverdampf geglichen zu haben.

Ich bestellte mir nun für den andren Morgen Freund *Truinet*, um mit ihm die Note an die Direktion zu redigiren, gemäss welcher ich zum Schutze der Sänger, welche ich von einem Theile des Publikum's, gegen den die kaiserliche Administration keine Sicherstellung zu ergreifen vermöge, nicht mehr statt meiner misshandelt wissen dürfte, meine Partitur zurückzöge, und jede weitere Aufführung als Autor verböte. Das Erstaunliche war, dass ich mit diesem Einschreiten gar nicht etwa eine Prahlerei ausübte; denn wirklich war eine vierte und fünfte Aufführung bereits angesetzt, und die Administration hielt mir entgegen, dass sie auch ihre Verpflichtungen gegen das Publikum habe, welches sich zu diesen Vorstellungen fortgesetzt herandränge. Ich veranstaltete hier-

gegen durch *Truinet*, dass mein Brief sofort Tag's darauf im *Journal des Débats* abgedruckt wurde, und nun erfolgte, nach wiederum einigem Zögern, die Erklärung der Administration, dass sie in die Zurücknahme meines Werkes einwillige.

Mit diesem Ausgange nahm jetzt auch ein Prozess sein Ende, den bis dahin *Ollivier* für mich gegen jenen Herrn *Lindau* geführt hatte, welcher um Theilnahme an den «Droits d'auteur» für den Text eingekommen war, an welchen er der dritte gleich berechtigte Mitarbeiter zu sein behauptete. Sein Advokat, Maître *Marie*, begründete die Gerechtigkeit seiner Forderung auf ein vermeintlich von mir aufgestelltes Prinzip, nach welchem es mir nicht auf die Melodie, sondern bloss auf die Richtigkeit der Deklamation der Worte des Textes ankomme, für welche doch ersichtlich weder *Roche* noch *Truinet*, da beide nicht deutsch verstünden, hätten sorgen können. Hiergegen ereiferte sich nun *Ollivier* beim Plaidoyer so lebhaft, dass er nahe daran schien, den Beweis für die rein musikalische Essenz meiner Melodie durch den Vortrag des «Abendsterns» zu führen. Hierdurch hingerissen wiesen die Richter die Forderung meines Gegner's zurück, gaben mir aber, da dieser einigen Antheil am Beginn der Arbeit gehabt zu haben schien, eine billige Entschädigung auf. Jedenfalls hätte ich diese aus den Revenuen der Pariser Aufführung des «Tannhäuser» nicht entrichten können, da ich bei der Zurückziehung der Oper sofort mit *Truinet* übereinkam, den vollen Betrag der *Droits d'auteur*, sowohl für den Text als die Musik, an den armen *Roche* abzutreten, dem mit dem Durchfalle meines Werkes eine einzige Hoffnung auf Besserung seiner kümmerlichen Lage verloren gegangen war.

Noch andere Beziehungen lösten sich sofort nach diesem Ausgange der Dinge. Bis dahin hatte mich in den letzten Monaten nämlich auch ein *Cercle artistique* in Bemühung gesetzt: dieser hatte sich, wie es schien unter bedeutender Mitwirkung der deutschen Gesandtschaften, in den aristokratischesten Kreisen zu dem Zwecke guter Aufführungen guter Musik ausserhalb des Theater's zur Belebung des Interesses hierfür eben in vornehmen Kreisen gebildet. Unglücklicher Weise gerieth er in seinem Manifeste darauf, seine Bemühungen um gute Musik mit denen des *Jockey-Club*'s um gute Pferdezucht zu vergleichen. Jedenfalls wünschte man, Alles, was einen bedeutenden musikalischen Namen hatte, für sich zu gewinnen: ich musste, mit der Beisteuer von jährlich 200 Franken, mich als Mitglied aufnehmen lassen, und wurde dafür, mit Herrn *Gounod* und mehreren andren Pariser Notabilitäten, in ein

artistisches Comité gewählt, zu dessen Präsidenten *Auber* gemacht wurde. Mit dieser Gesellschaft hielten wir öfters Sitzungen bei dem Grafen *d'Osmond*, einem lebhaften jungen Manne, der im Duell einen Arm verloren hatte und Musik-Dilettantismus trieb. In gleicher Weise lernte ich hier einen jungen Prinzen *Polignac* kennen, welcher mich vorzüglich durch seinen Bruder, dem man eine vollständige Uebersetzung des «Faust» zu verdanken hatte, interessirte. Ich musste eines Morgens bei ihm déjeuniren, und hier enthüllte er sich als Musikphantast: es kam ihm darauf an, mich von der Richtigkeit seiner Auffassung der A-dur-Symphonie *Beethoven*'s zu überzeugen, in deren letztem Satze er alle Phasen eines Schiffbruch's deutlich nachweisen zu können behauptete. Unsere gemeinschaftlichen Sitzungen, welche zunächst den Anordnungen und Vorbereitungen zu einem grossen und klassischen Konzerte galten, für das aber auch ich etwas zu komponiren haben sollte, belebten sich einzig durch den pedantischen Eifer *Gounod*'s, welcher mit unermüdlicher süsslicher Breite das Sekretariat führte, während *Auber* stets nur mit kleinen, unverkennbar zum Schluss der Discussion drängenden, nicht immer sehr delikaten *bon mots* die Verhandlungen mehr unterbrach als leitete. Wirklich erhielt ich, auch nach dem entscheidenden Durchfalle des Tannhäuser, noch einmal eine Einladung zur Theilnahme an den Sitzungen dieses Comités zugesandt, besuchte sie aber nie wieder, und erklärte auch an den Präsidenten der Gesellschaft, wegen vermuthlich baldiger Abreise nach Deutschland, meinen völligen Austritt.

Nur mit *Gounod* verblieb ich auch hiernach noch in freundschaftlichen Beziehungen. Mir wurde von diesem berichtet, dass er in der Gesellschaft überall mit Enthusiasmus für mich eingetreten sei; er solle ausgerufen haben: «que Dieu me donne une pareille chûte». Zur Belohnung hierfür schenkte ich ihm eine Partitur von «Tristan und Isolde», denn sein Benehmen freute mich um so mehr, als mich keine freundschaftliche Rücksicht dazu hatte bewegen können, seinen «Faust» anzuhören.

Jetzt wurde ich überhaupt mit vielen energischen Verfechtern meiner Sache bekannt gemacht; namentlich in den kleinen, von *Meyerbeer* noch nicht beachteten Journalen, wurde ich wirklich gefeiert, und manche sehr gute Phrase kam hierbei zum Vorschein. Irgendwo las ich, mein Tannhäuser sei «la symphonie chantée». — *Baudelaire* zeichnete sich durch eine sehr geistreiche und scharfe Brochüre in der gleichen Angelegenheit aus; und endlich überraschte mich selbst *Jules Janin* durch sein Feuilleton im Journal des Débats, in welchem er mit voller Indig-

nation, seiner Weise gemäss, eine etwas abschweifende Notiz von dem ganzen Vorgange gab.' — In den Theatern wurden Parodien des «Tannhäuser» dem Publikum zum Besten gegeben, und *Musard* glaubte das Publikum nicht stärker in seine Konzerte ziehen zu können, als wenn er täglich mit ungeheuren Lettern die Ouverture zu «Tannhäuser» annoncirte. Auch *Pasdeloup* gab häufig Stücke von mir in demonstrativem Sinne. — Endlich gab die Frau des österreichischen Militärbevollmächtigten, Gräfin *Löwenthal*, eine grosse Matinée, in welcher Madame *Viardot* verschiedenes aus «Tannhäuser» singen musste, wofür sie 500 Franken erhielt. — Sonderbarer Weise vermischte man mein Schicksal auch mit dem eines Herrn *de la Vaquerie*, welcher mit einem Drama, *les funérailles de l'honneur*, ebenfalls in skandalöser Weise durchgefallen war. Diesem gaben seine Freunde ein Ehrenbankett, zu welchem auch ich eingeladen wurde. Wir beide wurden bei dieser Gelegenheit enthusiastisch gefeiert; man hörte glühende Reden über die «Encanaillirung» des Publikums, und schweifte etwas in das politische Gebiet hinüber, welches meinem Festgenossen durch seine Verwandschaft mit *V. Hugo* leicht zuzuweisen war. Leider hatten meine speziellen Enthusiasten ein Pianino angeschafft, an welchem ich nun, von höchster Gewalt genöthigt, beliebte Stücke aus «Tannhäuser» schliesslich zum Besten geben musste, wodurch das Fest sich gänzlich in eine Huldigung für mich allein verwandelte.

Noch bedeutsamer erschien es, als man auf die eigenthümliche Popularität, welche man mir zuerkannte, grössere Unternehmungen zu berechnen sich anliess. Der Direktor des *Théatre lyrique* sah sich mit allen Kräften nach einem Tenor für den «Tannhäuser» um, und nur dass er ihn nicht fand, nöthigte ihn auf die Absicht, meine Oper sogleich wieder zu geben, zu verzichten. Mr *de Beaumont*, Direktor der *Opéra comique*, befand sich am Bankerott, und hoffte sich mit dem «Tannhäuser» zu retten, in welchem Sinne er mit Anträgen mir auf das Lebhafteste zusetzte. Allerdings hoffte er zu gleicher Zeit hiermit die Hülfe der Fürstin *Metternich* beim Kaiser, welcher ihn aus seiner Verlegenheit ziehen sollte, zu gewinnen. Er schalt mich kalt, als ich auf seine glänzenden Vorspiegelungen nicht einging, wozu ich allerdings aus keinem Grunde Lust hatte. Doch liess es mich nicht ohne Interesse, als ich erfuhr, dass kurz hierauf *Roger*, welcher jetzt bei der *Opéra comique* war, einen Theil des letzten Aktes von «Tannhäuser» einer zu seinem Besten gegebenen Vorstellung einflocht, womit er sich die wüthendsten Angriffe der grossen Presse zuzog, beim Publikum jedoch eine gute Aufnahme gewann. Nun mehrten sich aber die Projekte. Im Namen einer Gesellschaft, an deren

Spitze ein ungeheuer reicher Mann stünde, meldete sich ein Mr *de Chabrol*, mit dem Journalistennamen *Lorbach*, zur Gründung eines «Théâtre Wagner», von welchem ich nichts hören wollte, ausser wenn man einen gut rennomirten und erfahrenen Mann zum Direktor gewänne. Hierzu wurde Herr *Perrin* auserwählt. Dieser lebte seit Jahren in der festen Zuversicht, eines Tages zum Direktor der grossen Oper ernannt zu werden, und glaubte sich daher nicht kompromittiren zu dürfen. Zwar schrieb er den Durchfall des «Tannhäuser» einzig der Unfähigkeit des Herrn *Royer* zu, dessen Sache es ja eben gewesen wäre, die Presse für die Unternehmung zu gewinnen: die Beweise dafür zu liefern, dass, wenn er es in die Hand nähme, Alles sogleich ein anderes Ansehen gewinnen, und der «Tannhäuser» reussiren würde, reizte ihn somit sehr zur Theilnahme an; jedoch äusserst kalt und vorsichtig, glaubte er den Propositionen des Herrn *Lorbach* ersichtliche Schwächen abzumerken; da dieser mit ihm über gewisse Provisionen unterhandelte, glaubte *Perrin* sofort den Charakter einer nicht ganz tadellosen Spekulation zu erkennen, und erklärte, wenn er ein Wagner-Theater gründen wollte, würde er hierzu schon die nöthigen Fonds in seiner Weise finden können. In diesem Sinne trug er sich wirklich auch ernstlich mit dem Gedanken, einmal ein grosses Kaffeehaus «Alcazar», das andere Mal den «Bazar de la bonne nouvelle» für ein solches Theater zu acquiriren. Für seine Unternehmung schienen sich nun auch die rechten Kapitalisten finden zu wollen; Herr *Erlanger* glaubte mit Erfolg zehn Banquiers werben zu können, von denen jeder mit 50,000 Franken an der Unternehmung sich betheilige, wonach dann ein Fonds von 500,000 Franken Herrn *Perrin* zur Führung übergeben worden wäre. Gar bald verlor jener aber den Muth, als er gewahr wurde, dass die von ihm angegangenen Herren wohl auf ein Theater zu ihrem persönlichen Amüsement, nicht jedoch aber für die serieuse Tendenz, meine Werke in Paris einheimisch zu machen, ihr Geld verwenden wollten.

Mit dieser niederschlagenden Erfahrung trat denn auch Herr *Erlanger* von seiner ferneren Theilnahme an meinem Schicksale zurück; im kaufmännischen Sinne betrachtete er den mit mir eingegangenen Vertrag als eine Art von Geschäft, welches nun eben nicht reussirt habe. Die Ordnung meiner finanziellen Lage schien somit jetzt von anderen Freunden zu übernehmen zu sein, und hierfür meldeten sich mit grosser Zartheit die deutschen Gesandtschaften, welche den Grafen *Hatzfeld* beauftragt hatten, bei mir nach meinen Bedürfnissen sich zu erkundigen. Hiergegen fasste ich meine Situation einfach so auf, dass ich in Folge des Befehl's des Kaiser's zur Aufführung meiner Oper meine Zeit an eine

Unternehmung vergeudet habe, deren Fruchtlosigkeit nicht meine Schuld sei. Nicht mit Unrecht machten meine Freunde mich auf meine Fahrlässigkeit aufmerksam, mit welcher ich beim ersten Beginn gewisse Entschädigungsstipulationen festzusetzen versäumt hätte, welche dem praktischen Sinn der Franzosen sehr geläufig und einleuchtend gewesen sein würden. In Wahrheit hatte ich mir für meine Mühe und Zeit keinen Ersatz ausbedungen, und blieb somit einfach auf die im günstigen Falle des Erfolges mir zukommenden *Droits d'auteur* angewiesen. Da es mir unmöglich fiel, wegen der Nachholung des Versäumten an die Administration der Oper oder an den Kaiser selbst mich zu wenden, so liess ich mir es schon gefallen, dass die Fürstin *Metternich* es übernahm, für mich einzutreten. Graf *Pourtalès* hatte sich soeben in Berlin aufgehalten, um dort den Prinzen Regenten von Preussen zu dem Befehl einer Aufführung des «Tannhäuser» zu meinem Vortheile zu bewegen. Leider hatte dieser aber gegen seinen Intendanten Herrn *von Hülsen*, welcher mir durchaus feindselig gesinnt war, seinen Befehl nicht durchsetzen können. Da ich einer langen Periode vollständiger Hülflosigkeit entgegensah, überliess ich daher nothgedrungen es der Fürsorge meiner fürstlichen Patronin, meine Ansprüche auf Entschädigung zu vertreten, und begab mich für jetzt am 15. April (denn in der kurzen Zeit eines Monats seit den Aufführungen des Tannhäuser's hatten sich alle diese Nachspiele abgespielt) auf eine kurze Reise nach Deutschland, um dort für meine Zukunft mir einigen Boden zu gewinnen.

Auf den gleichen Weg hatte sich der Einzige, der meine wahren Bedürfnisse vollständig begriff, mitten aus dem Wirrsaal der Pariser Aufführungen mir voraus begeben: *Bülow* hatte mir jetzt aus Karlsruhe von den guten Dispositionen der grossherzoglichen Familie für mich Nachricht gegeben, und ich fasste nun schnell den Plan, jene so unselig verzögerte Aufführung meines «Tristan» dort jetzt ernstlich in das Werk zu setzen. Demnach traf ich in Karlsruhe ein, und wenn für die Ausführung meines schnell gefassten Planes mich etwas bestimmen konnte, so war es die ungemein biedere Aufnahme, welche ich hier von Seiten des *Grossherzogs von Baden* fand. Der hohe Herr schien ein herzliches Bedürfniss darnach zu haben, mir ein ernstes Zutrauen zu sich zu erwecken; in der vertraulichsten Unterredung, an welcher auch seine junge Frau Theil nahm, liess der Grossherzog es sich angelegen sein, mich darüber zu belehren, dass seine gründliche Theilnahme nicht sowohl mir als Operncomponisten, den zu beurtheilen er ebenso wenig Neigung empfand als Kenntniss sich zutraute, sondern dem Manne,

der um seiner deutschen und freien Gesinnung wegen viel zu erleiden gehabt habe, gelte. Da ich aus ganz natürlichen Gründen der politischen Bedeutung meiner Vergangenheit keinen besonderen Werth beizumessen vermochte, dünkte ihm diess misstrauische Zurückhaltung, und er ermuthigte mich dagegen durch die Versicherung, dass, wenn auf diesem Gebiete Fehler, ja grosse Verschuldungen vorgefallen seien, diess mehr Diejenigen träfe, welche auch in Deutschland verbleibend nicht glücklich geworden, und dafür durch innere Leiden gewiss ebenfalls gebüsst hätten; wogegen es nun die Pflicht der Schuldigen sei, ihre begangenen Fehler gegen die damals Ausgestossenen gut zu machen. Gern stellte er mir sein Theater zur Verfügung, und ertheilte hierfür die nöthigen Befehle an den Direktor desselben. Dieser, mein alter «Freund» *Eduard Devrient*, rechtfertigte durch die peinliche Befangenheit, in welche ihn meine Ankunft versetzt hatte, die von *Bülow* mir gemachten Mittheilungen über die vollendete Nichtigkeit der bisher von ihm erheuchelten theilnahmvollen Gesinnungen für mich. In der freudigsten Stimmung, welche mir die schöne Aufnahme beim Grossherzoge hervorgerufen, wusste ich aber auch *Devrient* bald, wenigstens scheinbar, dahin zu bringen, wohin ich ihn haben wollte. Er musste mit mir jetzt ernstlich auf die beabsichtigte Vorstellung des «Tristan» eingehen, und da es ihm nicht zu leugnen einfiel, dass, namentlich seit dem Abgange *Schnorr*'s nach Dresden, er die nöthigen Sänger für mein Werk nicht besitze, verwies er mich auf Wien, wobei er seine Verwunderung darüber nicht unterdrückte, dass ich überhaupt dort meine Opern nicht zur Aufführung bringen wollte, wo eben alles dazu vorhanden sei. Es kostete mich Mühe ihm begreiflich zu machen, warum ich einige ausserordentliche Vorstellungen meines Werkes in Karlsruhe der möglichen Einreihung derselben in das Repertoire des Wiener Operntheaters vorzöge. Ich erhielt somit die Genehmigung für mein Vorhaben, zu *Schnorr*, welcher jedenfalls hierfür als Gast nach Karlsruhe herbeigezogen werden sollte, in Wien die mir sonst noch nöthigen Sänger für die beabsichtigte «Mustervorstellung» in Karlsruhe, auszusuchen.

Somit war ich auf Wien angewiesen, und hatte jetzt nach Paris zurückzukehren, um dort meine Angelegenheiten bis auf den Punkt zu ordnen, dass ich für die Ausführung meines weiteren Projektes genügend ausgerüstet sei. Leider hatte mich hier, wohin ich nach sechstägiger Abwesenheit zurückkehrte, nichts andres zu beschäftigen, als wie ich mich mit den für meine Lage nöthigen Geldmitteln versähe, unter welchen Umständen mir gewisse theilnahmvolle Annäherungen und Versiche-

rungen, wie sie mit gesteigerter Wärme mir zukamen, ebenso beunruhigend als gleichgültig waren. Während die in weiterem Maassstabe aufgefassten Operationen für eine mir zu bietende Entschädigung von Seiten der Fürstin *Metternich* mit geheimnissvoller Langsamkeit sich vollzogen, war es ein Kaufmann *Stürmer*, welchen ich früher in Zürich kennen gelernt hatte, und der sich in Paris fortwährend mit biederer Theilnahme um mich bekümmerte, durch dessen Hülfe es mir jetzt möglich ward, mein Haus für das Erste zu versorgen und mich selbst auf die Reise nach Wien zu begeben. — *Liszt* war seit längerer Zeit in Paris angekündigt, und während der abgelaufenen verhängnissvollen Zeit oft sehnlich von mir herbeigewünscht worden, weil es wohl nahe lag anzunehmen, dass gerade er, in der nur ihm zuerkannten Stellung zu den Notabilitäten des Pariser Lebens, ungemein hilfreich auf die Entwirrung der so arg verwickelten Verhältnisse hätte einwirken können. Ein geheimnissvolles briefliches Achselzucken war auf jede meiner Anfragen wegen der Verzögerung seiner Ankunft die Antwort gewesen. Es klang wie Ironie, als ich gerade jetzt, wo ich mich zur Reise nach Wien fertig gemacht hatte, erfuhr, dass *Liszt* in den nächsten Tagen in Paris ankommen werde. Da ich jetzt nur der Bedrängniss meiner Lage nachzugehen hatte, welche durchaus verlangte, dass ich neue Fäden für meinen Lebensplan anknüpfte, verliess ich gegen Mitte Mai Paris, ohne meines alten Freundes Ankunft abzuwarten.

Ich stellte mich zunächst zu einer erneueten Unterredung mit dem Grossherzoge in Karlsruhe ein, fand die gleiche freundliche Aufnahme, und erhielt die Erlaubniss, die in Wien von mir auszuwählenden Sänger für eine Musteraufführung des «Tristan» im Karlsruher Theater anzuwerben. Dem zu Folge reiste ich nun nach *Wien*, stieg im *Erzherzog Karl* ab, und erwartete die Erfüllung des vom Kapellmeister *Esser* zuvor brieflich mir gegebenen Versprechens, mir einige Vorstellungen meiner Opern vorzuführen. Hier war es denn, wo ich zum ersten Male den «Lohengrin» aufgeführt hörte. Trotz dem die Oper bereits sehr häufig gegeben war, fand sich das ganze Personal doch zunächst zu einer vollständigen Theaterprobe, wie ich es gewünscht hatte, ein. Das Orchester trug sogleich das Vorspiel mit so schöner Wärme vor, die Stimmen der Sänger, und manche ihrer guten Eigenschaften, traten bei der Ausführung des ihnen bereits höchst vertrauten Werkes so überraschend wohlthätig hervor, dass ich, von dem hierdurch auf mich gemachten Eindrucke überwältigt, jede Neigung zur Kritik der Gesammtleistung verlor. Man schien die tief gerührte Stimmung in welcher ich war zu

bemerken, und Herrn D[r] *Hanslick* mochte diess der geeignete Moment dünken, sich mir, der ich zuhörend auf der Bühne sass, freundschaftlich vorstellen zu lassen: ich grüsste ihn kurz, wie einen gänzlich Unbekannten, worauf der Tenorist *Ander* mir ihn abermals mit der Bemerkung, dass Herr *Hanslick* mein alter Bekannter sei, vorstellte; ich erwiderte kurz, dass ich mich sehr wohl des Herrn *Hanslick* erinnerte, und wendete mich wieder einzig der Probe zu. Es scheint, dass es nun meinen Wiener Freunden gerade so ergieng, wie früher meinen Londoner Bekannten, als diese mich jedem Versuche, dem gefürchtetsten Rezensenten meine Beachtung zuzuwenden, abgeneigt fanden. Dieser Mensch, welcher sich als angehender Student seiner Zeit bei einer der ersten Aufführungen des «Tannhäuser» in Dresden eingefunden, und damals mit glühendem Enthusiasmus über mein Werk referirt hatte, war seitdem, wie sich diess bei Gelegenheit der Aufführung meiner Opern in Wien entschied, zu meinem bissigsten Gegner geworden. Das mir wohl gesinnte Personal der Oper schien von jetzt an keine andre Sorge zu haben, als mich, wie sie es verstanden, mit diesem Rezensenten zu versöhnen; da diess nicht gelang, mögen Diejenigen nicht Unrecht haben, welche mein ferneres Missgeschick in jeder auf Wien berechneten Unternehmung dieser von Neuem mir zugezogenen Feindschaft beimessen.

Für jetzt schien aber der Strom der mir günstigen Meinung alles Widerwärtige hinwegschwemmen zu wollen. Die Aufführung des «Lohengrin», welcher ich beiwohnte, ward zu einer jener ununterbrochenen heissblütigen Ovationen, wie ich sie nur bei dem Wiener Publikum erlebt habe. Man wünschte mir noch meine beiden Opern in gleicher Weise vorzuführen; doch empfand ich eine gewisse Scheu vor der Wiederholung des an jenem Abend Erlebten; da ich ausserdem von den grossen Schwächen der Aufführung des «Tannhäuser» unterrichtet war, nahm ich nur noch eine Vorstellung des bescheideneren «fliegenden Holländer» an, namentlich weil es mir daran lag, den in dieser Oper exzellierenden Sänger *Beck* kennen zu lernen. Auch diessmal erging sich das Publikum in den gleichen Freudenbezeigungen, und ich durfte nun, von allseitigem Wohlwollen getragen, an die Erledigung meines eigentlichen Geschäftes denken. Die akademische Jugend hatte mir die Ehre eines Fackelzuges zugedacht, welche ich jedoch ablehnte, wodurch ich namentlich *Esser* ausserordentlich für mich einnahm. Er, sowie die obersten Behörden der Oper, frugen sich nun, in welcher Weise diese Triumphe auszubeuten sein möchten. Ich stellte mich dem Grafen *Lanckoronski,* Oberhofmeister des Kaisers vor, der mir als sonderbarer, und von der

Kunst und deren Bedürfnissen gänzlich nichts verstehender Herr geschildert worden war. Als ich ihm mein Gesuch dahin vortrug, er möge, in einer gewissen Zeit, den Hauptsängern seiner Oper, namentlich Frau *Dustmann* (früher *Luise Meyer*) und Herrn *Beck*, vielleicht auch Herrn *Ander*, für die von mir in Karlsruhe projektirte Aufführung des «Tristan», einen längeren Urlaub ertheilen, entgegnete mir der alte Herr sehr trocken, dass das nicht möglich sei. Er fand es dagegen weit vernünftiger, dass, da mir sein Personal zusagte, ich mein neues Werk doch lieber in Wien geben möchte. Mir entfiel alsbald der Muth, diesem Ansinnen mich entgegen zu stellen.

Als ich, mit dieser neuen Wendung meiner Angelegenheit beschäftigt, die Treppen der Hofburg hinabstieg, trat am Thore ein stattlicher Mann von ungemein sympathischem Ansehen auf mich zu, um mir seine Begleitung im Wagen bis zum Gasthof anzubieten. Diess war *Joseph Standhartner*, ein vorzüglich in der vornehmen Welt beliebter Arzt, grosser Musik-Enthusiast, und dazu bestimmt, in alle Zukunft mir als innig ergebener Freund zu dienen. — Schon hatte sich aber auch *Karl Tausig* zu mir gefunden, welcher damals sich auf Wien geworfen, und die beabsichtigte Eroberung dieses Terrains für *Liszt*'sche Kompositionen durch mehrere, im vorangegangenen Winter von ihm eingeleitete und selbst dirigirte Orchester-Konzerte, in Angriff genommen hatte. Er führte mir den ebenfalls nach Wien verschlagenen *Peter Cornelius*, den ich nur von jener Begegnung in Basel 1853 her kannte, zu. Beide schwärmten damals in dem kürzlich erschienenen, von *Bülow* arrangirten Klavierauszuge des «Tristan». In meinem Gasthofzimmer, wohin *Tausig* einen *Bösendorff*'schen Flügel besorgt hatte, ging es bald heissblütig musikalisch her: man hätte gern sogleich die Proben von «Tristan» begonnen: jedenfalls ward mir die Annahme des Vorschlages, mein Werk zuerst hier aufzuführen, so nahe gelegt, dass ich schliesslich mit dem Versprechen, nach einigen Monaten wiederzukommen um sofort das Einstudiren zu beginnen, von Wien abreiste.

Ich fühlte einige Beklommenheit dem Grossherzoge von Baden meinen veränderten Entschluss mitzutheilen; so dass ich dem Einfalle, erst nach einem sonderbaren Umwege *Karlsruhe* zu berühren, gern nachgab. Mein Geburtstag fiel in die Zeit der Zurückreise, und ich beschloss ihn in *Zürich* zu feiern. Ueber *München* gelangte ich ohne Verzug nach *Winterthur*, wo ich meinen Freund *Sulzer* anzutreffen gedachte; leider war dieser abwesend, und ich traf nur seine Frau, welche viel Rührendes für mich hatte, sowie seinen kleinen Sohn, einen lebhaft

mich einnehmenden Knaben, an. Ihn selbst wusste ich am folgenden Tag, eben am 22. des Monates, in Zürich anzutreffen, und verbrachte so den nicht unbedeutenden Rest des Tages hier in einem engen Gasthofzimmer, in welchem mich meine Reiselektüre, die «Wanderjahre» *Goethe*'s, zum ersten Male mit dem vollen Verständnisse dieser wunderlichen Komposition fesselte. Namentlich war es die eigenthümliche Schilderung des Aufbruches der Gesellen, in welcher es zu einer fast wilden Lyrik kommt, durch deren Eindruck auf mich der Geist des Dichters auch für dieses Werk mir vertraulich nahe trat. Des anderen Morgens gelangte ich beim ersten Anbruche des Tages nach Zürich. Ein wundervoller klarer Morgen bestimmte mich, auf weiten Umwegen die alt gewohnten Spaziergänge im Sihlthal bis zu dem Gute *Wesendonck*'s aufzusuchen. Hier war ich vollkommen unangemeldet; ich erkundigte mich nach den Gewohnheiten des Hauses, und hörte, dass *Wesendonck* um diese Zeit nach dem Speisesaale herabkäme, um allein zu frühstücken. Dahin setzte ich mich in eine Ecke und erwartete nun den gutmüthigen langen Menschen, wie er schweigend zu seinem Kaffee herantrat, und endlich in herzliches Erstaunen, mich hier zu finden ausbrach. Der Tag verging sehr freundschaftlich; *Sulzer, Semper, Herwegh,* auch *Gottfried Keller,* wurden herbeigeschafft, und ich genoss die Befriedigung einer recht gelungenen Ueberraschung unter so eigenthümlichen Umständen, welche soeben noch mein Schicksal zum aufgeregten Tagesgespräch der Freunde gemacht hatten.

Eilig wandte ich mich dann des anderen Tages nach Karlsruhe, wo von dem Grossherzoge meine Mittheilungen mit freundlicher Billigung aufgenommen wurden. Ich konnte ja mit Recht melden, dass eben mein Gesuch um den Urlaub der Sänger abgeschlagen worden, und die zuvor projektirte Aufführung in Karlsruhe dadurch unmöglich gemacht worden war. Ohne alle Wehmuth, sondern mit unverhohlenem Wohlgefühl, nahm *Eduard Devrient* diese Wendung auf, und er verhiess mir in Wien eine glänzende Zukunft. — Für jetzt holte mich hier *Tausig* ein, welcher bereits in Wien sich zu einer Reise nach Paris, um dort mit *Liszt* zusammen zu treffen, entschlossen hatte, und jetzt von Karlsruhe aus mit mir gemeinschaftlich über Strassburg die Reise fortsetzte.

In Paris wieder angelangt, traf ich meinen dortigen Hausstand bereits der Auflösung sich nähernd an. In diesem Betreff lag es mir jetzt an nichts Weiterem, als an der Beschaffung der Mittel zum Fortgange von Paris, sowie zu einer nächsten Verfügung über eine gänzlich aussichtslose Zukunft. Einstweilen hatte jedoch *Minna* noch Gelegen-

heit, ihre Talente zur häuslichen Bewirthung zu zeigen. *Liszt,* der bereits in Paris in seine alte Strömung gerathen war, und von seiner eigenen Tochter *Blandine* nur im Wagen, in welchem er von Besuch zu Besuch fuhr, gesprochen werden konnte, fand, durch sein gutes Herz geleitet, auch die Zeit, sich einmal bei mir zum «Beefsteak» einzuladen; ja er gelangte dazu, mir einen ganzen Abend zu schenken, für welchen er freundschaftlich zur Abmachung meiner kleinen Verbindlichkeiten sich mir zu Verfügung stellte. Vor einigen Freunden aus den vergangenen Nothzeiten her, spielte er an diesem Abende auch Klavier; und hier begegnete es, dass der arme *Tausig,* welcher Tag's zuvor in einer einsamen Stunde mir *Liszt*'s Phantasie über den Namen «Bach» zu meinem wahrhaften Erstaunen vorgespielt hatte, nun vor *Liszt,* als dieser wie von ungefähr uns dasselbe Stück produzirte, zu einem wahrhaft zermalmenden Gefühle der Ohnmacht gegen diesen, über alles Erstaunliche hinausragenden Koloss, zusammenschrumpfte. — Ausserdem waren wir zu einem Frühstücke bei *Gounod* versammelt, welches ungemein langweilig verfloss, und nur durch des armen *Baudelaire,* wie im Geleise der Verzweiflung sich bewegenden, Esprit belebt wurde. Dieser, «*criblé de dettes*» wie er mir sagte, täglich genöthigt auf extravagante Mittel für seine Erhaltung zu sinnen, hatte sich mir wiederholt mit den abenteuerlichsten Vorschlägen zur Ausbeutung meines ruhmvollen Fiasco genähert. Ganz unfähig, meinerseits auf irgend einen derselben einzugehen, musste ich mich jetzt freuen, diesen geistvollen Menschen unter die Adlerflügel des *Liszt*'schen «Ascendants» geflüchtet anzutreffen. *Liszt* führte ihn überall hin, wo unter gewissen Umständen Fortune zu verschaffen war; ob ihm diess zu etwas verhalf, konnte ich nicht erfahren, sondern nur dass er bald nach dieser Zeit, und zwar, wie ich glaube, nicht im Uebermaasse des Glückes starb. — Ausser an diesem festlichen Morgen traf ich noch einmal mit *Liszt* zu einem Dîner im österreichischen Gesandschaftshôtel zusammen, welche Gelegenheit mein Freund auf das Artigste benutzte, um durch Andeutung einiger Stellen aus «Lohengrin» auf dem Klavier vor der Fürstin *Metternich* mir seine Sympathie zu bezeugen. Ohne dass man meine Begleitung hierbei für nöthig gehalten hätte, war er auch zu einem Dîner in den Tuilerien gezogen worden; von dort her berichtete er mir eine recht schickliche Unterhaltung des Kaiser's *Napoléon* mit ihm über die Angelegenheit meines «Tannhäuser» in Paris, deren Ausgang festgestellt zu haben schien, dass ich mit meinem Werke eben in der «grossen Oper» am unrechten Platze gewesen sei. Ob *Liszt* auch mit *Lamartine* hierüber verkehrt

hatte, blieb mir unbekannt; nur weiss ich, dass er durch diesen älteren Freund mehrere Mal abgehalten worden war, meinem Wunsche einer Zusammenkunft mit ihm zu entsprechen. *Tausig,* welcher Anfangs sich meistens zu mir geflüchtet hatte, gerieth schliesslich in seine natürliche alte Abhängigkeit von seinem Meister, so dass auch er mir endlich gänzlich verschwand, als er mit *Liszt* zu einem Besuch der Mme *Street* nach Brüssel abreiste. —

Ich wünschte nun auf das Sehnlichste von Paris fortkommen zu können. Von meiner Wohnung in der *rue d'Aumale* war ich, vermöge eines Geschenkes von 100 Franken an den Portier, durch geglückte Weitervermiethung losgekommen: somit hatte ich nur abzuwarten, welche Mittheilungen mir endlich von Seiten meiner Protektoren zukommen würden. Da ich hier nicht drängen konnte, verzögerte sich meine Lage in der peinlichsten Weise, wobei es jedoch an neckenden Einmischungen freundlich sich ausnehmender Zwischenfälle nicht fehlte. So hatte ich die wunderliche Zuneigung eines Fräulein *Eberty,* der ältlichen Nichte *Meyerbeer*'s gewonnen; sie hatte mit fast wüthender Theilnahme für mein Geschick die widerwärtigen Erfahrungen der Tannhäuser-Aufführungen durchgemacht, und schien es sich nun herzlich angelegen sein zu lassen, zur Aufheiterung meiner unangenehmen Lebenslage beizutragen: so veranstaltete sie bei einem vorzüglichen Restaurant des *Bois de Boulogne* im schönsten Frühlingswetter für uns und *Kietz,* welchen wir noch nicht losgeworden waren, ein ganz artiges Dîner. — Auch die Familie *Flaxland,* mit welcher ich zuvor wegen der Herausgabe des «Tannhäuser» in einiges Zerwürfniss gerathen war, bemühte sich jetzt nach allen Seiten hin, mir Annehmlichkeiten zu erweisen, von denen ich allerdings gewünscht hätte, das sie ohne Veranlassung gewesen wären.

Unter allen Umständen blieb es doch fest, dass wir mit Nächstem Paris zu verlassen hätten. Für *Minna* war eine Fortsetzung ihrer vorjährigen Kur im Bade *Soden* in Aussicht genommen, worauf sie zu ihren älteren Bekannten nach Dresden sich begeben sollte, während ich meine Zeit abwarten würde, um zum Beginn des Studiums von meinem «Tristan» nach Wien zu gehen. Allen unsren Hausrath beschlossen wir wohlverpackt bei einem Spediteur in Paris zurück zu stellen. Während wir so mit dem Gedanken der so peinlich sich verzögernden Abreise uns beschäftigten, erwogen wir auch die Beschwerlichkeit des Transportes unsres Hündchen *Fips,* auf der Eisenbahn. Eines Tages, am 22. Juni kam meine Frau von einem Ausgange mit dem, bei dieser Gelegenheit auf eine unerklärt gebliebene Weise tödlich beschädigten Thiere zurück;

nach dem Berichte *Minna*'s mussten wir glauben, der Hund habe auf der Strasse ein dort ausgestreutes heftiges Gift verschlungen; sein Zustand war jammervoll: ohne irgend eine äussere Beschädigung zu zeigen, athmete er nur so heftig, dass wir an eine bedeutende Verletzung der Lunge glauben mussten; im ersten wüthenden Schmerze nach dem Vorfalle hatte er *Minna* gewaltig in den Mund gebissen, so dass ich jetzt schnell einen Arzt herbeiholte, welcher uns jedoch jede Befürchtung, dass es sich hier etwa um die Verletzung durch einen tollen Hund handle, sofort benahm. Nur dem armen Thiere war in gar keiner Weise Hülfe zu leisten, da er nur still zusammengekauert da lag, und immer kürzer und heftiger athmete. Gegen eilf Uhr des Nachts schien er unter *Minna*'s Bett eingeschlafen zu sein; als ich ihn hervorholte, war er jedoch todt. Der Eindruck dieses Trauerfalles blieb zwischen mir und *Minna* unausgesprochen. Die Hausthiere hatten in unsrem kinderlosen Zusammenleben eine sehr wichtige Bedeutung gewonnen; der jähe Tod dieses so muntren und liebenswürdigen Thieres trat wie ein letzter Riss in ein längst unmöglich gewordenes Zusammenleben ein. Für jetzt hatte ich keine eifrigere Sorge, als die Leiche dem gewöhnlichen Loose gestorbener Hunde in Paris, nämlich auf die Strasse geworfen und des Morgens vom Unrathabräumer mit aufgelesen zu werden, zu entziehen. Herr *Stürmer* hatte in unsrer Nähe, in der *rue de la Tour des dames,* einen kleinen Garten hinter seinem Hause, wo ich anderen Tages *Fips* beerdigen wollte; es kostete einen seltenen Aufwand von Ueberredung, die Haushälterin des eben verreisten Besitzers zu der Erlaubniss zu bewegen, dass ich mit dem Concierge meines Hauses unter dem Gebüsch des Gärtchens eine möglichst tiefe Grube zur Aufnahme des armen Hündchen's graben lassen dürfte. Der traurige Akt ging vor sich, ich bedeckte die Grube auf das Sorgfältigste und suchte die Stelle so unkenntlich wie möglich zu machen; denn mir ahnte es, dass Herr *Stürmer* einen Widerwillen gegen die Beherbergung der Hundesleiche empfinden und sie wieder entfernen lassen möchte, welchem wirklich eintretenden Missgeschick ich hierdurch gewehrt hatte.

Endlich kündigte mir Graf *Hatzfeld* in der freundschaftlichsten Weise an, dass mir unbekannt bleiben wollende, an meiner unverdienten Lage theilnehmende Freunde meiner Kunst sich vereinigt hätten, mir die nötigen Mittel zur Hebung der mich belastenden Schwierigkeiten anzubieten. Ich erachtete es schicklich, für diesen guten Erfolg einzig meiner Gönnerin, der Fürstin *Metternich* mich dankbar zu erklären, und gieng nun an die Anordnung zur schliesslichen Aufhebung meiner Pariser Nieder-

lassung. Es lag mir daran, dass, sobald alle hierauf bezüglichen Bemühungen überstanden waren, *Minna* unverzüglich zur Antretung ihrer Kur nach Deutschland abreiste, wogegen ich dort für das Erste kein näheres Ziel vor mir sah, als einen Besuch bei *Liszt* in Weimar, wo im August ein deutscher Musikertag mit Abschieds-Aufführungen *Liszt*scher Compositionen vor sich gehen sollte. Ausserdem wünschte *Flaxland,* welcher den Muth gefasst hatte, auch meine übrigen Opern noch französisch heraus zu geben, mich noch für so lange in Paris fest zu halten, bis ich die Uebersetzung des Textes vom «fliegenden Holländer» mit *Truinet* zu Stande gebracht hätte. Hierzu bedurfte ich noch einiger Wochen, welche ich unmöglich mehr in unsrer gänzlich ausgeräumten Wohnung verbringen konnte: Graf *Pourtalès,* hiervon unterrichtet, lud mich nun ein, für diese Zeit im preussischen Gesandtschaftshôtel meinen Aufenthalt zu nehmen, was ich als ein seltenes, ja nie in gleicher Weise mir wiederfahrenes Entgegenkommen, mit ahnungsvollem Danke annahm. Am 12. Juli entliess ich *Minna* nach Soden, und kehrte am gleichen Tage im Gesandtschaftshôtel ein, wo man mir ein freundliches Stübchen, mit der Aussicht auf den Garten und weitem Blick über die Tuilerien, anwies. In einem Bassin daselbst badeten zwei schwarze Schwäne, zu denen ich mich mit träumerischer Neigung hingezogen fühlte. Als der junge *Hatzfeld* mich hier aufsuchte, um sich im Namen meiner Gönner nach meinen Bedürfnissen zu erkundigen, überwältigte mich zum ersten Male seit langen Zeiten eine grosse Ergriffenheit, ein tiefes Gefühl des Wohlbefinden's im Zustande völliger Besitzlosigkeit und Losgelöstheit von Allem, was man gewöhnlich unter dauernden Lebensverhältnissen versteht.

Ich erbat mir, meinen «Erard», welchen ich nicht mit dem übrigen Mobiliar hatte einpacken lassen, für die Zeit meines Aufenthaltes herbeischaffen lassen zu dürfen, und es wurde mir hierfür ein schönes Zimmer in der Belétage eingeräumt. Hier arbeitete ich des Morgens an der Uebersetzung des «fliegenden Holländers», und verfasste zwei musikalische Albumblätter, von denen das für die Fürstin *Metternich* bestimmte, ein seit langer Zeit mir vorschwebendes artiges Motiv enthaltend, späterhin zur Veröffentlichung gelangte, während ein gleiches für Frau *von Pourtalès* mir abhanden gekommen ist. — Nicht nur beruhigend, sondern wahrhaft befriedigend wirkte der Umgang mit der Familie meines Gastfreundes auf mich; wir speisten täglich gemeinschaftlich, und sehr häufig erweiterte sich das häusliche Mittagsmahl zu dem bekannten «diplomatischen Dîner». Ich lernte hier den ehemaligen preussischen Minister

Bethmann-Hollweg, den Vater der Gräfin *Pourtalès* kennen, und gerieth mit ihm in nähere Besprechung meiner Tendenzen bezüglich des Verhältnisses der Kunst zum Staate. Als es mir gelungen war, den Minister hierüber in das Klare zu bringen, erfolgte sofort auch die desperate Erklärung, dass mit dem Staatsoberhaupte eine ähnliche Verständigung stets unmöglich bleiben werde, weil für diesen die Kunst nur in das Gebiet der Belustigung gehöre. — Neben Graf *Hatzfeld* nahmen an den häuslichen Zusammenkünften auch die beiden andren Attachés, ein Prinz *Reuss* und Graf *Dönhoff* öfter Theil. Der Erstere schien der Politicus der Gesandtschaft zu sein, und wurde mir wegen seiner grossen und geschickten Mitwirkung in der Betreibung meiner Angelegenheit am kaiserlichen Hofe gerühmt, wogegen der Letztere mich einfach durch seinen physiognomischen Charakter und seine einnehmende biedere Freundlichkeit vortheilhaft ansprach. Auch mit Fürst und Fürstin *Metternich* traf ich hier wieder in geselligem Verkehr zusammen. Es konnte mir nicht entgehen, dass in unser gegenseitiges Vernehmen eine gewisse Befangenheit sich eingestellt hatte; durch ihre energische Theilnahme für das Schicksal des «Tannhäuser» war Fürstin *Pauline* eine Zeit lang nicht nur den rohesten Berührungen von Seiten der Presse, sondern auch einem sehr unritterlichen, boshaften Benehmen von Seiten der sogenannten höheren Gesellschaft ausgesetzt gewesen: ihr Gemahl schien diess alles gut ertragen, ohne Zweifel jedoch sehr widerwärtige Augenblicke verlebt zu haben. Es war mir nun schwer darüber klar zu werden, in welchem Sinne die Fürstin für alles Ausgestandene durch eine wahrhafte Sympathie mit meiner Kunst Entschädigung gefunden hatte; aller Welt galt sie nur als ein höchst launenhaftes, im unausgesetzten Effektmachen geübtes Weib. Mir selbst war es nie möglich gewesen, in meinem vorangehenden Umgange mit ihr irgend einen Weg wahrhafter Annäherung aufzufinden: Alles, was ich im Betreff ihres Wesens zu bestätigen hatte, war nur ein keckes Selbstbewusstsein, eine hierauf sich gründende rücksichtslose Energie, und eine sehr geübte Klugheit in der Beurtheilung der realen Verhältnisse. Was sie mit der Versicherung, welche sie mir mit fast kindischer Verschämtheit eines Tages gab, dass sie nämlich «Fugen» sehr gern höre, mir sagen wollte, ist mir undeutlich geblieben. Was den, seinem Naturell nach ziemlich dürftigen und kalten Fürsten, zu mir hinzuziehen schien, gieng mir aus seiner Neigung, selbst das Komponiren zu erlernen, hervor; doch war er so klug, von dieser Seite mich nicht zu belästigen, wogegen ich Gelegenheit fand, den richtigen Takt in der Beurtheilung der politischen Dinge zu würdigen,

welcher, wie es mir schien, diesem Manne weniger durch Ausbildung natürlicher Anlagen, als durch den Instinkt seiner Geburt und seiner Stellung zu eigen war. — Nachdem ich öfter mit meinen liebenswürdigen Gastfreunden die Abende in vertraulichem Verkehre zugebracht, und sogar zu dem Versuche, hierbei über *Schopenhauer* zu belehren, Veranlassung erhalten hatte, führte eine grössere Abend-Gesellschaft zu völlig berauschenden Anregungen. Hier wurde in einem Kreise mir durchaus gewogener Freunde lebhaft aus meinen verschiedenen Werken musizirt; *Saint-Saëns* hatte das Klavier übernommen, und ich erlebte das Seltsame, dass eine neapolitanische Fürstin *Campo-Reale* die Schluss-Scene der «Isolde» mit schöner Aussprache des Deutschen und überraschender Sicherheit der Intonation, zu des tüchtigen Musiker's Begleitung, uns zum Vortrag brachte.

Während ich so im Verlaufe dreier Wochen mich hier angenehm ausruhte, besorgte Graf *Pourtalès* für meine bevorstehende Reise nach Deutschland mir einen vornehmen preussischen Ministerialpass, nachdem seine Bemühungen, mir einen sächsischen Pass zu verschaffen, an der Aengstlichkeit des Herrn von *Seebach* gescheitert waren. Bevor ich diessmal, wie ich glaubte auf immer, von Paris Abschied nahm, drängte es mich noch, den wenigen französischen Freunden, welche an meinen überstandenen Nöthen treulich Theil genommen hatten, ein vertrauliches Lebewohl zu sagen. Mit *Gaspérini, Champfleury* und *Truinet* kam ich in einem Café der *rue Lafitte* zusammen; wir unterhielten uns hier bis in die späteste Nacht, und als ich meinen Nachhauseweg nach dem *Faubourg St.-Germain* antreten wollte, erklärte *Champfleury,* welcher hoch am *Montmartre* wohnte, mich nach Hause geleiten zu müssen, weil wir doch nicht wüssten ob wir uns je wiedersehen würden. Ich erfreute mich hierbei des wunderbaren Eindruckes, welchen in hellster Mondnacht die jetzt gänzlich menschenleeren Strassen von Paris auf mich machten; nur die bis in die höchsten Stockwerke der Häuser hinausreichenden Firmen des ungeheuren geschäftlichen Verkehres, wie er namentlich die *rue Richelieu* im Beschlag hat, schienen in pittoresker Weise den Lärmen des Tages in die Nacht hinüberzutragen. *Champfleury* rauchte sein Pfeifchen und unterhielt mich über die Chancen der französischen Politik: sein Vater sei ein alter Bonapartist vom reinsten Wasser; da er jedoch täglich die Zeitungen lese, sei er kürzlich zu der Aeusserung veranlasst worden: *pourtant, avant de mourir je voudrais voir autre chose.* An der Thüre des Gesandtschaftshôtels nahmen wir einen sehr freundlich gerührten Abschied.

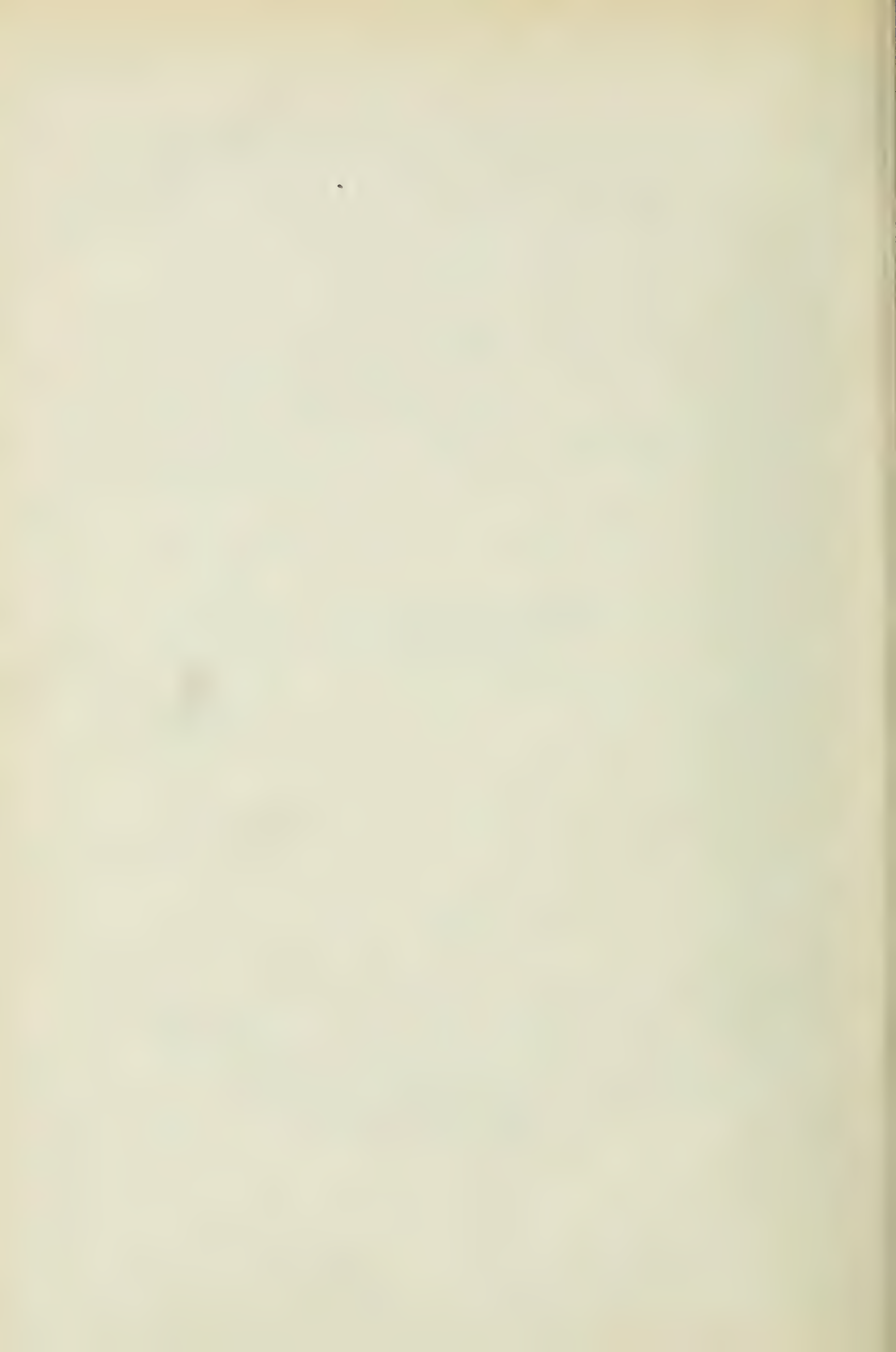
Doch auch mit einem jungen Pariser Freunde, den ich bisher noch

nicht erwähnt, kam es zu einem ähnlichen freundschaftlichen Lebewohl. *Gustave Doré* war mir schon im ersten Anfange meines Pariser Auftretens durch *Ollivier* zugesandt worden; er hatte beabsichtigt, eine phantastische Zeichnung von mir im Akte des Orchesterdirigirens zu entwerfen. Zur Ausführung hiervon kam es allerdings, aus mir unbekannten Gründen, nicht, vielleicht, weil ich nicht mit besonderer Neigung darauf einging. Doch blieb mir *Doré* fortgesetzt zugethan, und jetzt gehörte er zu Denjenigen, welche, mit höchster Entrüstung über die mir angethane Schmach, es sich angelegen sein liessen, mir ihre Freundschaft zu beweisen. Unter die vielen Illustrationen, welche der ungemein produktive Mensch ausführte, beabsichtigte er auch die «Nibelungen» aufzunehmen; ich wünschte ihn nun hierfür mit meiner Auffassung dieses Mythen-Cyclus bekannt zu machen; diess fiel allerdings sehr schwer; da er mir jedoch versicherte, er habe einen Freund, der in deutscher Sprache und Litteratur sehr bewandert sei, so erlaubte ich mir, ihm den vor kurzem erschienenen Klavier-Auszug des «Rheingoldes», aus dessen Texte ihm der Grundzug meiner Gestaltung des Stoffes am besten verdeutlicht werden könnte, zum Geschenk zu machen, womit ich ihm zugleich das von ihm zuvor mir überreichte Geschenk eines Exemplares seiner soeben erschienenen Illustration des «Dante» erwiderte.

Voll guter und freundlicher Eindrücke, welche mir als die eigentliche Ausbeute meines so mühevollen Pariser Unternehmen's von wahrem Werthe gelten durften, verliess ich in der ersten Woche des August das wohlthätige Asyl meiner preussischen Freunde, um über Köln zunächst nach dem Bade Soden mich zu begeben. Hier fand ich *Minna* in der Gesellschaft der bewussten *Mathilde Schiffner* an, welche ihr als leicht zu tyrannisirende Freundin unentbehrlich geworden zu sein schien. Ich verweilte hier höchst beschwerliche zwei Tage, welche ich dazu verwendete, der armen Frau begreiflich zu machen, dass sie sich in Dresden wo ich für jetzt noch nicht mich aufhalten durfte, niederzulassen habe, während ich in Deutschland, zunächst in Wien, nach einer neuen Basis meiner Unternehmungen mich umsehen würde. Sie vernahm, mit einer eigenthümlichen Genugthuung auf ihre Freundin blickend, meinen Vorsatz und mein Versprechen, unter allen Umständen darauf bedacht sein zu wollen, sie mit 1000 Thalern jährlich zu versorgen. Diese Abmachung blieb fortan auch die Norm meines Verhaltens zu ihr für den Rest ihres Lebens. Sie begleitete mich noch nach Frankfurt, wo ich, um mich zunächst nach Weimar zu wenden, von ihr Abschied nahm. Hier war vor kurzem *Schopenhauer* gestorben. —

Vierter Theil

1861—1864



So reiste ich wiederum durch Thüringen und der Wartburg vorbei, deren Anblick oder Besuch somit einen eigenthümlichen Zusammenhang mit meinem Scheiden von, oder meiner Zurückkehr nach, Deutschland erhielt. In Weimar traf ich Nachts um zwei Uhr ein, um des anderen Tages in die von *Liszt* mir bereitete Wohnung auf der Altenburg geführt zu werden. Dieser meldete mir mit Bedeutung, dass ich in Prinzess *Marien*'s Zimmer aufgenommen sei. Im Uebrigen fehlten diessmal alle Frauen zur Bewirthung; Fürstin *Caroline* befand sich bereits in Rom, und ihre Tochter war an Fürst Constantin *Hohenlohe* nach Wien verheirathet. Nur Miss *Anderson*, die Erzieherin Marien's, war zurückgeblieben, um Liszt bei der Bewirthung seiner Gäste behilflich zu sein. Im Uebrigen fand ich die Altenburg im Begriff versiegelt zu werden; der jugendliche Onkel Liszt's, *Eduard*, war zu diesem Zwecke, so wie zur Aufnahme des Inventares alles Eigenthumes, aus Wien angekommen. Nebenher herrschte aber eine ungemeine gastliche Belebtheit, da es einer Tonkünstler-Versammlung galt, und Liszt einen guten Theil derselben bei sich im Hause untergebracht hatte. Unter diesen Hausgästen waren zunächst *Bülow* und *Cornelius* inbegriffen; alle, und namentlich Liszt selbst, boten mir den sonderbaren Anblick ihr Haupt nur mit Reisekappen bedeckt zu sehen, was ich sogleich auf die grosse Ungenirtheit dieses, Weimar zugedachten, ländlichen Musikfestes zu deuten hatte. In dem oberen Stocke des Hauses war *Franz Brendel*, nebst Gemahlin, mit einiger Feierlichkeit logirt; bald wimmelte es von Tonkünstlern, unter denen ich meinen alten Bekannten *Dräseke*, sowie einen jungen *Weisheimer*, welchen mir Liszt ein Mal zum Besuche nach Zürich geschickt hatte, antraf. Auch *Tausig* stellte sich ein, schloss sich aber von unseren ungenirten Zusammenkünften meisten Theils aus, um einem Liebesverhältnisse mit einer jungen Dame nachzugehen. Bei kleineren Ausflügen wurde mir von Liszt *Emilie Genast* als Begleiterin zugetheilt, worüber ich mich, da sie sehr verständig und witzig war, nicht zu beklagen hatte. Auch lernte ich den Violinspieler und Musiker *Damrosch* kennen. Sehr erfreut war ich, meine alte Freundin *Alwina Frommann*, obwohl in einiger Spannung mit Liszt, hier wiederum begrüssen zu können. Da endlich auch *Blandine* mit *Ollivier* aus Paris eintraf, um neben mir in der Altenburg zu wohnen, gewannen die an sich lustigen Tage eine fast auf-

geregte Heiterkeit. Am ausgelassensten fand ich Bülow, welchem die Orchester-Direktion bei der Faust-Symphonie Liszt's zugetheilt war. Seine Regsamkeit war ausserordentlich; er hatte die Partitur vollständig auswendig gelernt, und führte sie uns mit dem, keinesweges aus der Elite der deutschen Musiker bestehenden, Orchester mit ganz ungemeiner Präzision, Feinheit und Feuer vor. Nächst dieser Symphonie war das Gelungenste die Musik zu «Prometheus»; besonders ergreifend aber wirkte auf mich der Vortrag eines von Bülow komponirten Lieder-Cyclus: «die Entsagende», durch Emilie Genast. Ausserdem boten die Aufführungen des Festkonzertes wenig Erfreuliches, worunter eine Cantate von *Weisheimer* «das Grab im Busento» zu rechnen ist; wogegen es zu einem wahren und grossen Aergerniss mit einem «deutschen Marsche» von *Dräseke* kam. Diese wunderliche Komposition des sonst so begabten Menschen, welche wie im Hohn verfasst aussah, wurde aus nicht leicht zu verstehenden Gründen von Liszt mit herausfordernder Leidenschaft protegirt; Liszt bestand auf der Durchführung des Marsches unter Bülow's Direktion. Auch diese gelang schliesslich Hans, und zwar auswendig: doch führte diess endlich zu einem unerhörten Aergerniss. Liszt, welcher in Folge der jubelnden Aufnahme seiner eigenen Komposition nicht zu bewegen war, dem Publikum sich ein einziges Mal zu zeigen, erschien bei der schliessenden Aufführung des Dräseke'schen Marsches in der Proscenium's-Loge, um dem Werke seines Schützlings, welches von den Zuhörern endlich mit unaufhaltsamem Missmuth zurückgewiesen wurde, mit weit hervorgestreckten Händen und donnernden Bravo-Rufen zu applaudiren. Es entspann sich hierüber ein völliger Kampf, welchen Liszt allein, zorngerötheten Antlitzes, mit dem Publikum führte. *Blandine* welche an meiner Seite sass, war gleich mir in heller Verzweiflung über dieses unerhörte provozirende Benehmen ihres Vaters, und es dauerte lange, ehe auch wir über den Vorgang uns beruhigten. Von Liszt selbst war als Erklärung wenig heraus zu bekommen; wir hörten nur einige Male wüthend verachtende Bezeigungen über das Publikum, für welches dieser Marsch noch viel zu gut sei; und ich erfuhr andrerseits, dass diess sonderbarer Weise aus Rancüne gegen das eigentliche Weimarische Publikum geschah, welches jedoch hier gar nicht in Betreff kam. Liszt behandelte diese Angelegenheit nämlich als eine Revanche für *Cornelius*, dessen Oper «der Barbier von Bagdad» vor einiger Zeit unter Liszt's persönlicher Leitung aufgeführt, und vom Weimarer Publikum ausgepfiffen worden war. Ausserdem bemerkte ich nun wohl auch, dass Liszt in diesen Tagen anderweitig grossen Aerger zu erleiden hatte. Wie

er mir selbst gestand, war es ihm darauf angekommen, den Grossherzog von Weimar zu einem auszeichnenden Benehmen gegen mich zu bewegen; er wollte, dass dieser mich mit ihm zur Hoftafel einladen sollte; da Jener Bedenken fand, einen noch jetzt vom Königreich Sachsen ausgeschlossenen politischen Flüchtling zu bewirthen, vermeinte Liszt wenigstens den weissen Falken-Orden für mich durchsetzen zu können. Auch dieses war ihm abgeschlagen worden. Da er mit seinen Bemühungen für mich beim Hofe so übel angekommen war, sollte nun wenigstens die Bürgerschaft der Residenzstadt das ihrige zur Feier meiner Anwesenheit thun; es war ein Fackelzug für mich beschlossen. Als ich hiervon hörte, gab ich mir alle Mühe, das Vorhaben zu hintertreiben; was mir denn auch gelang. Ganz ohne Ovation sollte es jedoch nicht abgehen; eines Vormittags stellte sich der Justizrath *Gille* aus Jena mit sechs Studenten unter meinem Fenster zur Absingung eines gemüthlichen Sing-Vereins-Liedes ein, welcher Bezeigung ich mich auf das Herzlichste dankbar erwies. Dagegen gestaltete sich ein grosses Festmahl, bei dem alle Tonkünstler versammelt waren, und welchem auch ich zwischen Blandine und Ollivier beiwohnte, zu einer recht herzlichen Ovation für den nun wieder in Deutschland begrüssten, während der Zeit seiner Verbannung lieb und berühmt gewordenen Komponisten des «Tannhäuser» und des «Lohengrin». Liszt sprach kurz, aber energisch, und einem besonderen Festredner gegenüber hatte auch ich mich ausführlicher vernehmen zu lassen. Sehr angenehm waren mehrere ausgewählte Versammlungen an Liszt's Mittagstische, bei deren einer ich auch der abwesenden Wirthin der Altenburg gedachte. Ein Mal aber speisten wir im Garten, und hier hatte ich die Freude, auch die gute *Frommann*, welche sich sehr verständig mit Ollivier unterhielt, mit Liszt ausgesöhnt, Theil nehmen zu sehen.

So nahte nach einer sehr mannigfaltig aufgeregt durchlebten Woche der Tag der Trennung für uns Alle. Es war eine freundliche Fügung, dass ich meine beschlossene Reise nach Wien zu einem grossen Theil in der Begleitung Blandinen's und Ollivier's ausführen konnte. Diese hatten beschlossen, *Cosima* in Reichenhall, wo diese einer Kur wegen sich aufhielt, zu besuchen. Als wir am Bahnhofe gemeinschaftlich von *Liszt* Abschied nahmen, gedachten wir auch *Bülow*'s, welcher in den vergangenen Tagen sich so ungemein ausgezeichnet hatte, und der einen Tag früher verreist war; wir ergossen uns in seinem Lobe, nur bemerkte ich vertraulich scherzend: er hätte Cosima nicht zu heirathen gebraucht; worauf Liszt mit einer kleinen Verneigung hinzusetzte: «das war Luxus.»

Nun überkam uns Reisende, d. h. namentlich *Blandine* und mich, bald eine ausgelassen heitere Laune, welche sich namentlich durch *Ollivier*'s, bei jedem Auflachen unsrerseits wiederholte, neugierige Frage: qu' est ce qu' il dit? steigerte. Dieser musste es sich gutmüthig gefallen lassen, dass wir fortgesetzt im Deutschen unsere Spässe trieben; doch wurden seine häufigen Nachfragen nach einem *Tonique* oder *Jambon cru*, welche die Hauptelemente seiner Ernährung auszumachen schienen, immer französisch von uns bedient. In Nürnberg, wo wir unser Nachtlager zu halten gezwungen waren, kamen wir erst spät nach Mitternacht an, und wurden mit vieler Mühe nach einem Gasthof gebracht, welcher uns jedoch nur nach langem Warten geöffnet wurde. Ein ältlicher dicker Gastwirth entschloss sich auf unsere Bitten, in so später Zeit uns noch Zimmer anzuweisen; um diess zu bewerkstelligen liess er uns jedoch, nach vielem ängstlichen Ueberlegen, erst längere Zeit in einem Hausflur warten, entfernte sich durch einen hinteren Corridor, und dort hörten wir ihn vor einer Kammerthüre mit schüchterner Freundlichkeit den Namen: «Margarethe» rufen. Er wiederholte diess mehrere Male mit dem Bedeuten, es seien Gäste da; fluchend wurde ihm von einem Frauenzimmer geantwortet. Nach vielem inständigen Bitten von Seiten des Wirthes kam Margarethe, im Négligé, endlich heraus, und brachte uns, nach mancher geheimen Ueberlegung mit dem Wirthe, in die für uns ausgewählten Kammern; wobei das Sonderbare des Vorfalles darin bestand, dass das unmässigste Gelächter, welches wir alle drei beständig unterhielten, weder vom Wirth, noch von seiner Magd bemerkt zu werden schien. Des anderen Tages besichtigten wir einige Merkwürdigkeiten der Stadt, zuletzt auch das germanische Museum, welches seiner damaligen Armseligkeit wegen namentlich meinem französischen Freunde Geringschätzung abgewann; die bedeutende Sammlung von Marter-Instrumenten, unter denen sich ein mit Nägeln ausgeschlagener Kasten besonders auszeichnete, erregten Blandinen aber einen mitleidigen Ekel.

Am Abend gelangten wir nach *München*, welches am anderen Tage, nachdem für «Tonique» und Schinken wieder gesorgt war, namentlich von Ollivier mit grosser Befriedigung in Augenschein genommen wurde. Er fand, dass der antikisirende Styl, in welchem namentlich die vom König Ludwig I. ausgeführten Kunstgebäude sich darstellten, höchst vortheilhaft gegen die Gebäude sich auszeichnete, mit welchen *Louis Napoléon*, zu Ollivier's grösstem Aerger, Paris anzufüllen beliebt hatte. Er versicherte, er würde hierüber in Paris sich vernehmen lassen. Hier traf ich zufällig einen ehemaligen jungen Bekannten, Herrn von *Horn-*

stein, wieder; ich stellte ihn als «Baron» meinen Freunden vor: seine putzige Gestalt und sein tölpelhaftes Benehmen unterhielten ihre Heiterkeit, welche wiederum zu einem wahren Feste ausartete, als *«le baron»* vor unserer nächtlichen Abreise nach Reichenhall uns Alle, damit wir auch nach dieser Seite hin München kennen lernten, noch in eine ziemlich entfernt liegende Bierbrauerei führen musste. Es geschah diess in finsterer Nacht; ausser einem Lichtstumpfe, mit welchem «der Baron» selbst in den Keller steigen musste, um uns Bier heraufzuholen, bot sich keine Beleuchtung dar; doch schien das Bier ausserordentlich zu schmecken, und nachdem Hornstein mehrere Male seine Kellerfahrt wiederholt hatte, bemerkten wir bei der nun mit nöthig gewordener Eile auszuführenden, ungemein beschwerlichen Wanderung durch Feldäcker und Gräben zum Bahnhofe hin, dass das ungewohnte Labsal uns etwas verwirrt hatte. *Blandine* verfiel sogleich nach dem Besteigen des Waggons in tiefen Schlaf, aus dem sie erst bei Tagesanbruch erwachte, als wir in Reichenhall anlangten, wo uns nun *Cosima* empfing und nach der zu unserer Aufnahme hergerichteten Wohnung geleitete.

Wir freuten uns zunächst über den Gesundheitszustand der Schwester, den wir als bei weitem weniger beängstigend erkannten, als er zuvor, namentlich mir, zur Kenntniss gekommen war. Ihr war hier eine Molkenkur verordnet worden. Wirklich wohnten wir auch am anderen Morgen einer Promenade nach der Molken-Anstalt bei; auf das hier eingenommene Heilmittel schien jedoch Cosima weniger Werth zu legen, als auf die Wanderungen und den Aufenthalt in der so ausgezeichnet stärkenden Gebirgsluft selbst. Von der Heiterkeit des Umganges, welche auch hier sogleich sich einstellte, blieben jedoch Ollivier und ich meistens ausgeschlossen, da die beiden Schwestern, zur grösseren Vertraulichkeit ihrer durch stetes Lachen bis in die Ferne bemerkbaren Gespräche, sich gewöhnlich in ihre Kammer vor uns verschlossen, sodass mir die französische Conversation mit meinem politischen Freunde fast allein verblieb. Doch wusste ich mir einige Male Zutritt zu den Schwestern zu verschaffen, um ihnen unter Andrem mein Vorhaben anzukündigen, sie, da um Beide ihr Vater sich nicht mehr bekümmere, zu adoptiren, — was weniger mit Vertrauen als mit Heiterkeit aufgenommen wurde. Ich beklagte mich einmal gegen Blandine über Cosima's Wildheit, was jene zunächst nicht begreifen wollte, bis sie mich dahin verstand, dass sie mir meinen Ausdruck selbst als gemeinte «timidité d'un sauvage» erklärte. Nach wenigen Tagen musste ich aber endlich an die Fortsetzung meiner bis jetzt so anmuthig unterbrochenen Reise denken; ich

nahm im Hausflur Abschied und begegnete hier einem fast scheu fragenden Blicke Cosima's.

In einem Einspänner fuhr ich zunächst das Thal hinab nach *Salzburg*. An der österreichischen Grenze hatte ich ein Abenteuer mit dem Zollamte zu bestehen. *Liszt* hatte mir in Weimar ein Kistchen der kostbarsten, von Baron *Sina* ihm selbst verehrten, Cigarren geschenkt; von meinem Aufenthalte in Venedig her die unerhörten Chicanen kennend, durch welche die Einbringung dieses Artikels in Oesterreich erschwert ist, war ich darauf verfallen gewesen, diese Cigarren einzeln unter meiner Wäsche und in den Kleidertaschen zu verstecken. Der Zolldiener, ein alter Soldat, schien aber auf solche Vorsichtsmassregeln vorbereitet zu sein, und zog geschickt aus allen Falten meines kleinen Reisekoffers die Corpora delicti hervor. Ich hatte ihn durch ein Trinkgeld zu bestechen gesucht; dieses hatte er auch wirklich zu sich genommen, und ich war um desto empörter, als er mich nun doch vor dem Amte denunzirte. Hier hatte ich eine starke Strafe zu zahlen, erhielt aber nun die Erlaubniss, die Cigarren rückkaufen zu können, wovon ich jedoch wüthend abstand; als mir dann die Quittung für meine ausgezahlte Strafe zugestellt wurde, übergab man mir aber zugleich auch den preussischen Thaler, welchen zuvor der Zollsoldat ruhig zu sich gesteckt hatte. Als ich mich nun zur Weiterreise in den Wagen setzte, sah ich diesen Zolldiener ruhig vor einem Schoppen sitzen und sein Stück Brod mit Käse verzehren, wobei er mich höflich grüsste; ich bot ihm jetzt seinen Thaler wiederum an, diessmal aber verweigerte er ihn anzunehmen. Ich habe mich später oft noch darüber geärgert, dass ich damals nicht den Namen dieses Menschen mir geben liess, da ich den Gedanken festhielt, er müsse ein ausgezeichnet treuer Diener sein, als welchen ich ihn später gern zu mir genommen hätte.

Ueber Salzburg, wo ich von Regengüssen überfluthet ankam und die Nacht zubrachte, gelangte ich anderen Tages endlich an meinen vorläufigen Bestimmungsort *Wien*. Hier gedachte ich die Gastfreundschaft des aus der Schweiz her mir befreundeten *Kolatschek* anzunehmen; dieser, von Oesterreich längst amnestirt, hatte mich in Wien bei meinem vorherigen Aufenthalte aufgesucht, und für den Fall, dass ich auf längere Zeit zurückkommen würde, um mir den unangenehmen Aufenthalt in einem Gasthofe zu ersparen, sein Haus angeboten. Schon aus Gründen der Sparsamkeit, welche um diese Zeit mir so sehr zur Nöthigung gemacht war, war ich auf dieses Anerbieten gern eingegangen, und fuhr nun mit meinem kleinen Gepäcke sogleich nach dem mir bezeichneten Hause hin. Zu meinem Erstaunen erkannte ich alsbald, dass ich mich

in der allerentferntesten Vorstadt, fast ohne alle Verbindung mit Wien selbst, befand, ausserdem das Haus aber auch ganz verlassen war, weil Kolatschek mit seiner Familie einen Sommeraufenthalt in Hütteldorf bezogen hatte; mit Mühe fand ich eine alte Magd heraus, welche durch ihren Herrn von meiner Ankunft ungefähr berichtet zu sein glaubte. Sie zeigte mir ein kleines Zimmer, in welchem, wenn ich wollte, ich schlafen könnte; weder für Wäsche noch sonstige Bedienung schien sie aber vorgesehen zu sein. Höchst ungemüthlich berührt durch diese Enttäuschung fuhr ich zunächst in die Stadt zurück, um in einem Kaffeehause am Stephan's-Platze, wo den Aussagen der Magd nach Kolatschek um eine gewisse Zeit sich einfinden sollte, diesen zu erwarten. Ich sass da längere Zeit, erkundigte mich wiederholt nach dem von mir Erwarteten, bis ich endlich *Standhartner* eintreten sehe. Sein höchstes Erstaunen mich hier anzutreffen wurde in der gemüthlichsten Weise noch dadurch gesteigert, dass er mir erklärte nie in seinem Leben noch in dieses Kaffee eingetreten zu sein, und dass nur ein ganz besonderer Zufall ihn gerade heute um diese Stunde hierher geführt habe. Er vernahm die Lage, in der ich mich befand, war sogleich in höchster Weise darüber aufgebracht, dass ich bei meiner so dringenden Beschäftigung im Mittelpunkte der Stadt am verlassensten Ende Wiens wohnen sollte, und bot mir sofort seine eigene Wohnung, welche er mit seiner ganzen Familie jetzt für sechs Wochen verlassen werde, zu einstweiligem Unterkommen an. Eine hübsche Nichte, welche mit ihrer Mutter und Schwester im gleichen Hause wohnte, sollte für alle nöthige Bedienung, auch Frühstück u. s. w. sorgen, und ich würde somit zu höchster Bequemlichkeit in der ganzen Wohnung mich ausdehnen können. Jubelnd führte er mich sofort in sein Haus, welches bereits von seiner Familie, die zu einem Sommeraufenthalt nach Salzburg vorausgegangen, verlassen worden war. Kolatschek wurde benachrichtigt, mein Reisegepäck herein geholt, und noch einige Tage genoss ich in Standhartner's Gesellschaft die Annehmlichkeit der behaglichen Gastfreundschaft. Nun hatte ich aber auch aus meines Freundes weiteren Mittheilungen die für meine Lage eingetretenen Schwierigkeiten zu vernehmen. Die im vergangenen Frühjahr für jetzt (ich war am 14. August in Wien angekommen) entworfenen Proben zu «Tristan und Isolde» hatten bereits auf unbestimmte Zeit vertagt werden müssen, weil der Tenorist *Ander* sich stimmkrank hatte melden müssen. Auf diese Nachricht glaubte ich eigentlich sofort meinen Aufenthalt in Wien als unnütz erkennen zu müssen; nur hätte mir Niemand zu rathen gewusst, wohin ich mich wenden sollte, um irgend einem Zwecke nachzugehen.

Meine Lage war, wie mir nun erst deutlich wurde, gänzlich verlassen, denn ich erschien mir von aller Welt aufgegeben. Hatte ich mir vor wenigen Jahren noch damit schmeicheln können, in einem ähnlichen Falle bei *Liszt* in Weimar einen freundlichen Aufenthalt für das Abwarten zu gewinnen, so hatte ich nun, wie ich diess bereits erwähnte, bei meiner Rückkehr nach Deutschland, bloss der Versiegelung seines Hauses beizuwohnen gehabt. So beschäftigte mich jetzt vor Allem das Umsehen nach irgend einem befreundeten Unterkommen. Somit wendete ich mich, fast nur noch in diesem Sinne, an den Grossherzog von *Baden*, welcher mich ja vor Kurzem erst so freundschaftlich und theilnahmvoll begrüsst hatte. Ich legte ihm in einem ausdrucksvollen Schreiben mein Bedürfniss an das Herz, versicherte ihm, dass es mir vor Allem auf ein, wenn auch noch so bescheidenes, Asyl ankäme, und ersuchte ihn, mir dieses in oder bei Karlsruhe durch die Gewährung einer Pension von 1200 Gulden zu verschaffen. Wie erstaunt war ich, hierauf eine nicht mehr eigenhändige, sondern nur von dem Grossherzog unterschriebene Antwort zu erhalten, in welcher mir auseinander gesetzt wurde, dass bei einer Gewährung meiner Bitte eine Einmischung meinerseits in die dortigen Theater-Angelegenheiten, und somit leicht berechenbare Misshelligkeiten mit dem Direktor desselben, meinem jetzt so vortrefflich sich bewährenden alten Freunde E. Devrient, vorauszusehen seien; da in solchen Fällen der Grossherzog sich genöthigt sehen würde, vielleicht zu meinen Ungunsten, wie er sich ausdrückte, «das Amt der Gerechtigkeit zu verwalten», so müsse er nach reiflicher Erwägung bedauern mir die Erfüllung meines Wunsches versagen zu müssen. — Die Fürstin *Metternich* glaubte, bei meinem Fortgange von Paris, mein Bedürfniss auch nach dieser Seite hin zu errathen, und wies mich für Wien mit herzlicher Betonung an die Familie des Grafen *Nakó*, von dessen Frau namentlich sie mir in bedeutungsvollem Sinne sprach. Nun hatte ich, sogleich nach meinem Einzug in die Wohnung Standhartner's, durch diesen während der wenigen Tage vor seiner Abreise noch die Bekanntschaft des jungen Fürsten *Rudolf Liechtenstein*, unter seinen Freunden nur unter dem Namen «Rudi» bekannt, gemacht. Er wurde mir als leidenschaftlicher Verehrer meiner Musik von seinem sehr vertrauten Arzte in einnehmendster Weise empfohlen. Mit diesem, den ich, als Standhartner nun zu seiner Familie abgegangen war, häufig im «Erzherzog Karl» beim Speisen antraf, wurde der Plan eines Besuches bei Graf *Nakó*, auf dessen entfernterem Gute *Schwarzau*, verabredet. In gemüthlichster Weise wurde die, theilweise auf der Eisenbahn stattfindende Fahrt, in der Begleitung der jungen

Frau des Fürsten ausgeführt. Von ihnen wurde ich nun in Schwarzau den Nakó's vorgestellt: ich traf in dem Grafen einen ausgezeichnet schönen Mann, in ihr dagegen eine Art von kultivirter Zigeunerin an, deren Talent im Malen sich durch riesengrosse Kopien Van-Dyck'scher Bilder, von denen die Wände prangten, in auffälliger Weise kundgab. Peinigender war dagegen ihr Musiziren am Klavier, bei welchem sie nur Zigeunerweisen mit allerächtestem, wie sie sagte, von Liszt verfehltem, Vortrage zu Gehör brachte. Die Musik des «Lohengrin» schien andrerseits alle sehr für mich eingenommen zu haben; diess bestätigten mir noch andere zum Besuch anwesende Magnaten, unter welchen ich auch den von Venedig her mir bekannten Grafen *Edmund Zichy* vorfand. Ich lernte hier die Tendenz einer freimüthigen ungarischen Gastfreundschaft kennen, ohne jedoch von dem Inhalte der Gespräche sonderlich erbaut zu sein. Leider hatte ich mich bald zu fragen, was ich unter diesen Leuten zu thun haben sollte. Für die Nacht war mir ein anständiges Gastzimmer angewiesen, und des anderen Tages sah ich mich bei Zeiten nach dem Umfange der schön gepflegten Umgebung des stattlichen Schlosses um, mit dem Erwägen, in welchem Theil desselben mir vielleicht ein längerer gastlicher Aufenthalt gewährt sein dürfte. Meinen anerkennenden Bemerkungen über die Ausdehnung der Gebäude wurde beim Frühstück jedoch mit der Versicherung begegnet, dass es leider kaum für die Bedürfnisse der gräflichen Familie ausreiche, da namentlich die junge «Comtesse» mit ihrer Bedienung eines grossen Aufwandes bedürfe. Es war ein kalter Septembermorgen, den wir bei dieser Gelegenheit im Freien zubrachten; mein Freund «Rudi» schien verstimmt: ich fror, und bald nahm ich meinen Abschied von der Magnatentafel, mit dem Bewusstsein, noch selten mit so artigen Menschen mich zusammen befunden zu haben, ohne im mindesten zu begreifen, was ich mit ihnen etwa gemein haben könnte. Diess Gefühl drang sich mir vollends bis zum Ueberdruss auf, als ich mit mehreren der «Cavaliere» gemeinschaftlich bis zu der Eisenbahnstation von *Mödling* fuhr, und während dieser Stunde zu stetem Schweigen mich gezwungen sah, da buchstäblich nur das so bekannt gewordene Gespräch über Pferde von ihnen geführt wurde.

In Mödling stieg ich aus, um hier den Tenoristen *Ander* zu besuchen, bei welchem ich mich für diesen Tag, mit der Absicht den «Tristan» vorzunehmen, eingeladen hatte. Es war noch sehr früh und ein heller, mit der Zeit sich erwärmender, Vormittag; ich beschloss, ehe ich Ander aufsuchte, einen Spaziergang in die liebliche *Brühl.* Dort liess ich mir in dem Garten des schön gelegenen Gasthofes ein zweites Frühstück be-

reiten, und genoss in vollendeter Einsamkeit eine höchst erquickliche Stunde. Die Waldvögel waren bereits verstummt, dafür gesellte sich ein bis in das Ungeheuere anwachsendes Heer von Sperlingen um mein Frühmahl; da ich sie mit den Brodkrumen fütterte, wurden sie endlich so kirr, dass sie in ganzen Flügen auf dem Tisch vor mir zum Raube sich niederliessen. Diess erinnerte mich an jenen Morgen in der Taverne des Gastwirthes *Homo* bei Montmorency. Auch hier, nachdem ich manche Thräne vergossen, lachte ich endlich laut auf, und schlug meinen Weg nach der Sommerwohnung des Herrn Ander ein. Leider fand ich an diesem bestätigt, dass seine Stimmkrankheit nicht wohl nur ein Vorwand sei. Jedenfalls musste ich mir bald gestehen, dass dieser dürftige Mensch, welcher zwar in Wien als ein Halbgott verehrt wurde, seiner Aufgabe als «Tristan» unter keinen Umständen gewachsen sein würde. Doch that ich das Meinige, weil ich doch nun einmal hier war, ihm den ganzen «Tristan», in meiner mich so sehr aufregenden Weise, vorzuführen; wobei er behauptete, die Partie sei wie für ihn geschrieben. Mit *Tausig* und *Cornelius*, die ich in Wien wiederum angetroffen und welche ich für diesen Tag zu Ander herausbeschieden hatte, kehrte ich des Abends nach Wien zurück.

Mit diesen Beiden, welche sich herzlich um mich bekümmerten und nach Kräften mich zu erheitern suchten, verkehrte ich viel; nur hielt sich Tausig, der in gewisse vornehme Aspirationen gerathen war, etwas mehr zurück. Doch nahm auch dieser junge Freund noch an Einladungen Theil, welche uns gemeinschaftlich zu Frau *Dustmann*, damals zum Sommeraufenthalt in Hietzing sich befindend, beriefen. Hier kam es einige Male zu Diners, auch zu einzelnen Gesangstudien von der projektirten «Isolde», für welche dieser Sängerin Stimme die seelische Empfänglichkeit nicht abzugehen schien. Dort las ich auch ein Mal wieder das Gedicht des «Tristan» vor, immer in der Meinung, ich werde mit Geduld und Enthusiasmus das Vorhaben seiner Aufführung doch noch ermöglichen. Für jetzt bedurfte es aber der ersteren am meisten, während mit dem letzteren gar nichts zu erreichen war; *Ander* war und blieb stimmkrank, und kein Arzt wollte genau die Zeit bestimmen, in welcher er von seinem Uebel erlöst sein würde.

Ich verbrachte die Zeit, so gut es ging, und verfiel darauf, die für Paris auf französischem Texte ausgeführte neue Scene zu Tannhäuser in das Deutsche zurück zu übersetzen. *Cornelius* musste mir hierfür die in sehr defekten Zustand gerathene Originalpartitur kopiren; seine Kopie eignete ich mir zu, ohne dem in seinen Händen verbliebenen Original weiter nachzufragen: was hieraus sich entwickelte, werden wir später erfahren.

Zu uns gesellte sich auch noch der von früher her mir bekannte Musiker *Winterberger*, welchen ich in einer von mir sehr beneideten Lage antraf: in dem sehr freundlichen Hause der Gräfin *Banfy*, einer alten Freundin Liszt's, war er in Hietzing ganz vortrefflich aufgenommen; dort lebte er behaglich und hatte für nichts zu sorgen, da die gütige Dame es für ihre Pflicht hielt, es dem sonst so verdienstlosen Menschen an nichts fehlen zu lassen. Von ihm erhielt ich nun wieder auch Nachrichten über *Karl Ritter*, und erfuhr, dass Ritter jetzt in Neapel im Hause eines Klaviermacher's gegen Ertheilung von Unterricht an dessen Kinder freie Wohnung und Kost anzunehmen hatte. Nachdem alles aufgebraucht, hatte Winterberger, wie es scheint, auf einige Empfehlungen Liszt's hin, sich auf Abenteuer in Ungarn aufgemacht; dieses schien ihm aber nicht nach Behagen ausgefallen zu sein, wofür er denn nun jetzt im Hause der guten Gräfin entschädigt wurde. Bei dieser Dame, gleichfalls als Hausgenossin, traf ich eine vortreffliche Harfenspielerin Fräulein *Mössner* an; diese hatte sich auf Anordnung der Gräfin mit der Harfe in den Garten zu verfügen gehabt, und nahm sich hier, an und mit ihrem Instrumente, in recht kühner Weise ganz erfreulich aus, so dass ich davon einen angenehm nachhaltigen Eindruck gewann. Leider gerieth ich mit der jungen Dame darüber, dass ich ihr kein Solo für ihr Instrument komponiren wollte, in Zerwürfniss: nachdem sie meine bestimmte Weigerung erhalten ihrem Ehrgeiz zu fröhnen, beachtete sie mich nicht mehr.

Zu den besonderen Bekanntschaften, welche mir Wien in dieser für mich so beschwerlichen Epoche verschaffte, gehörte nun auch der Dichter *Hebbel.* Da es mir nicht undenkbar erschien, dass ich vielleicht für längere Zeit Wien als den Ort meiner Wirksamkeit zu bestimmen haben würde, hielt ich eine nähere Bekanntschaft mit den dortigen litterarischen Notabilitäten für rathsam. Auf diejenige mit Hebbel bereitete ich mich durch eine vorherige Bekanntmachung mit seinen Theaterstücken umständlicher vor, wobei ich den besten Willen darein setzte sie gut zu finden, und ein näheres Vertrautwerden mit Hebbel für wünschenswerth zu halten. Die Wahrnehmung der grossen Schwäche seiner Dichtungen, welche ich namentlich in der Unnatürlichkeit der Konzeptionen, sowie des zwar immer gesuchten, meistens aber gemein bleibenden Ausdruckes derselben erkannte, schreckte mich für jetzt nicht ab, meinen Vorsatz auszuführen. Ich habe ihn nur einmal besucht, und bei dieser Gelegenheit mich auch nicht sonderlich lange mit ihm unterhalten: die exzentrische Kraft, welche in den meisten seiner dramatischen Figuren explo-

diren zu wollen scheint, fand ich in der Persönlichkeit des Dichters in keiner Weise ausgedrückt; das was mich hieran unangenehm befremdete, fand ich plötzlich erklärt, als ich wenige Jahre nachher erfuhr, Hebbel sei an einer Knochenerweichung gestorben. Ueber das Wiener Theaterwesen unterhielt er sich mit mir in der Stimmung eines vernachlässigten, seine Angelegenheiten aber dennoch geschäftsmässig betreibenden Dilettanten. Ich fühlte mich nicht besonders angeregt einen Besuch bei ihm zu wiederholen, namentlich seit er den bei mir verfehlten Gegenbesuch mir durch eine Karte notifizirte, auf welcher er sich als: «Hebbel, chevalier *des* plusieurs ordres», meldete.

Meinen alten Freund *Heinrich Laube* fand ich hier als längst eingeübten Direktor des k. k. Hof-Burgtheater's wieder. Bereits bei meinem ersten Besuche im vergangenen Frühjahre hatte er es für seine Pflicht erachtet, mich den Wiener litterarischen Notabilitäten vorzuführen; unter diesen verstand er, sehr praktisch gesinnt, hauptsächlich Journalisten und Rezensenten. Als besonders interessant für mich hatte er bei einem grösseren Diner auch Dr. *Hanslick* eingeladen, und hier war er sofort darüber erstaunt, dass ich mit diesem kein Wort sprach, woraus er den Grund zu der Voraussagung nahm, dass ich es in Wien schwer haben würde, wenn ich auf ein Feld künstlerischer Wirksamkeit Bedacht nähme. Bei meiner diessmaligen Wiederkehr war ich ihm einfach als alter Freund willkommen, und er bot mir, so oft ich dazu Lust hatte, seinen Mittagstisch, welchen er als passionirter Jäger durch frisches Wildpret zu bereichern wusste, zum Mitgenuss an. Nicht sehr häufig machte ich jedoch von dieser Einladung Gebrauch, da mich der aus der trockensten Theatergeschäftsroutine einzig sich belebende Geist der Unterhaltung bald unangezogen liess. Nach der Mahlzeit versammelten sich, zu Kaffee und Cigarre, gewöhnlich Schauspieler und Litteraten um einen grösseren Tisch, an welchem, da Laube schweigend im Rauche seiner Cigarre nur ausruhte, seine Frau zumeist den Hof hielt. Diese war nämlich gänzlich, ihrem Manne zu Liebe, Theater-Directrice geworden, und hielt es für nöthig mit gewählten Reden längere Zeit über Dinge zu sprechen, von denen sie nicht das Mindeste verstand; wobei einzig die in früherer Zeit von mir so gern an ihr wahrgenommene grosse Gutmüthigkeit mich wiederum erfreute, da sie, wenn keiner der Höflinge ihr zu widersprechen wagte, auf meine sehr ungenirten Berichtigungen gewöhnlich mit unverhohlener Heiterkeit einging. Ihr und ihrem Gemahl, mit denen ich, da ihr Ernst mir so sehr gleichgültig war, gewöhnlich nur scherzend und in Witzen verkehrte, galt ich hauptsächlich wohl nur als genialer

Faselhans, so dass mir Frau Laube, als ich später in Wien meine Konzerte aufführte, sich mit freundlicher Verwunderung darüber zu erkennen gab, dass ich ja ganz gut dirigiren könnte, was sie nach irgend welchem Zeitungsberichte über mich gar nicht erwartet hätte.

In Einem wurde mir Laube's praktische Kenntniss der Dinge nicht unwichtig, nämlich durch die Bekanntmachung mit dem Charakter der Persönlichkeiten der höheren Intendanzen der k. k. Hoftheater. Da kam es denn heraus, dass hier ein Hofrath *von Raymond* von allergrösster Wichtigkeit sei; der alte Graf *Lanckoronski,* der sonst auf seine Autorität sehr eifersüchtige Oberhofmarschall, getraute sich ohne diesen, als namentlich im Finanzfach sachverständig geltenden Mann, nicht gut selbständige Entschlüsse zu fassen. Raymond selbst, den ich bald als ein Muster von Ungebildetheit kennen lernte, wurde, besonders durch die fortwährend mich herabziehende Wiener Presse, in Bezug auf mein Vorhaben den «Tristan» aufzuführen, scheu gemacht, und zur Hinterhaltigkeit getrieben. Officiell blieb ich für meinen Verkehr immer nur an den eigentlichen Direktor des Operntheater's, Herrn *Salvi,* den früheren Gesangslehrer einer Kammerfrau der Erzherzogin *Sophie,* angewiesen; dieser, ein durchaus unfähiger, kenntnissloser Mensch, musste sich nun mir gegenüber die Miene geben, als ob ihm, dem Befehle der obersten Instanz gemäss, nichts dringender als die Förderung des «Tristan» am Herzen läge. Er suchte demgemäss, durch stets bezeigten Eifer und Wohlwollen, die immer bedenklichere Stimmung, welche sich in dem Personale selbst ausbreitete, mir zu verdecken.

Wie es hier stand, erfuhr ich eines Tages, als eine Gesellschaft unserer Sänger mit mir auf das Landgut eines Herrn *Dumba,* der mir als enthusiastischer Gönner bekannt gemacht wurde, eingeladen war. Herr *Ander* hatte seine Tristan-Partie mitgenommen, wie um zu zeigen, dass er sich keinen Tag von ihr zu trennen vermöchte: hierüber erzürnte Frau *Dustmann,* welche Ander eines auf meine Täuschung berechneten, heuchlerischen Spieles, bezichtigte; denn Ander, so gut wie sonst Jeder, wisse, dass er die Partie nicht singen werde, und dass es nur auf eine Gelegenheit abgesehen werde, die Verhinderung des Tristan in irgend einer Weise ihr, der Frau Dustmann, in die Schuhe zu schieben. Gegen so üble Wahrnehmungen suchte nun *Salvi* immer wieder wie eifrig fördernd sich einzumischen. Er empfahl mir den Tenoristen *Walter* vorzunehmen; da ich diesen, als mir durchaus widerwärtig, verwarf, verwies er mich auf fremde Sänger, welche er zu berufen bereit sei. Hier kam es wirklich zu einigen Versuchs-Gastspielen, von denen ein Herr *Morini* die besten Aus-

sichten zu eröffnen schien. Wirklich war ich so tief herabgestimmt und nur von dem Triebe mein Werk um jeden Preis zu fördern eingenommen, dass ich, mit *Cornelius* einer Aufführung der «*Lucia*» von Donizetti beiwohnend, selbst meinen Freund für ein günstiges Urtheil über den Sänger zu gewinnen suchte. Cornelius, in ernstliches Anhören versunken, fuhr, als ich ihn voll Spannung betrachtete, plötzlich mit einem «Scheusslich, scheusslich!» heraus, worüber wir Beide so herzlich lachen mussten, dass wir alsbald in wirklich heitrer Stimmung das Theater verliessen.

Als mit einem ehrlichen Menschen vom Theater verkehrte ich schliesslich nur noch mit dem Kapellmeister Heinrich *Esser*. Er hatte sich mit grossem Ernste in das für ihn sehr beschwerliche Studium des «Tristan» hineingearbeitet, und nie verlor er ernstlich die Hoffnung, die Aufführung doch noch zu ermöglichen, wenn ich mir nur den Tenoristen *Walter* auswählen wollte; trotz meiner steten Weigerung, von dieser Hilfe Gebrauch zu machen, blieben wir immer gute Freunde. Da auch er ein tüchtiger Fussgänger war, durchwanderten wir öfters die Umgegend Wien's, unter meinerseits enthusiastischen und seinerseits redlich ernsten Unterhaltungen.

Während diese Tristan-Angelegenheit sich wie ein unabsehbar chronisches Leiden dahin zog, war Ende September *Standhartner* mit seiner Familie zurückgekehrt. Im nächsten Zusammenhang hiermit stand, dass ich mich nach einer Wohnung umsah, für welche ich mir einen Gasthof zur «Kaiserin Elisabeth» auswählte. Im fortgesetzten freundlichen Verkehr mit der Familie meines Freundes, lernte ich nun auch dessen Frau, nebst den dreien Söhnen und einer Tochter aus deren erster Ehe, sowie ein junges Mädchen aus ihrer zweiten Ehe mit Standhartner, vertraulich kennen. Im Betreff meiner vorangehenden Niederlassung in der mir befreundeten Wohnung hatte ich vor Allem die angenehme Pflege zu bedauern, welche mir die genannte Nichte *Seraphine*, sowohl durch ihre nie ermüdende Sorgfalt, als auch ihren angenehmen witzigen Umgang bereitet hatte. Sie war von mir, ihrer niedlichen Figur und ihres stets sorgfältig «à l'enfant» gelockten Haares wegen, die Puppe benannt worden. Jetzt hatte ich mich im düstren Gasthofszimmer schwieriger zu behelfen. Auch wuchsen die Kosten meines Unterhalts bedenklich an. Von Theaterhonoraren entsinne ich mich in dieser Zeit nur 25 oder 30 Louisd'or für den «Tannhäuser» aus Braunschweig erhalten zu haben. Dagegen erhielt ich aus Dresden von *Minna* einige Blätter des silberflitternen Blattkranzes übersandt, welchen einige Freundinnen ihr zu der am 24. November von ihr gefeierten silbernen Hochzeit ver-

ehrt hatten. Dass es bei dieser Sendung ihrerseits an bitteren Auslassungen nicht fehlte, konnte mich nicht verwundern; ich versuchte dagegen, ihr Hoffnung auf eine goldene Hochzeit beizubringen. — Für jetzt, da ich so ganz zwecklos in einem kostspieligen Wiener Gasthof sass, that ich noch mein Möglichstes, um mir für die Aufführung des «Tristan» noch eine Aussicht zu verschaffen. Ich wandte mich an *Tichatschek* nach Dresden, ohne natürlich eine Zusage erhalten zu können. Das Gleiche versuchte ich und wiederfuhr mir mit *Schnorr.* So musste ich mir denn sagen, dass es um meine Angelegenheit ziemlich elend stünde.

In einer gelegentlichen Mittheilung an *Wesendonck*'s in Zürich hatte ich hiervon kein Hehl gemacht: wie es scheint um mich zu erheitern, luden sie mich zu einem Rendez-vous in Venedig ein, wohin sie sich soeben für einen Vergnügungs-Ausflug aufmachten. Gott weiss was mir im Sinne liegen mochte, als ich auf das Ungefähre hin im grauen November mich wirklich auf der Eisenbahn zunächst nach Triest, und von da mit dem Dampfschiff, welches mir wiederum sehr schlecht bekam, nach Venedig aufmachte, und im Hôtel «Danieli» mein Kämmerchen bezog. Meine Freunde, welche ich in sehr glücklichen Beziehungen antraf, schwelgten im Genuss der Gemälde und schienen es darauf abgesehen zu haben, durch meine Theilnahme am gleichen Genuss mir die Grillen zu vertreiben. Von meiner Lage in Wien schienen sie nichts begreifen zu wollen, wie ich denn überhaupt nach dem schlimmen Ausfalle der, mit so glorreichen Hoffnungen betrachteten Pariser Unternehmung, bei den meisten meiner Freunde ein still resignirtes Aufgeben fernerer Hoffnungen auf meine Erfolge immer mehr kennen zu lernen hatte. Wesendonck, der immer mit einem ungeheueren Opernglase bewaffnet zu Kunstbesichtigungen sich bereit hielt, brachte mich nur einmal zur Mitbesichtigung der Kunst-Akademie, welche ich bei meiner früheren Anwesenheit in Venedig nur von Aussen kennen gelernt hatte. Bei aller Theilnahmlosigkeit meinerseits, muss ich jedoch bekennen, dass Titian's Gemälde der Himmelfahrt der Maria eine Wirkung von erhabenster Art auf mich ausübte, so dass ich seit dieser Empfängniss in mir meine alte Kraft fast wie urplötzlich wieder belebt fühlte.

Ich beschloss die Ausführung der «Meistersinger».

Nachdem ich mit meinen alten Bekannten *Tessarin* und Wesendonck's, welche ich hierzu eingeladen, noch einmal frugaler Weise im «albergo St. Marco» gespeist, auch *Luigia,* meine frühere Pflegerin im «Pallazzo Giustiniani» wieder gesehen und ihrer Freundschaft mich erfreut hatte, verliess ich nach vier, äusserlich wahrhaft trübseligen Tagen, zur Ver-

wunderung meiner Freunde plötzlich Venedig, und trat, den Umwegen zu Lande auf der Eisenbahn folgend, meine lange graue Rückreise nach Wien an. Während der Fahrt gingen mir die «Meistersinger», deren Dichtung ich nur noch nach meinem frühesten Konzepte im Sinne trug, zuerst musikalisch auf; ich konzipirte sofort mit grösster Deutlichkeit den Haupttheil der Ouverture in C-dur.

In einer wahrhaft behaglichen Stimmung kam ich unter diesen letzten Eindrücken in Wien an. *Cornelius* verkündigte ich sogleich meine Zurückkunft durch die Uebersendung einer kleinen Venezianischen Gondel, welche ich in Venedig für ihn gekauft hatte, und welche ich mit einer, in unsinnigen italienischen Worten verfassten, Canzona begleitete. Die Mittheilung meines Planes zur sofortigen Ausführung der «Meistersinger» machte ihn ganz verrückt vor Freude. Bis zu meinem endlichen Fortgange von Wien blieb er in einer völligen Berauschung. Sogleich spannte ich meinen Freund an, mir die Materialien zur Bewältigung des Sujets der «Meistersinger» herbei zu schaffen. Zunächst fiel mir *Grimm*'s Streitschrift über den Gesang der Meistersinger zu genauem Studium ein; nun aber galt es der Habhaftwerdung der Nürnberger Chronik des alten *Wagenseil;* Cornelius begleitete mich auf die Kaiserliche Bibliothek; die Erlaubniss, das glücklich vorgefundene Buch ausgeliehen zu erhalten, musste mir aber mein Freund erst durch einen von ihm mir als höchst peinlich geschilderten Besuch bei dem Baron *Münch-Bellinghausen* (*Halm*) erwirken. Jetzt sass ich eifrig in meinem Gasthofe, um mir die Auszüge aus der Chronik anzueignen, welche ich bald zum Erstaunen so vieler Kenntnissloser in meiner Dichtung zu verwerthen wusste.

Nun galt es aber vor allen Dingen mich der Mittel des Unterhaltes während der Zeit der Ausführung meines Werkes zu versichern. Ich verfiel auf Musikalienhändler *Schott* in Mainz, welchem ich gegen die nöthigen Vorschüsse die Ausführung der «Meistersinger» in Aussicht stellte. Vom Triebe beseelt, mich nur für so lange wie möglich mit Geld zu versehen, erbot ich mich ihm nicht nur das litterarische Eigenthumsrecht, sondern auch das dramatische Aufführungsrecht meines Werkes für 20000 Franken zu überlassen. Eine gänzlich abschlägige Depesche Schott's zerstörte zunächst alle Hoffnung. Als ich mich genöthigt sah auf andere Mittel zu denken, beschloss ich sofort mich nach Berlin zu wenden. Von dorther, wo *Bülow* immer freundschaftlich besorgt für mich bemüht war, hatte dieser mir die Möglichkeit gemeldet, durch ein grosses, von mir dirigirtes Konzert, eine recht bedeutende Summe gewinnen zu können; da ich zugleich mich sehnsüchtig nach einem Unter-

kommen bei Freunden umsah, schien mir Berlin jetzt als letzte Rettung zu winken. Bereits wollte ich eines Abends abreisen, als Mittags zuvor seiner ablehnenden Depesche ein Brief Schott's nachfolgte, welcher mir allerdings tröstliche Aussichten eröffnete: er bot mir nämlich an, sofort den Klavierauszug der «Walküre» zu übernehmen, und mir hierfür, bis auf spätere Abrechnung, 1500 Gulden vorzuschiessen. Cornelius' Freude über die hierdurch von ihm für gerettet erachteten «Meistersinger» war unaussprechlich. Von Berlin musste mir ausserdem Bülow die üblen Erfahrungen, welche er bei den vorbereitenden Versuchen für mein Konzert gemacht, mit zorniger Niedergeschlagenheit melden. Herr *von Hülsen* hatte ihm erklärt, er würde meinen Besuch in Berlin nicht empfangen, und ein Konzert in der grossen Tabagie des Kroll musste Bülow bei näherer Ueberlegung für unzulässig halten.

Während ich nun eifrig einen ausführlichen scenischen Entwurf der «Meistersinger» ausarbeitete, trat, durch die Ankunft des Fürsten und der Fürstin *Metternich* in Wien, eine neue, anscheinend günstige Diversion für mich ein.

Die Bekümmerung meiner Pariser Protektoren um mich und meine Lage war unverkennbar ernstlich; hierfür mich ihnen wiederum freundlich zu erweisen, bestimmte ich die Operntheater-Direktion mir zu gestatten, dass ich für einige Vormittagsstunden das vortreffliche Orchester zur Durchspielung einiger Stücke aus «Tristan», gleichsam zur Probe, in das Theater einladen dürfe. Das Orchester, sowie auch Frau *Dustmann,* waren auf das Freundlichste bereit meinem Wunsche zu willfahren: Fürstin Metternich, mit einigen ihrer Bekannten, wurde zu dieser Audition eingeladen, in welcher ich drei grössere Fragmente, das Vorspiel des ersten und den Anfang des zweiten Aktes, bis ziemlich in die Mitte desselben, nach einmaligem Durchspielen mit dem Orchester und der für den Gesangstheil bis dahin unterstützenden Frau Dustmann, in so glücklicher Weise zur Ausführung brachte, dass ich des vortrefflichsten Eindruckes ohne jede Täuschung mich versichert halten durfte. Auch Herr *Ander* war hierbei erschienen, ohne jedoch eine Note zu kennen noch zu versuchen. Meine fürstlichen Freunde, sowie auch, merkwürdiger Weise, die erste Tänzerin Frl. *Couqui,* welche verstohlen der Probe beigewohnt hatte, überschütteten mich mit enthusiastischen Bezeigungen. — Eines Tages eröffneten mir nun Metternich's, nachdem sie meinen Wunsch einer ungestörten Zurückgezogenheit für die Ausführung eines neuen Werkes kennen gelernt hatten, dass sie gerade dieses stille Asyl in Paris mir sehr gut anbieten könnten: der Fürst habe jetzt sein sehr

geräumiges Gesandtschafts-Hôtel vollständig eingerichtet, und könne mir, ähnlich wie ich diess im preussischen Gesandtschafts-Hôtel gefunden, eine angenehme Wohnung, auf einen stillen Garten hinausgehend, zu Gebote stellen; mein «Erard» stehe ja noch in Paris, und wenn ich am Ende des Jahres dort eintreffen werde, sollte ich alles zu meiner Aufnahme und dem Beginne meiner Arbeit bereit finden. Mit unverhohlener Freude nahm ich diese liebenswürdige Einladung dankbar an, und sorgte des Weiteren nur dafür, meine Angelegenheit so weit in Ordnung zu bringen, dass ich meinen Aufbruch von Wien, und meine Uebersiedelung nach Paris mit Anstand ausführen könnte. Hierzu schien mir ein durch Standhartner vermitteltes Anerbieten der Direktion, einen Theil des für den «Tristan» zu stipulirenden Honorar's mir auszuzahlen, mit behülflich sein zu können. Da ich jedoch nur unter so verklausulirten Bedingungen, welche einer gänzlichen Verzichtleistung nicht unähnlich sahen, jetzt 500 fl. ausbezahlt bekommen sollte, wies ich sofort das Anerbieten zurück, was jedoch die stets mit der Theater-Direktion in Rapport stehende Journalistik nicht verhinderte zu veröffentlichen, ich hätte eine Abfindungs-Zahlung für die Nicht-Aufführung des Tristan angenommen; wogegen ich denn glücklicherweise mit der Bezeugung der Wirklichkeit meines Benehmens protestiren konnte. Mit *Schott* zogen sich nun auch die Unterhandlungen einiger Maassen hinaus, da ich auf sein Anerbieten im Betreff der «Walküre» jetzt nicht eingehen wollte; ich blieb bei meinem ersten Anerbieten einer neuen Oper «die Meistersinger», und erhielt endlich von ihm die für die Walküre mir angebotene Abschlagszahlung von 1500 Gulden, als auf mein neues Werk zu leisten, zugestanden. Sofort als ich den Wechsel erhielt ward eingepackt, als mir ein Telegramm der bereits nach Paris zurückgekehrten Fürstin Metternich zukam, worin ich gebeten wurde, meine Abreise bis zum ersten Januar zu verschieben. Ich nahm mir vor, um nur zunächst von Wien fortzukommen, mich von meinem Vorhaben nicht abhalten zu lassen, und zunächst mich nach Mainz, zu weiteren Unterhandlungen und Festsetzungen mit Schott, zu begeben. Der Abschied am Bahnhofe ward mir besonders durch *Cornelius* erheitert, welcher eine von mir ihm bereits mitgetheilte Strophe des «Sachs» wie mit geheimnissvollem Enthusiasmus mir zuraunte; es war diess der Vers: «der Vogel, der heut' sang, dem war der Schnabel hold gewachsen; ward auch den Meistern dabei bang, gar wohl gefiel er doch Hans Sachsen!»

In Mainz lernte ich nun die Familie *Schott,* welche bereits in Paris an mir vorübergegangen war, näher kennen. Auch jener junge Musiker

Weisheimer war hier als täglicher Gast, im Beginne seiner Laufbahn als Musikdirektor beim dortigen Theater, anzutreffen. Bei einem Mittagsmahle brachte ein andrer junger Mann, der Jurist *Städl*, mit sehr weit gehender und mich überraschender Rede, einen wirklich sinnvollen Toast aus. Trotzdem gingen meine Unterhandlungen mit dem höchst sonderbaren Menschen, als welchen ich nun Franz Schott zu begreifen hatte, ungemein schwierig vor sich. Ich bestand durchaus auf der Ausführung meines ersten Vorschlages, welcher darauf ausging, mich für zwei Jahre successive mit den nöthigen Fonds zu versehen, um ungestört mein Werk ausführen zu können. Seine Abneigung hiergegen beschönigte er damit, dass es seinem Gefühle widerstehe, mit einem Manne wie mir gleichsam einen Handel zu treiben, indem er mir mein Werk für irgend eine Summe auch zur Ausbeutung meiner Autorenrechte im Betreff der theatralischen Aufführungen abkaufen solle; er sei Musik-Verleger und wolle nicht mehr sein. Ich stellte ihm dagegen vor, dass er mir nur immerhin in der verlangten Form die nöthigen Vorschüsse machen solle, wogegen ich die Zurückzahlung des Theiles, welcher als Honorar für das litterarische Eigenthum zu rechnen sei, durch die zukünftigen, ihm bis dahin gleichsam verpfändeten Theater-Einnahmen, gewährleiste. Sehr langsam war er endlich dazu zu bringen, auf von mir «zu liefernde musikalische Compositionen» im Allgemeinen Vorschüsse zu machen, was ich denn endlich gern annahm, jedoch immer darauf bestehend, dass ich mich im Ganzen auf eine successive Zahlung von 20000 Franken verlassen könnte. Da ich nach meiner Auslösung aus meinem Wiener Gasthof jetzt sofort wieder Geld bedurfte, stellte mir Schott Wechsel auf Paris aus. Von dort erhielt ich nun eine briefliche Mittheilung von Fürstin Metternich, deren Sinn mir in so fern unverständlich blieb, als sie mir nur den plötzlichen Tod ihrer Mutter, Gräfin *Sandor*, und die dadurch eingetretene Veränderung in ihrer Familienlage meldete.

Nochmals überlegte ich nun, ob es nicht rathsamer sei, auf das Gerathewohl in oder bei Karlsruhe eine bescheidene Niederlassung zu versuchen, welche mit der Zeit vielleicht zu einer beruhigenden Dauer reifen könnte; im Betreff des schwierigen Unterhaltes *Minna*'s, für welche ich meinem Versprechen gemäss in Dresden mit jährlichen 1000 Thalern aufzukommen hatte, schien es mir vernünftiger und namentlich sparsamer, wenn ich meine Frau dann zur Theilnehmung an dieser Niederlassung zu mir berief. Ein Brief, den ich um jene Zeit von ihr erhielt, und welcher im Ganzen nichts anderes als einen Versuch zu Verhetzungen mit mir befreundeten Personen enthielt, schreckte mich sofort von jedem Ge-

danken einer neuen Vereinigung mit ihr zurück, und bestimmte mich durch Festhaltung meines Pariser Planes mich so weit wie möglich von ihr fern zu halten.

So reiste ich gegen Mitte Dezember nach Paris ab, wo ich für das Erste in dem unscheinbaren Hôtel «Voltaire», am Quai gleichen Namen's, ein sehr bescheidenes Zimmer aber mit angenehmer Aussicht bezog. Hier wollte ich, immerhin für meine Arbeit mich sammelnd, so lange unbeachtet mich erhalten, bis ich, wie sie zuvor es gewünscht hatte, der Fürstin *Metternich* erst mit dem Beginn des neuen Jahres mich vorstellen könnte. Um hierdurch den mit Metternich's befreundeten *Pourtalès* und *Hatzfeld* keine Verlegenheiten zu bereiten, betrachtete ich mich auch diesen gegenüber als gar nicht in Paris angekommen, und suchte einzig meine in jener Angelegenheit gänzlich unberührten alten Bekannten *Truinet, Gaspérini, Flaxland* und den Maler *Czermak* auf. Mit Truinet und dessen Vater traf ich regelmässig wieder zur Abendmahlzeit in der «Taverne Anglaise» zusammen, wohin ich mich bei eingetretener Finsterniss, ohne von Jemand beachtet werden zu können, die gewohnten Strassen durchschlich. Da auf einmal traf mich, beim Aufschlagen eines Journals, die Nachricht vom plötzlichen Tode des Grafen Pourtalès. Gross war mein Schmerz und besonders mein Bedauern darüber, dass ich durch jene sonderbare Rücksicht auf das Metternich'sche Haus bisher meinen Besuch bei diesem so bewährten Freunde unterlassen hatte. Nun suchte ich allerdings den Grafen Hatzfeld sofort auf, der mir zunächst die traurige Nachricht zu bestätigen, und die Umstände des so plötzlichen Todes, welcher durch eine bis in den letzten Augenblicken den Aerzten verborgen gebliebene Herzkrankheit herbeigeführt war, mitzutheilen hatte. Zugleich aber erfuhr ich von ihm die wahre Beschaffenheit der Vorgänge im Metternich'schen Hôtel. Der Tod der Gräfin Sandor, welchen Fürstin Pauline mir gemeldet, hatte folgende Bedeutung: der Graf, jener famose ungarische Tollkopf, war von seiner Gattin bis dahin, im Interesse der ganzen Familie, als Kranker gehütet worden; nach dem Ende derselben befürchtete die Familie nun die ungeheuersten Störungen durch den jetzt nicht mehr bewachten Grafen, wesshalb Metternich's es für nöthig hielten, ihn sofort nach Paris zu sich zu nehmen, und ihn unter ihrer Obhut in der nöthigen Pflege zu erhalten. Hierfür hatte die Fürstin sogleich, als einzig zweckmässig, die mir zuvor angebotene Wohnung bestimmt; somit erkannte ich jetzt, dass an meine Aufnahme im österreichischen Gesandtschaftshôtel bereits gar nicht mehr gedacht wurde, und ich hatte auch diesen sonderbaren Streich des

Schicksals, welcher mich diessmal wiederum nach dem verhängnissvollen Paris geworfen hatte, zu erwägen.

Für's Erste blieb mir nichts anderes übrig, als mein nicht sehr kostspieliges Unterkommen im Hôtel Voltaire, bis zur Beendigung meiner Dichtung der «Meistersinger», beizubehalten, und während dem gleichzeitig gründlich zu überlegen und darnach auszuspähen, wohin ich mich nun zu wenden hätte, um das so mühevoll aufgesuchte Asyl für die Ausführung meines neuen Werkes aufzufinden. Es war nicht leicht hierfür zu sorgen; meinen Namen und meine Person, welche unwillkürlich doch von Jedem in dem bedenklichen Lichte des Pariser Misserfolges ersehen wurden, schien eine Dunstwolke zu umgeben, die mich selbst alten Freunden unkenntlich zu machen schien. Fast wollte ich eine ähnliche misstrauische Vorstellung meinem neuesten Empfange im *Ollivier*'schen Hause entnehmen: jedenfalls hielt man es für mehr als bedenklich, mich so früh wieder auf der Pariser Arena erscheinen zu sehen. Ich hatte zu erklären, welcher sonderbare Umstand mich zunächst wieder hergeführt hatte, und wie ich an ein längeres Verweilen meinerseits gar nicht dächte. Von diesem, gewiss betrügerischen, Eindrucke absehend, erkannte ich nun wohl aber bald die Veränderung, welche im Innern der Familie vorgegangen war. Die Grossmutter lag an einem, in ihrem Alter unheilbaren, Beinbruche darnieder; Ollivier hatte sie in seiner an und für sich beschränkten Wohnung zur Pflege aufgenommen, und an ihrem Bette im kleinen Stübchen versammelten wir uns zum Diner. *Blandine* schien mir seit dem Sommer ausserordentlich verändert und einen traurigen Ernst auszudrücken; ich glaubte zu bemerken, dass sie guter Hoffnung sei. *Emile*, trocken und flüchtig, gab mir einzig etwas recht nützlich zu Verwendendes an: als nämlich jener *R. Lindau* durch seinen Avoué sich wegen einer, für seine imaginäre Mitarbeitung an der Uebersetzung des «Tannhäuser's» vom Gericht ihm zuerkannten Entschädigung, mahnend an mich wandte, zeigte ich den Brief Ollivier und frug, was ich machen sollte. «Ne répondez pas», war die ganze Antwort; und sein Rath war ebenso nützlich als leicht zu befolgen; ich habe nie wieder etwas von dieser Seite zu erfahren gehabt. Mit Beklommenheit nahm ich mir vor, Ollivier nicht mehr zu belästigen; mit einem unendlich melancholischen Blick auf mich nahm Blandine von mir Abschied. —

Dagegen gerieth ich nun in einen fast regelmässigen Umgang, namentlich mit *Czermak*, mit welchem ich des Abends, neben der stets mit der Familie *Truinet* mich vereinigenden «Taverne Anglaise», noch andere ähnlich wohlfeile Restaurants aufsuchte. Gewöhnlich begaben wir uns

dann auch in eines der kleinen Theater, welche ich in meinem früheren Drange gänzlich unbeachtet gelassen hatte. Als Krone derselben erkannte ich das «Gymnase», wo von der ausgezeichnetsten Truppe auch fast durchweg nur gute Stücke gespielt wurden. Unter diesen habe ich bebesonders ein sehr zart rührendes einaktiges Stück, «je dine chez ma mère», in der Erinnerung behalten. Im «Theâtre du Palais Royal», wo es nun allerdings nicht mehr so feinsinnig herging, sowie auch im «Theâtre Déjazet», musste ich die hier originalen Urtypen aller der Possen erkennen, mit welchen in schlechter Bearbeitung und unpassender Lokalisirung das deutsche Publikum Jahr aus Jahr ein unterhalten wird. — Ausserdem hielt ich mich auch zuweilen am Mittagstische der Familie *Flaxland* auf, welche sonderbarer Weise an meinem zukünftigen Pariser Erfolge durchaus nicht verzweifeln wollte; für jetzt fuhr mein Pariser Verleger fort, den «fliegenden Holländer», sowie auch den «Rienzi» herauszugeben, für welchen er mir sogar, da er in jenem ersten Verkauf nicht mit einbedungen gewesen, mit 1500 Franken ein kleines Honorar zahlte.

Der Grund der fast heiteren Behaglichkeit, mit welcher ich meine so widerwärtige Lage in Paris mir diessmal sogar zu einer freundlichen Erinnerung für spätere Zeiten gestalten konnte, lag allerdings darin, dass ich jetzt täglich mein Gedicht der «Meistersinger» in massenhaften Reimen anschwellen lassen konnte. Wie hätte es mich nicht mit humoristischer Laune erfüllen müssen, von dem Fenster des dritten Stockes meines Hôtels aus den ungeheueren Verkehr auf den Quais und über die zahlreichen Brücken, mit der Aussicht auf die Tuilerien, das Louvre, bis nach dem Hôtel de Ville hinab, an mir vorbeistreifen zu sehen, sobald ich, über die wunderlichen Verse und Sprüche meiner Nürnberger «Meistersinger» sinnend, den Blick vom Papier erhob.

Bereits war ich im ersten Akte weit vorgeschritten, als der verhängnissvolle Neujahrstag 1862 erschien, und ich nun den bis dahin mir vorbehaltenen Besuch bei Fürstin *Metternich* ausführte. Ich traf hier auf eine sehr natürliche Verlegenheit, und gegenüber den grossen Versicherungen ihres Bedauerns unter den mir bekannten Umständen ihre Einladung zurücknehmen zu müssen, hatte ich nur mit heiterster Laune mir ihre Beruhigung angelegen sein zu lassen. — Den Grafen *Hatzfeld* bat ich, mich davon benachrichtigen zu wollen, wann die verwittwete Gräfin *Pourtalès* sich so weit wohl fühlen würde, um meinen Besuch zu empfangen. — So fuhr ich denn im Verlaufe des Monats Januar fort, das Gedicht meiner Meistersinger, in genau dreissig Tagen, zu vollenden. Die Melodie zu dem Bruchstücke aus «Sachs'» Gedicht auf die Reformation,

mit welchem ich im letzten Akte das Volk seinen geliebten Meister begrüssen lasse, fiel mir, auf dem Wege zur «Taverne Anglaise» die Galerien des «Palais Royal» durchschreitend, ein; ich fand *Truinet* mich bereits erwartend und verlangte von ihm einen Streifen Papier nebst Bleistift, um meine Melodie, die ich ihm zugleich heimlich vorsang, aufzuzeichnen. Dieser, den ich mit seinem Vater gewöhnlich dann über die Boulevards nach seiner Wohnung im Faubourg St Honoré, begleitete, hatte für mich fast nichts als den jubelnden Ausruf: «mais quelle gaité d'esprit, cher maître!»

Je mehr sich aber meine Arbeit dem Ende näherte, desto ernstlicher hatte ich nun für mein ferneres Unterkommen zu sorgen; ich bildete mir immer noch ein, es müsse mir etwas dem, was ich mit Liszt's Verlassen der Altenburg verloren hatte, ähnliches beschieden sein. Da entsann ich mich denn, dass ich noch im vergangenen Jahre von Frau *Street* die feurigste Einladung zu einem längeren Besuche bei ihr und ihrem Vater in Brüssel erhalten hatte; hierauf bezog ich mich nun, als ich bei der Dame jetzt anfrug, ob sie mir eine bescheidene Aufnahme für einige Zeit bei ihr gewähren könne: man war in «désolation», meinen Wunsch mir abschlagen zu müssen. Auch an *Cosima* wandte ich mich nach Berlin mit einer ähnlichen Anfrage, worüber diese wirklich erschrocken zu sein schien, was ich mir, bei einem späteren Besuche Berlin's, durch den Charakter der Niederlassung *Bülow*'s allerdings zu erklären verstand. Sehr auffallend war es dagegen, dass mein Schwager *Avenarius*, von dem ich erfuhr, dass er, in recht guten Verhältnissen, ebenfalls in Berlin Haus halte, sehr ernstlich auf meine Anfrage einging, und mich zunächst wenigstens bat, bei ihm abzusteigen, um mich selbst von der Möglichkeit eines längeren Auskommens in seinem Hause zu überzeugen. Meine Schwester *Cäcilie* verbat sich nur *Minna*'s Mitkunft, welche sie jedoch für einen etwaigen Besuch in ihrer Nähe gut unterbringen zu können glaubte. Zu ihrem Unglücke musste diese Aermste nun wieder nichts andres zu thun haben, als mir einen wüthenden Brief über das verletzende Benehmen meiner Schwester zu schreiben: die Möglichkeit, unter irgend welchen Umständen so bald wieder zwischen die alten Hetzereien zu gerathen, schreckte mich sogleich von der Annahme des Vorschlages meines Schwagers ab. — So verfiel ich denn endlich darauf, in der Umgegend von *Mainz*, unter dem finanziellen Schutze *Schott*'s, mir einen ruhigen Aufenthaltsort auszusuchen. Dieser hatte mir von einem hübschen Landgute des jungen Barons von *Hornstein*, in jener Gegend gelegen, gesprochen; ich glaubte diesem wirklich eine Ehre zu erweisen,

als ich ihm nach München um die Erlaubniss, auf seinem Gute im Rheingau für einige Zeit Unterkunft zu suchen, schrieb. Dagegen war ich nun höchst betroffen, als Antwort ebenfalls nur den Ausdruck des Schreckens über meine Zumuthung zu empfangen. Jetzt beschloss ich denn geradeswegs nach Mainz zu gehen, wohin ich bereits unser sämmtliches, in Paris seit nun bald einem Jahre zurückgestelltes Mobiliar und Hausgeräthe dirigirte. Ehe ich nach diesen Entschlüssen Paris verliess, ward mir noch die Tröstung einer erhabenen Mahnung zu entsagungsvoller Standhaftigkeit zu Theil. Auch an Frau *Wesendonck* hatte ich über meine Lage und den Hauptgegenstand meiner Sorge, jedoch nur in dem Sinne, wie man theilnehmenden Freunden sich mittheilt, berichtet; sie beantwortete diess mit der Zusendung eines kleinen Briefbeschwerer's von Eisenguss, welchen sie damals in Venedig noch als Geschenk für mich eingekauft hatte; er stellte den Löwen von S. Marco mit der Tatze auf dem Buche vor, und sollte mich ermahnen, diesem Löwen in irgend etwas auch nacheifern. Dagegen gestattete mir Gräfin *Pourtalès* schliesslich noch einen Besuch bei sich. Die so hart betroffene Dame wollte mir doch, trotz ihrer Trauer, einen innigen Antheil an mir nicht unausgedrückt lassen; da ich ihr meldete, womit ich mich soeben beschäftigt, frug sie nach meiner Dichtung: meinem Bedauern, sie jetzt gewiss nicht aufgelegt finden zu können mit dem heiteren Charakter meiner «Meistersinger» bekannt zu werden, entgegnete sie freundlich mit dem Wunsche, sie doch durch mich kennen zu lernen, und lud mich für den Abend ein. Sie war die Erste, der ich mein jetzt fertiges Gedicht vorlesen konnte, und es machte auf uns Beide einen nicht bedeutungslosen Eindruck, dass wir oft in herzliches Lachen darüber ausbrechen konnten.

Am Abend meiner Abreise, am ersten Februar, vereinigte ich noch meine Freunde *Gaspérini*, *Czermak* und die beiden *Truinet*'s zu einer letzten Mahlzeit, in meinem Hôtel. Alles war vortrefflich aufgelegt, und namentlich durch meine eigene gute Laune erheitert, obwohl keiner recht begreifen wollte, was es mit dem Sujet für eine Bewandtniss habe, von dem ich nun die Dichtung vollendet, und von deren weiterer Ausführung ich mir für Deutschland so viel Gutes versprach.

Immer noch in der Sorge für das mir jetzt so nöthige Asyl das Richtige zu wählen, richtete ich jetzt meine Reise zunächst noch einmal nach Karlsruhe. Abermals wurde ich von dem grossherzoglichen Ehepaare freundlich empfangen, und über meine nächsten Lebensbeschlüsse befragt. In keiner Weise liess man mich jedoch durchblicken, dass die von mir gesuchte Niederlassung mir etwa in Karlsruhe bereitet sein

könnte. Auffallend war mir eine theilnahmvoll sich ausnehmende Bekümmerniss des Grossherzogs darüber, aus we chen Mitteln ich nur eigentlich die Kosten meines jetzt so beschwerlichen Lebens, selbst wenn er nur meine Reisen in Berechnung ziehen wollte, zu bestreiten vermöchte; hierüber suchte ich ihn mit heitrer Miene zu beruhigen, und zwar durch einen Hinweis auf mein kontraktliches Verhältniss zu Schott, welcher mir bis zur Vollendung meiner »Meistersinger« die nöthigen Unterhaltssubsidien in der Form von Vorschüssen auf meine Arbeit zu liefern habe. Diess schien ihn zu trösten. Späterhin erfuhr ich von *Alwina Frommann,* der Grossherzog habe sich einmal darüber geäussert, ich hätte mich spröde gegen ihn benommen, nachdem er mir selbst, wie einem Freunde, seine Börse angeboten habe. Hiervon hatte ich nun allerdings nichts gemerkt; es war vielmehr nur noch davon die Rede, dass ich bald einmal wieder mich in Karlsruhe einfinden möchte, um eine meiner Opern, etwa den «Lohengrin», neu einzustudiren und zu dirigiren.

Für jetzt setzte ich meine Reise nach Mainz fort, wo ich, am 4. Februar, bei einer grossen Ueberschwemmung eintraf. Der Rhein war in Folge eines frühzeitigen Eisbruches in ungewöhnlicher Weise ausgetreten; fast nur mit Gefahr konnte ich in das Haus *Schott*'s gelangen; dennoch hatte ich bereits auf den 5. dieses Monates Abends auch für hier eine Vorlesung der «Meistersinger» angesagt, und hierzu, noch von Paris aus, *Cornelius* von Wien her einzutreffen verpflichtet, indem ich ihm mit 100 Franken das Reisegeld besorgt hatte. Mir war keine Antwort von ihm zugegangen, und da ich nun erfuhr, dass die gleiche Ueberschwemmung, wie ich sie in Mainz antraf, sich auf alle Flussgebiete Deutschlands erstreckte und allen Eisenbahnverkehr hemmte, rechnete ich zwar nicht mehr auf Cornelius' Eintreffen, verzögerte aber doch den Beginn der Vorlesung bis zu der ihm festgesetzten Stunde, und wirklich — Schlag sieben Uhr trat Cornelius bei uns ein. Er hatte die schwierigsten Abenteuer zu bestehen gehabt, sogar seinen Paletot unterwegs verloren, und war halb erfroren vor wenigen Stunden soeben erst jetzt bei seiner Schwester angelangt. So versetzte uns auch hier die Mittheilung meines Gedichtes in die heiterste Laune; nur betrübte es mich Cornelius von seinem Vorsatze, des anderen Tages sogleich wieder zurückzureisen, nicht abbringen zu können: er hielt diese pünktliche Ausführung seines Vorsatzes, eben nur für eine Vorlesung der «Meistersinger» nach Mainz zu kommen, für unerlässlich um dem ganzen Vorgange seinen absonderlichen Charakter zu bewahren. Wirklich reiste er anderen Tages, trotz Eisschollen und Wasserfluthen, wieder nach Wien zurück. —

Verabredeter Maassen begab ich mich nun alsbald, mit Schott, zum Aufsuchen einer Wohnung für mich auf das entgegengesetzte Rheinufer. Wir hatten es namentlich auf *Biberich* abgesehen; da sich hier nichts Rechtes vorfand, nahmen wir aber auch *Wiesbaden* selbst in Betracht; endlich entschied ich mich dafür, in dem «Europäischen Hof» zu Biberich zunächst ein Absteigequartier zu nehmen, um von hier aus das Weitere zu erkunden. Da es mir immer daran gelegen war, einsam und namentlich von jeder Möglichkeit eines musikalischen Geräusches fern zu wohnen, entschloss ich mich, in einem von dem Architekten *Frickhöfer* neu gebauten, dicht am Rheine gelegenen grösseren Sommerhause, eine sehr kleine, mir aber ganz entsprechende Wohnung zu miethen. Um sie mir einzurichten, hatte ich die Ankunft meines Mobiliars aus Paris abzuwarten; diess traf ein; mit unendlichen Kosten und Bemühungen wurde es in dem Biebericher Zollschuppen abgeladen, und ich bemächtigte mich nun zunächst des für meine Einrichtung Nöthigsten.

Nur was ich hierzu bestimmte, sollte überhaupt in Biberich verbleiben, der grössere Theil dagegen meiner Frau nach Dresden übersandt werden. Hiervon hatte ich *Minna* Meldung gethan, und nun bemächtigte ihrer sofort sich die Sorge, dass ich bei unregelmässigem Auspacken Alles beschädigen und zum Theil verlieren würde. Kaum hatte ich mich, mit dem nun wieder erlangten Erard'schen Flügel, innerhalb acht Tagen erträglich eingerichtet, als *Minna* plötzlich bei mir in Biberich ankam. Wirklich empfand ich zunächst nichts als herzliche Freude über ihr gutes Aussehen und ihre unverwüstliche Energie in der Handhabung praktischer Dinge: ich glaubte im ersten Augenblicke sogar, am Besten daran zu thun, wenn ich sie hier an meiner Seite sich einrichten liesse. Leider konnte meine gute Stimmung nicht lange anhalten, da die alten Auftritte sich alsbald erneuerten: als wir in dem Zollschuppen die Auseinandersetzungen eines jetzt in das Auge zu fassenden Meines und Deines vornahmen, konnte sie vor Zorn darüber sich nicht halten, dass ich ihre Ankunft nicht abgewartet und eigenmächtig aus dem Gepäcke das mir Taugliche entnommen hätte. Da sie dem ungeachtet es für schicklich hielt, mich mit einigen wirthschaftlichen Gegenständen zu versorgen, wendete sie sogar vier Bestecke von Messern, Gabeln und Löffeln, einige Tassen und die hiezu gehörigen Teller an meine Ausstattung, sorgte für sichere Verpackung des nicht ganz unansehnlichen übrigen Hausrathes, und nachdem diess Alles in ihrem Sinne wohl geordnet war, kehrte sie nach einer Woche nach Dresden zurück. Für ihre dortige Niederlassung schmeichelte sie sich nun genügend ausgerüstet zu sein, um auch mich,

wie sie hoffte, bald bei sich empfangen zu können; hierfür hatte sie bereits diejenigen Schritte bei höheren Regierungsbeamten gethan, welche ihr die Erklärung des Ministers erwirkt hatten, ich möge bei dem Könige formell um meine Amnestirung einkommen, so würde für jetzt meiner Rückkehr nach Dresden nichts im Wege stehen.

Was hierin zu thun sei, überlegte ich mir jetzt noch mit Zögern. *Minna*'s Anwesenheit hatte meine, an und für sich durch die Unruhe der letzten Zeiten gestörte Stimmung in erhöhtem Maasse verschlimmert; rauhes Wetter, schlecht heizende Oefen, grosse Unbeholfenheit im Haushalte, unberechnet starke Geldausgaben, namentlich auch für Minna's Einrichtung, verdarben mir zunächst alle Freude an der Ausführung des im Hôtel Voltaire begonnenen Werkes. Die Familie *Schott* lud mich, vermuthlich um mich zu zerstreuen, zu einer Aufführung des «Rienzi» mit Niemann nach Darmstadt ein: dort angekommen, stellte sich der damalige Minister, Herr *von Dalwigk,* welcher eine die Gegenwart des Grossherzogs leicht verletzende Demonstration für mich im Theater befürchtete, schon am Bahnhofe mir vor, um mich in seine eigene Loge zu geleiten, wo er sich sehr klug das Ansehen geben konnte, als ob er für den Grossherzog mich selbst dem Publikum präsentire. In diesem Sinne ging denn auch Alles sehr artig unf freundlich ab: die Aufführung selbst, welche mir *Niemann* in einer seiner besten Rollen zeigte, war im Uebrigen dadurch für mich interessant, dass man so viel wie möglich darin ausliess, um dagegen, vermuthlich einer Vorliebe des Grossherzogs zu schmeicheln, dem Ballette durch Wiederholung der trivialsten Stücke eine besondere Ausdehung zu geben. — Auch von diesem Ausfluge hatte ich wiederum durch die Eisschollen des Rheines zu mir zurück zu kehren. Sehr verdriesslich, suchte ich nun einige Bequemlichkeit in meinen Hausstand zu bringen, und miethete dazu ein Dienstmädchen, welche mir auch das Frühstück bereiten musste; Mahlzeiten nahm ich im «Europäischen Hof».

Da es aber noch immer nicht zur Arbeitslaune kommen wollte, und eine gewisse Unruhe sich meiner bemächtigt hatte, trug ich mich, meinem Versprechen gemäss, dem Grossherzoge von Baden für einen abermaligen Besuch zu einer Vorlesung der «Meistersinger» an. Der Grossherzog antwortete mir sehr freundlich durch ein persönlich von ihm unterzeichnetes Telegramm, worauf ich am 7. März in Karlsruhe eintraf, und dem Grossherzoglichen Paare mein Manuskript vortrug. Es war zu dieser Vorlesung, sinniger Weise, ein Salon bestimmt worden, welcher mit einem grossen historischen Tableau meines alten Freundes *Pecht,* der junge

Goethe die ersten Bruchstücke seines «Faust» den Ahnen der herzoglichen Familie vorlesend, geziert war. Mein Stück wurde sehr freundlich aufgenommen, und es nahm sich artig aus, als die Grossherzogin am Schlusse mir besonders die musikalische Ausführung des vortrefflichen «Pogner» anempfahl, — was wie ein freundliches Zugeständniss der Beschämung darüber anzusehen war, dass ein Bürger sich eifriger als mancher Fürst für die Kunst bemühte. Abermals wurde eine Aufführung des «Lohengrin» unter meiner Leitung besprochen, und ich hierfür neuerdings zum Einverständniss mit *Eduard Devrient* angewiesen. Dieser hatte nun das Unglück, durch eine mir dargebotene Aufführung des «Tannhäuser» im Theater sich mir auf das Abschreckendste zu empfehlen. Ich musste dieser Produktion an seiner Seite beiwohnen, und hatte hierbei mit Erstaunen zu erkennen, dass dieser sonst von mir so sehr empfohlene Dramaturg in den allergemeinsten Schlendrian des Theaterwesens verfallen war. Meiner Verwunderung über die haarsträubendsten Verstösse in der Darstellung erwiderte er mit noch grösserer und dabei vornehm ärgerlicher Verwunderung darüber, dass ich über so etwas viel Wesens machen könnte, da ich doch wüsste, dass es beim Theater nicht anders herginge. Dennoch ward für den bevorstehenden Sommer eine auf Mustergültigkeit berechnete Aufführung des «Lohengrin» unter Mitwirkung des Ehepaares *Schnorr* verabredet.

Einen angenehmeren Eindruck hatte mir, auf der Durchreise, eine Aufführung im Frankfurter Theater hinterlassen, wo ich ein hübsches Lustspiel sah, in welchem mir *Friederike Meyer*, die Schwester meiner Wiener Sängerin *Dustmann*, in einem Sinne, wie ich diess bei deutschen Schauspielern noch wenig gewahrt hatte, durch feines und zartes Spiel auffiel. Ich legte mir nun die etwaigen Chancen für ein erträgliches Auskommen im Betreff des, um Biberich verstreuten, möglichen Umganges mit einigen Menschen vor, um nicht blos auf die Familie Schott und meinen Gasthof-Wirth beschränkt zu sein. So hatte ich bereits die Familie *Raff* in Wiesbaden aufgesucht. Frau Raff, eine Schwester der mir von Weimar her vortheilhaft bekannten *Emilie Genast*, war als Schauspielerin am Wiesbadener Hoftheater angestellt. Von ihr erzählte man mir das Vorzügliche, dass sie durch ungemeine Sparsamkeit und Ordnungspflege die Lage ihres, bis dahin in diesem Punkte sehr verwahrlosten Gemahles zu einem vortrefflichen Gedeihen umgewandelt hatte. Raff selbst, welcher mir durch allerlei Berichte über sein früher unter Liszt's Protektion getriebenes Unwesen, in der Gestalt eines excentrisch Genialen vorschwebte, enttäuschte mich hierin sofort, als ich den ungemein

trockenen, nüchternen, auf seinen Verstand eingebildeten, und doch dabei ohne allen weiten Blick sich behelfenden Menschen näher kennen lernte. Von der vortheilhaften Lage aus, in welche die Sorgfalt seiner Frau ihn gebracht hatte, glaubte er jetzt im Betreff der Lage, in welcher ich mich befand, durch freundliche Ermahnungen mich hofmeistern zu dürfen; er vermeinte mir als heilsam anrathen zu müssen, für meine dramatischen Kompositionen doch mehr auf die Wirklichkeit der Zustände Rücksicht zu nehmen, und wies in diesem Sinne auf meine Partitur des «Tristan», als eine Ausgeburt idealistischer Extravaganzen, hin. Während ich bei seiner im Ganzen wohl unbedeutenden Frau, gelegentlich meiner Fusswanderungen nach Wiesbaden, in der Folge zuweilen gern einsprach, wurde Raff selbst mir doch bald ausserordentlich gleichgültig. Doch stimmte er, als er auch mich etwas näher kennen lernte, allmählich seine Weisheitsaussprüche etwas herab, und schien sich endlich sogar vor meiner scherzhaften Laune zu hüten, gegen welche er sich waffenlos fühlte.

In Biberich selbst dagegen sprach jetzt häufiger der von früher her mir oberflächlich bekannt gewordene *Wendelin Weisheimer* ein. Er war der Sohn eines reichen Bauern in *Osthofen*, der sich zum Staunen seines Vaters nicht mehr von der Musik abbringen lassen wollte. Ihm lag viel daran mit seinem Vater mich bekannt zu machen, um diesen für die Wahl der Künstlerlaufbahn seines Sohnes günstig zu stimmen. Diess führte mich auch auf Ausflüge nach jener Gegend hin, während ich des jungen Weisheimer's Talent als Orchesterdirigent durch eine Aufführung von Offenbach's «Orpheus», bis wohin er einzig in einer untergeordneten Stellung am Theater zu Mainz gelangt war, kennen lernte. Ich war wahrhaft entsetzt, durch die Theilnahme an dem jungen Mann mich bis zur Assistenz einer solchen Scheusslichkeit herabgebracht zu sehen, und konnte lange Zeit nicht anders als Weisheimer meinen Missmuth hierüber auffällig nachtragen. — Dagegen suchte ich mir eine edlere Unterhaltung durch meine schriftlich an *Friederike Meyer* nach Frankfurt gerichtete Bitte, mich davon benachrichtigen zu wollen, wann eine Wiederholung der von mir zu spät angezeigt gesehenen Aufführung des Calderon'schen Lustspieles «Das öffentliche Geheimniss» stattfinden sollte. Sehr erfreut über meine Theilnahme hierfür, meldete sie mir, dass diess Lustspiel wohl sobald nicht wiederholt werden würde, dafür jedoch Calderon's «Don Gutierre» für mich in Aussicht stünde. Zu der Aufführung dieses Stückes begab ich mich abermals nach Frankfurt, lernte die interessante Künstlerin jetzt persönlich kennen, und erhielt allen Grund, von der Aufführung der Calderon'schen Tragödie im Ganzen sehr

befriedigt zu sein, obwohl der geistvollen Darstellerin der weiblichen Hauptrolle nur die zarteren Theile ihrer Aufgabe vollständig gelangen, während für das gewaltige Pathos ihre Kräfte nicht ausreichten. Sie erzählte mir, dass sie öfter eine befreundete Familie in Mainz besuchte, woran ich den Wunsch knüpfte, dass sie bei solchen Gelegenheiten doch auch Biberich berühren möchte: sie stellte mir diess für ein Mal in Aussicht.

Eine grosse Soirée, welche *Schott*'s ihren Mainzer Bekannten gaben, verschaffte mir die freundliche Bekanntschaft mit *Mathilde Maier*, welche von Frau Schott ihrer «Gescheidtheit» wegen, wie sie sich ausdrückte, besonders ausgewählt war, mir beim Souper als Nachbarin Gesellschaft zu leisten; ihr sehr verständiges, wahrhaftiges, dabei für den Ausdruck von dem Mainzer Dialekt eigenthümlich bestimmtes Wesen, zeichnete sie, ohne dass dadurch irgend etwas Auffälliges geschah, vor der ganzen übrigen Gesellschaft sehr vortheilhaft aus. Ich versprach ihr, sie bei ihrer Familie aufzusuchen, und lernte nun ein städtisches Idyll kennen, wie ich desgleichen bisher wenig beachtet hatte. *Mathilde*, die Tochter eines mit Hinterlassung eines kleinen Vermögens gestorbenen Notars, lebte mit ihrer Mutter, zweien Tanten und einer Schwester in enger aber sauberer Häuslichkeit, während ihr Bruder, welcher in Paris die Handlung erlernte, ihr fortgesetzt Noth machte. Denn ihr tüchtiger praktischer Sinn war es, welcher die Angelegenheiten der ganzen Familie, und wie es schien zur grossen Zufriedenheit aller, besorgte. Ich ward hier ungemein herzlich aufgenommen, wenn ich, was wohl wöchentlich ein Mal geschah, meiner eigenen Angelegenheiten wegen nach Mainz wanderte, und wurde jedes Mal genöthigt, einen kleinen Imbiss von ihnen zu empfangen. Da sie im Uebrigen eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft, unter andern auch die des einzigen Freundes *Schopenhauer*'s, eines alten Herrn in Mainz, besass, traf ich Mathilde öfters auch anderswo, z. B. bei Raff's in Wiesbaden, von wo aus sie mit einer älteren Freundin, *Luise Wagner*, mich auf dem Heimwege zu Zeiten begleitete, wie ich ihr ebenso zuweilen das weitere Geleite nach Mainz gab.

Beim Herannahen der schönen Jahreszeit kam mir, unter derartigen gemüthlichen Eindrücken, zu denen die häufigen Promenaden in dem schönen Parke des Biebericher Schlosses das ihrige beitrugen, endlich auch die Arbeitslaune wieder an. Bei einem schönen Sonnenuntergange, welcher mich von dem Balcon meiner Wohnung aus den prachtvollen Anblick des «goldenen» Mainz mit dem vor ihm dahinströmenden majestätischen Rhein in verklärender Beleuchtung betrachten liess, trat auch

plötzlich das Vorspiel zu meinen «Meistersingern», wie ich es einst aus trüber Stimmung als fernes Luftbild vor mir erscheinen gesehen hatte, nahe und deutlich wieder vor die Seele. Ich ging daran das Vorspiel aufzuzeichnen, und zwar ganz so, wie es heute in der Partitur steht, demnach die Hauptmotive des ganzen Drama's mit grösster Bestimmtheit in sich fassend. Von hier aus ging ich sogleich weiter im Texte vorwärts, um ganz der Reihe nach die weiteren Scenen folgen zu lassen. — In so guter Stimmung fand ich auch die Laune zu einem Besuch bei dem Herzog von *Nassau*. Er war mein Nachbar, und ich war ihm so oft bei meinen einsamen Spaziergängen im Parke begegnet, dass ich es für schicklich fand, mich ihm vorzustellen. Leider wollte bei der hier stattfindenden Unterredung nicht viel herauskommen: ich hatte es mit einem sehr beschränkten, aber gutartigen Menschen zu thun, welcher sich entschuldigte seine Cigarre in meiner Gegenwart immer fort zu rauchen, weil er ohne dem nicht bestehen könnte. Im Uebrigen erkärte er mir seine Vorliebe für die italienische Oper, bei welcher ich ihn von ganzem Herzen beliess. Doch hatte ich eine heimliche Absicht, als ich ihn mir gewogen zu stimmen suchte. In einem hinteren Theile seines Parkes stand an einem Teiche ein alterthümlich aussehendes kleines Schlösschen, welches in dem Sinne einer pittoresken Ruine verwendet war, und zur Zeit einem Bildhauer als Atelier diente. Es regte sich in mir der kühne Wunsch, dieses kleine, halb verwitterte Gebäude mir für Lebenszeit zugetheilt wissen zu können; denn schon jetzt entstand in mir die bange Sorge, ob ich in meiner bisherigen Wohnung ausdauern können würde, da der grössere Theil desselben Stockwerkes, in welchem ich nur zwei kleine Zimmer einnahm, für den bevorstehenden Sommer an eine «Familie» vermiethet war, von welcher ich erfuhr, dass sie mit einem Klavier bewaffnet einziehen würde. Bald rieth man mir jedoch davon ab, der Gnade des Herzogs von Nassau für meine Spekulation weiter nachzugehen, da jenes Schlösschen seiner feuchten Lage wegen durchaus ungesund für mich sein würde.

Im Uebrigen liess ich mich jedoch nicht davon abhalten, immer wieder zum Aufsuchen des von mir ersehnten einsamen kleinen Häuschen's mit Garten mich aufzumachen. Bei den Ausflügen, die ich zu diesem Zwecke sehr häufig unternahm, begleitete mich öfters, neben Weisheimer, auch jener junge Jurist Dr *Städl*, welcher mir bei Schott den erwähnten hübschen Toast ausgebracht hatte. Es war ein sonderbarer Mensch, dessen oft sehr aufgeregtes Wesen ich mir gelegentlich dadurch zu erklären hatte, dass er ein leidenschaftlicher Spieler am Roulette zu Wiesbaden sei. Dieser machte mich noch mit einem anderen

Freunde, welcher zugleich geübter Musiker war, D[r] *Schüler* aus Wiesbaden, bekannt; mit Beiden erwog ich nun alle Möglichkeiten eines Erwerbens, oder auch nur Auffindens meines kleinen Zukunftsschlösschens. Einmal besuchten wir in dieser Absicht *Bingen*, und bestiegen dort den berühmten alten Thurmbau, in welchem dereinst Kaiser Heinrich IV. gefangen gehalten worden war. Nachdem man eine ziemliche Felsenhöhe zu besteigen gehabt, auf welcher der Thurm lag, geriethen wir in dessen viertem Stockwerke auf einen, das ganze Quadrat des Gebäudes einnehmenden Raum, von welchem ein einziges Erkerfenster auf den Rhein hinausging. Ich erkannte diesen als das Ideal aller meiner Vorstellungen einer Wohnung für mich, indem ich ihm durch Benutzung von Vorhängen die nöthigen kleineren Wohnungsabtheilungen hineinkonstruirte, und so mir für alle Zeiten ein herrliches Asyl zu bereiten gedachte. Städl und Schüler hielten es nicht für unmöglich mir zur Erfüllung meiner Wünsche zu verhelfen, da sie mit dem Eigenthümer dieser Ruine in Verkehr standen. Wirklich eröffneten sie mir auch nach einiger Zeit, dass der Besitzer gegen eine Abtretung dieses Saales für billigen Miethzins nichts einzuwenden hätte; nur wurde ich sogleich auf die gänzliche Unmöglichkeit mein Vorhaben auszuführen hingewiesen: kein Mensch, so hiess es, würde mich dort bedienen können und wollen, da unter anderem der Ort keinen Brunnen habe, und ein schlechtes Wasser nur aus einer in furchtbarer Tiefe gelegenen Cisterne des Burgverliesses zu gewinnen sei. Es genügte unter derartigen Umständen auf eine Schwierigkeit zu stossen, um mich sofort von solch ausschweifenden Projekten abzubringen. — So erging es mir ebenfalls mit einem dem Grafen *Schönborn* gehörigen herrschaftlichen Gute im Rheingau, auf welches ich, weil es gänzlich von der Herrschaft unbewohnt blieb, aufmerksam gemacht wurde: hier fand ich allerdings viele leere Räume, von welchen ich mir schon einiges für meinen Zweck Geeignete hätte herrichten können; nach näheren Erkundigungen bei dem Verwalter, welcher desshalb auch Anfrage an Graf Schönborn ergehen liess, hatte ich jedoch eine abschlägige Antwort zu erfahren.

Ein sonderbarer Vorfall war um diese Zeit geeignet, in der begonnenen Arbeit mich wiederum einiger Maassen zu stören: *Friederike Meyer* hielt ihr Versprechen und besuchte mich eines Nachmittags, von ihrem gewöhnlichen Mainzer Ausflug zurückkehrend, in Begleitung einer Freundin. Nach kurzem Verweilen überfiel sie plötzlich eine grosse Angst, und sie erklärte zu Aller Schrecken, dass sie befürchte vom Scharlachfieber befallen zu sein. In der That war der Zustand sehr bald beängstigend, so dass sie für das Nächste im europäischen Hofe sich eine Unterkunft

suchen und einen Arzt bestellen musste. Die Bestimmtheit, mit welcher sie sofort die sie befallende Krankheit erkannte, die sonst nur in der Folge einer Ansteckung von Kindern häufig vorkommt, durfte mir wohl auffallen, meine Verwunderung steigerte sich jedoch, als, nach erhaltener Nachricht hiervon, am frühesten Morgen des anderen Tages Herr von *Guaita*, der Direktor des Frankfurter Theaters, sich bei der Kranken einfand, und eine Besorgniss für sie äusserte, deren Heftigkeit wohl nicht einzig aus dem Interesse des Theaterdirektors herzuleiten war. Ich fand mich dadurch, dass er Friederike sofort in seinen bekümmertsten Schutz nahm, für meine peinliche Theilnahme an diesem seltsamen Falle sehr erleichtert, verkehrte ein weniges mit Herrn von Guaita über die Möglichkeit eine meiner Opern in Frankfurt aufzuführen, und wohnte am zweiten Tage der von Guaita, wie es mir schien mit zärtlichster väterlichster Sorgfalt, geleiteten Transportirung der Kranken nach dem Bahnhofe bei. — Bald darauf führte sich ein Herr *Bürde*, Gemahl der namhaften Sängerin *Ney*, jetzt Schauspieler am Frankfurter Theater, bei mir ein: dieser, mit welchem ich unter Andrem auch das Talent Friederike Meyer's besprach, theilte mir mit, sie gelte als die Geliebte des Herrn von Guaita, eines in der Stadt durch seine patrizische Stellung angesehenen Mannes, und habe von diesem ein Haus geschenkt bekommen, in welchem sie wohne. Da Herr von Guaita durchaus auf mich keinen angenehmen, sondern vielmehr einen unheimlichen Eindruck gemacht hatte, erfüllte mich diese Nachricht mit einer gewissen Bekümmerniss. Dagegen benahm sich die meinem Biebericher Aysle näher gelegene Umgebung recht zutraulich und freundlich, als ich am Abend meines Geburtstages, am 22. Mai, diese kleine Gesellschaft in meiner Wohnung bewirthen liess, wobei *Mathilde Maier*, mit Schwester und Freundin, meinen erbärmlichen Vorrath an Geschirr mit sehr artigem Geschick verwendete, und gewisser Maassen die Honneurs als Hauswirthin machte. —

Nur störte wiederum bald ein immer mehr sich verschlimmernder Briefwechsel mit *Minna*. Da ich sie in Dresden fixirt, zugleich ihr aber auch das Beschämende einer ausgesprochenen häuslichen Trennung von mir ersparen wollte, hatte ich mich endlich dazu genöthigt gesehen, den von ihr angeregten Schritt beim sächsischen Justizminister auszuführen: ich war um meine schliesslich vollständige Amnestirung eingekommen, und erhielt jetzt mit der Gewährung derselben die Erlaubniss, mich in Dresden niederlassen zu dürfen. Somit fand sich Minna nun auch autorisirt, eine mit dem ihr zugewiesenen Mobiliare sehr gut einzurichtende grössere Wohnung zu miethen, und diess zwar in der Annahme,

dass ich dieselbe nach einiger Zeit, wenigstens periodisch, mit ihr theilen würde. Ihren Geldforderungen hierfür musste ich ohne Widerrede zu entsprechen suchen, und unter andrem auch die 900 Thaler schaffen, welche sie hierfür ansprach. Je gelassener ich mich in diesem Punkte benahm, desto mehr schien sie die ruhige Kälte meiner Briefe zu verletzen: Vorwürfe über vermeintliche Kränkungen aus alten Zeiten, sowie Schmähungen aller Art wurden ihr wieder geläufiger als je zuvor. So wandte ich mich denn endlich an meinen alten Freund *Pusinelli*, welcher mir zu Liebe dem schwer zu behandelnden Weibe immer treu behilflich geblieben, um durch seine Vermittelung ihr die starke Medizin zu verordnen, welche mir meine Schwester *Clara* kurz zuvor als bestes Heilmittel für die Leidende angerathen hatte. Ich bat meinen Freund, Minna die Nothwendigkeit einer Scheidung an das Herz zu legen. Es schien kein Leichtes für den armen Freund gewesen zu sein, diesen Auftrag, wie es der Fall war, sehr ernstlich auszuführen. Er berichtete mir, dass sie sehr erschrocken gewesen sei, auf eine gutwillige Scheidung einzugehen aber mit Bestimmtheit verweigert habe. Jetzt änderte sich allerdings Minna's Benehmen, wie meine Schwester diess vorausgesehen, sehr auffällig; die Quälereien nahmen ein Ende, sie schien sich in ihre Lage zu fügen. Pusinelli hatte ihr zu einiger Erleichterung ihrer Herzkrankheit die Kur in Reichenhall verordnet; ich verschaffte ihr die Mittel hierfür, worauf sie an demselben Orte, wo ich vor einem Jahre *Cosima* ebenfalls zur Kur angetroffen hatte, den Sommer, wie es schien, in erträglicher Laune verbrachte.

Von Neuem wandte ich mich zu meiner Arbeit, zu welcher ich, sobald die Unterbrechungen beseitigt waren, als zur besten Erheiterung dienend, immer wieder griff. Ein sonderbarer Vorfall störte mich in einer Nacht. Ich hatte das freundliche Thema von der Anrede Pogner's «das schöne Fest Johannistag» u. s. w., an einem heiteren Abende entworfen, als ich, im Halbschlummer es immer noch vor mir vorüberziehen lassend, plötzlich durch ein ausgelassenes Frauengelächter, im Hause über mir, vollständig geweckt wurde. Das immer tollere Lachen ging endlich in grässliches Wimmern und furchtbares Heulen über. Entsetzt sprang ich auf, und gewahrte nun, dass diese Erscheinung von meinem Dienstmädchen *Lieschen* herrührte, welche, in der Kammer über mir gebettet, von hysterischen Krämpfen überfallen war. Die Magd meines Wirthes stand ihr bei; ein Arzt ward herbei geholt: während ich mit Schrecken besorgt war, das Mädchen würde alsbald seinen Geist aufgeben, hatte ich mich über die eigenthümliche Ruhe und Gelassenheit

der übrigen Assistenten zu verwundern; ich erfuhr, dass solche Krämpfe sich häufig bei jungen Mädchen, namentlich nach Tanzvergnügungen, einstellten. Dem ungeachtet bannte mich der Vorgang mit seinen entsetzlichen Phänomenen noch lange zur Beobachtung fest, da ich hierbei, in der Weise des Wechsels von Ebbe und Fluth, eine anscheinend kindische Heiterkeit durch alle Uebergänge bis durch das frechste Lachen zu dem Schreien einer qualvoll Verdammten, mehrere Male vor mir wechseln sah. Als sich das Uebel einigermaassen beruhigte, legte ich mich wieder zu Bett, und nun erschien von Neuem der «Johannistag» Pogner's, welcher allmählich die vorher empfangenen grässlichen Eindrücke verbannte.

Nicht ganz unähnlich dem armen Dienstmädchen erschien mir bald auch der junge *Städl*, als ich ihn eines Tages an der Spielbank zu Wiesbaden beobachtete. Mit ihm und *Weisheimer* hatte ich vergnüglich im Kurgarten den Kaffee getrunken, als Städl für einige Zeit verschwand; um ihn aufzusuchen führte mich Weisheimer zur Spielbank. Eine entsetzlichere physiognomische Umwandlung, als ich jetzt an dem der Spielwuth Verfallenen gewahr wurde, war mir selten noch vorgekommen. Wie zuvor das arme Lieschen, so hatte jetzt auch diesen ein Dämon in Besitz genommen, der, wie das Volk sagt, sein böses Wesen in ihm trieb. Kein Zuspruch, ja keine beschämende Ermahnung vermochten den von Spielverlust Geplagten nur irgend wie zu einer Zusammenfassung seiner moralischen Kräfte zu bewegen. Da ich selbst der Spielwuth mich erinnerte, welcher ich eine Zeit lang als Jüngling verfallen war, unterhielt ich hiervon den jungen Weisheimer, und erbot mich ihm zu zeigen, wie ich wohl dem Zufalle, nicht aber dem Glücke etwas zu bieten mir getraue. Als ein neues Spiel beim Roulette begann, sagte ich ihm mit ruhiger Bestimmtheit, Nr. 11 werde zutreffen: so geschah es. Der Verwunderung über den glücklichen Zufall gab ich neue Nahrung, indem ich für das nächste Spiel Nr. 27 voraussagte, wobei ich mich allerdings einer extatischen Entrücktheit entsinne, welche mich einnahm: wirklich schlug diese Nummer wiederum zu, und nun gerieth mein junger Freund in ein solches Erstaunen, dass er mir auf das Dringendste anrieth, doch auch wirklich auf die von mir vorausgesehenen Nummern zu setzen. Wiederum muss ich mich der eigenthümlichen, sehr ruhigen Extase erinnern, mit welcher ich ihm erklärte: dass, sobald ich mein persönliches Interesse hierbei in das Spiel bringen würde, meine bisher bewährte Gabe sofort verschwinden müsste. Ich zog ihn alsbald vom Spieltische zurück; worauf wir bei schönem Sonnenuntergang den Rückweg nach Biberich antraten.

In sehr peinigende Berührungen gerieth ich nun mit der armen *Friederike Meyer:* sie meldete mir den Antritt ihrer Wiedergenesung, und bat mich um meinen Besuch, weil sie das Bedürfniss habe, sich bei mir für die mir zugezogenen Beschwerden zu entschuldigen. Da mich die kurze Fahrt nach Frankfurt oft zu unterhalten und zu zerstreuen vermochte, erfüllte ich gern ihren Wunsch, fand die Rekonvaleszentin noch sehr schwach, und in der ersichtlichen Bemühung begriffen, unangenehme Vorstellungen in ihrem Betreff von mir fern zu halten. Sie sprach über ihr Verhältniss zu Herrn v. Guaita als von dem zu einem fast überzärtlich besorgten Vater. Sie habe sich sehr jung von ihrer Familie getrennt, namentlich von ihrer Schwester *Luise* zurückgezogen, und so, sehr verlassen, sei sie in Frankfurt angekommen, wo ihr die angelegentliche Protektion des bereits in reiferem Alter stehenden Herrn von *Guaita* sehr willkommen gewesen sei. Leider habe sie unter diesem Verhältnisse in sehr peinlicher Weise zu leiden, da sie namentlich durch die Familie ihres Protektor's, welche von dem Gedanken eingenommen schien, dieser möchte sie gar heirathen wollen, in widerwärtigster Weise vornehmlich auch im Bezug auf ihren Ruf verfolgt werde. Ich konnte, dieser Mittheilung gegenüber, wirklich nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, dass ich von den Folgen dieser Feindschaft einiges bemerkt hätte, wobei ich so weit ging, auch von dem, wie das Gerücht besagte, ihr geschenkten Hause zu sprechen. Diess schien eine ganz ausserordentliche Wirkung auf die kaum genesene Friederike hervorzubringen; sie äusserte die höchste Entrüstung über diese Gerüchte, obwohl sie seit lange wohl vermuthen zu müssen geglaubt hätte, dass derlei Verleumdungen über sie ausgestreut wurden: sie habe schon öfter mit sich den Entschluss berathen, die Frankfurter Bühne aufzugeben, und sei nun mehr als je hierzu entschlossen. Ich fand in ihrem Benehmen keinen Grund ihren Aussagen meinen Glauben zu versagen. Da ausserdem Herr von Guaita, so wohl seiner Persönlichkeit, als auch seinem, mir damals ganz unbegreiflichen Benehmen nach, sich mir immer unverständlicher darstellte, nahm ich in meinem ferneren Verhalten zu dem sehr begabten Mädchen unbedingte Partei für ihr, durch augenscheinliche Ungerechtigkeiten bedrängtes, Interesse. Ich rieth ihr für jetzt zu ihrer Erholung einen längeren Urlaub für einen Aufenthalt am Rheine sich auszuwirken.

Jetzt wendete sich auch, der vom Grossherzog ihm ertheilten Weisung gemäss, *Eduard Devrient* im Betreff der besprochenen Aufführung des «Lohengrin» in Karlsruhe unter meiner Leitung, an mich. Um diesen, ehemals so blindlings hochgeschätzten, Menschen mir in seiner gänzlichen

Entfremdung zu zeigen, war der in seinem Schreiben enthaltene, geradesweges ärgerlich hochmüthig ausgedrückte Vorwurf darüber, dass ich den «Lohengrin» ohne Kürzungen hergestellt wissen wollte, vollständig geeignet. Er schrieb mir, dass er von vorne herein die Partitur nach den für die Leipziger Aufführung von *K.-M. Rietz* eingeführten Kürzungen für das Orchester habe ausschreiben lassen, und somit alle die Stellen, welche ich restituirt wünschte, erst mühselig in die Stimmen einzutragen sein würden, welche Forderung er geradesweges als eine Chicane meinerseits ansehe. Hatte ich mir nun zurückzurufen, dass die einzige Aufführung des «Lohengrin», welche ihrer gänzlichen Erfolglosigkeit wegen fast gar keine Wiederholung fand, eben vom Kapellmeister Rietz in Leipzig veranstaltet worden war, dass dennoch Devrient, weil er Rietz für den Nachfolger Mendelssohn's und den gediegensten Musiker der «Jetztzeit» hielt, gerade diese Verarbeitung meines Werkes zu dessen Einführung in Karlsruhe für zweckmässig gehalten hatte, so musste mich wohl ein wahrer Schauder über die Verblendung erfassen, welche ich so lange über diesen Menschen fast gewaltsam aufrecht erhalten hatte. Ich meldete ihm kurz meine Empörung hierüber, und meinen Entschluss, mit dem «Lohengrin» in Karlsruhe mich nicht befassen, dagegen gelegentlich beim Grossherzog hierfür mich entschuldigen zu wollen. Bald darauf erfuhr ich nun, dass der «Lohengrin» dennoch, mit dem Ehepaar *Schnorr* als Gästen, nach gewohnter Weise in Karlsruhe aufgeführt werden solle. Mich bestimmte ein grosses Verlangen, *Schnorr* und seine Leistungen endlich kennen zu lernen; ich reiste demnach ohne Anmeldung nach Karlsruhe, verschaffte mir durch *Kaliwoda* ein Billet, und wohnte so, das Weitere nicht beachtend, der Vorstellung bei. Meine jetzt empfangenen Eindrücke, namentlich von *Schnorr*, habe ich in meinen veröffentlichten «Erinnerungen» an ihn genauer bezeichnet; er war mir sofort ein geliebter Mensch geworden, und ich liess ihn ersuchen, nach der Vorstellung sich noch auf ein Plauderstündchen nach meinem Gasthofzimmer zu begeben. — Ich hatte so viel von seinen krankhaften Zuständen vernommen, dass ich wahrhaft erfreut war, ihn so spät in der Nacht, nach nicht unbedeutender Anstrengung, frisch und mit strahlendem Auge bei mir eintreten zu sehen. Meiner Besorgniss, um Schonung für ihn durch Abhaltung jeder Art von Ausschweifung, entgegnete er durch willige Annahme meines Anerbietens, unsere neue Bekanntschaft mit Champagner einweihen zu wollen. In heiterster Stimmung verbrachten wir mit Gesprächen, die für mich namentlich über den Charakter Devrient's sehr belehrend waren, einen guten Theil der Nacht, bis ich mir vornahm, auch noch den folgen-

den Tag zu verweilen, um seiner Einladung, bei ihm und seiner Frau zu speisen, entsprechen zu können. Da ich bei diesem längeren Verweilen in Karlsruhe wohl annehmen musste, dass dem Grossherzoge meine Anwesenheit bekannt werden würde, liess ich mich den nächsten Tag bei ihm anmelden, und wurde für eine Nachmittagsstunde beschieden. Nachdem ich über dem Mittagsmahle auch von Frau *Schnorr*, welche ich an Allem als grosses und wohlausgebildetes theatralisches Talent hatte kennen gelernt, die wunderlichsten Aufschlüsse über Devrient's Benehmen in der «Tristan»-Angelegenheit erfahren hatte, ging meine kurz darauf geführte Unterredung im grossherzoglichen Schlosse mit einer gegenseitigen Beklemmung vor sich. Die Gründe für die Zurückziehung meines Versprechens im Betreff der «Lohengrin»-Aufführung, so wie auch meine bestimmte Annahme der Hintertreibung der früher projektirten Aufführung des «Tristan» durch Devrient, theilte ich unverhohlen mit. Da nun durch Devrient's sehr kluges Verhalten von je her dem Grossherzog der Glaube an seine innige und wahrhaft besorgte Freundschaft für mich beigebracht worden war, berührte ihn diess offenbar höchst peinlich; doch schien er annehmen zu wollen, es handle sich nur um artistische Differenzen zwischen mir und seinem Theaterdirektor, da er beim Abschied mir den Wunsch ausdrückte, die vermeintlichen Missverständnisse durch ein gutes Einvernehmen noch ausgeglichen zu sehen, worauf ich ihm leichthin erwiderte, dass ich nicht glaube, mit Devrient noch zu etwas zu kommen. Jetzt brach der Grossherzog in wirkliche Entrüstung aus: er habe nicht geglaubt, dass es mir so leicht werde, einen bewährten Freund undankbar zu behandeln. Dem Ernste dieses Vorwurfes gegenüber hatte ich mich zunächst dafür zu entschuldigen, dass ich in einer, an Ort und Stelle für schicklich erachteten, nicht zu ernsten Weise meinen Entschluss ausgesprochen hatte; dass jedoch der Grossherzog durch eine sehr ernste Auffassung dieser Angelegenheit mich nun zu dem ebenfalls sehr ernstlichen Ausdrucke meiner wahren Gesinnung über jenen vermeintlichen Freund zu berechtigen schiene, und ich somit im vollkommen entsprechenden Ernste ihm erklären müsste, mit Devrient nichts mehr zu thun haben zu wollen. Hiergegen suchte der Grossherzog, mit wieder hervortretender Güte, mich zu bedeuten, dass er meine Erklärung für nicht so unwiderruflich auffassen wolle, da es ja doch wohl in seiner Macht läge, andrerseits auf ein mich versöhnendes Benehmen zu wirken. Ich schied mit dem ernstlich bezeugten Bedauern, dass ich jeden Versuch in dem Sinne meines Gönner's für erfolglos erachte. — Späterhin erfuhr ich, dass Devrient, welcher natürlich durch den

Grossherzog von dem Vorgang Kenntniss erhielt, hierin einen Versuch meinerseits ihn zu stürzen und mich an seine Stelle zu bringen, erkannte. Der Grossherzog war nämlich bei dem Wunsche verblieben, von mir ein Konzert mit Bruchstücken aus meinen neuesten Werken aufgeführt zu wissen; hierüber hatte nach einiger Zeit Devrient mir wieder offiziell zu schreiben, bei welcher Gelegenheit er sich als Sieger über meine gegen ihn gespielten Intriguen zu erkennen gab, indem er mich zugleich versicherte, sein hoher Gönner wünsche dennoch das besprochene Konzert ausgeführt zu sehen, da er in seinem hohen Sinne die «Sache sehr wohl von der Person zu scheiden» wisse. Hierauf erwiderte ich mit einer einfachen Ablehnung.

Mit *Schnorr*'s, mit denen ich mich viel über den Vorfall unterhielt, traf ich jetzt noch die Abmachung, dass sie mich mit Nächstem in Biberich besuchen sollten; worauf ich selbst dorthin zurückkehrte, um zunächst den mir angekündigten Besuch *Bülow*'s entgegen zu nehmen. Dieser traf Anfangs Juli ein, um Quartier auch für *Cosima* zu suchen, welche in zwei Tagen nachfolgte. Wir freuten uns ungemein unseres Wiedersehens, welches jetzt in dem freundlichen Rheingau zu Erholungsausflügen jeder Art benützt wurde. Im Gastsaal des «Europäischen Hofes», wo sich nun alsbald auch *Schnorr*'s einfanden, speisten wir regelmässig und zwar meist in heiterster Laune, zusammen. Des Abends ward bei mir musizirt. Zu einer Vorlesung der «Meistersinger» stellte sich auch die vorüber reisende *Alwina Frommann* ein: auf Alle schien das Bekanntwerden mit meinem neuesten Gedichte, namentlich im Betreff des bisher von mir noch nicht angewendeten populär heiteren Styles, einen überraschenden Eindruck hervorzubringen. Auch die Sängerin *Dustmann*, auf einem Gastspiel in Wiesbaden begriffen, stellte sich zum Besuch ein; leider nahm ich an ihr eine heftige Abneigung gegen ihre Schwester Friederike wahr, was mich unter andrem auch darin bestätigte, dass es für diese die höchste Zeit sein möge, ihren Frankfurter Verbindlichkeiten sich zu entziehen. — Nachdem es mir durch Bülow's Unterstützung möglich geworden war, den Freunden die fertigen Theile der Komposition der «Meistersinger» vorzuführen, ward auch sonst viel aus «Tristan» durchgenommen, wobei nun Schnorr's zeigen mussten, wie weit sie sich bereits mit dieser Aufgabe vertraut gemacht hatten. Im Ganzen fand ich, dass Beiden noch viel zur Deutlichkeit des Ausdruckes hierfür fehlte.

Jetzt führte der Sommer immer mehr Gäste, darunter auch manchen mir Bekannten, in unsere Gegend: der Konzertmeister *David* aus Leipzig

stellte sich mit seinem jungen Schüler, *August Wilhelmj*, dem Sohne eines Wiesbadener Advokaten, bei mir ein, und es ward nun so recht im eigentlichen Sinne musizirt, wozu auch der Kapellmeister *Alois Schmitt* aus Schwerin durch den Vertrag eines «alten Schinken's» seiner Komposition, wie er es nannte, einen sonderbaren Beitrag gab. Eines Abends kam es zu völliger Soirée, als zu meinen übrigen Freunden sich auch *Schott*'s einfanden, und hier die beiden Schnorr's durch den Vortrag der sogenannten Liebesscene im 3. Akte des «Lohengrin» uns lebhaft erfreuten. — Grosse Ergriffenheit brachte das plötzliche Eintreten *Röckel*'s in unserem gemeinschaftlichen Speisesaale des Hôtels bei uns allen hervor. Dieser war nun, nach daselbst bestandenen dreizehn Jahren, aus dem Waldheimer Zuchthause entlassen. Erstaunlich war es für mich, an meinem alten Bekannten, ausser dem jetzt erbleichten Haare, gar keine wesentliche Veränderung wahrzunehmen. Er selbst erklärte mir diess damit, dass er sich wie aus einer Kruste, in welcher er zu seiner Konservierung festgehalten worden wäre, herausgetreten vorkomme. Als wir überlegten, in welche Thätigkeit er nun einzutreten haben solle, glaubte ich ihm anrathen zu müssen, einen nützlichen Dienst bei einem so wohlwollenden und freisinnigen Fürsten, wie der Grossherzog von Baden, nachsuchen zu sollen. Er glaubte in irgend einem Ministerium, seiner fehlenden juristischen Kenntnisse wegen, nicht fortkommen zu können; wogegen er sich den besten Erfolg seiner Wirksamkeit verspräche, wenn man ihm die Leitung einer Strafanstalt übergeben wollte, weil er hierüber sich die genauesten Kenntnisse verschafft und zu gleicher Zeit eingesehen habe, welche Verbesserungen hier nothwendig seien. Er begab sich auf das deutsche Schützenfest, welches um diese Zeit in Frankfurt abgehalten wurde, und entging dort, in Anerkennung seines Martyriums und seines standhaften Benehmen's, einer bei öffentlicher Gelegenheit ihm dargebrachten schmeichelhaften Ovation nicht. Dort und in der Umgegend verweilte er für einige Zeit.

Ausserdem plagte mich und meine näheren Freunde ein Maler *Cäsar Willig*, welcher von *Otto Wesendonck* den Auftrag erhalten hatte, mich für seine Rechnung zu malen. Leider wollte es nicht gelingen, den Maler auf ein richtiges Bekanntwerden mit meiner Physiognomie hinzuführen: trotzdem *Cosima* fast bei allen Sitzungen zugegen war, und sorgsamst sich abmühte, den Künstler auf die richtige Spur zu bringen, blieb endlich nichts andres übrig, als ihm in schroffster Weise mein Profil zu präsentiren, mit welchem es doch wenigstens zu einer erkennbaren Aehnlichkeit gelangen sollte. Nachdem er diess zu seiner Zufriedenheit ermöglicht hatte,

verfasste er dankbar auch noch eine Kopie als Geschenk für mich, welche ich sofort an *Minna* nach Dresden übersandte, durch welche sie späterhin an meine Schwester *Luise* überging. Es war ein schreckliches Bild, welchem ich noch ein Mal begegnete, als es in Frankfurt vom Künstler ausgestellt war.

Einen anmuthigen Ausflug machte ich mit *Bülow*'s und *Schnorr*'s für einen Abend nach *Bingen;* von dem gegenüberliegenden *Rüdesheim* holte ich hierzu die jetzt dort ihren Urlaub geniessende *Friederike Meyer* ab, und machte sie mit meinen Freunden bekannt, von denen namentlich Cosima für das nicht gewöhnlich begabte Frauenzimmer ein freundliches Interesse gewann. Unsere Heiterkeit beim Glase Wein, in freier Luft, steigerte sich durch einen unerwarteten Auftritt: von einem entfernteren Tische trat zu uns mit gefülltem Glase, in ehrerbietiger Haltung, ein Reisender herzu, der mir eine sehr feurige und anständige Begrüssung bot; er war Berliner und weitgehender Enthusiast für meine Arbeiten, und es geschah diess im Namen noch zweier seiner Freunde, welche gemeinschaftlich an unseren Tisch sich setzten, wo die gute Laune uns endlich bis zum Champagner verführte. Ein herrlicher Abend, mit wundervollem Mond-Aufgange, weihte die schöne Stimmung, in welcher wir spät Nachts von diesem freundlichen Ausfluge zurückkehrten. — Nachdem wir in ähnlicher guter Laune auch das *Schlangenbad,* wo Alwina Frommann sich aufhielt, besucht, verführte uns jetzt der Uebermuth zu einer noch weiteren Ausfahrt nach *Rolandseck.* Unseren ersten Aufenthalt nahmen wir hierbei in *Remagen,* wo wir die schöngelegene Kirche, in welcher, bei ungeheuerem Andrange, ein junger Mönch predigte, besuchten, und in einem Garten am Rheinufer unser Mittagsmahl einnahmen. Das Nachtlager wurde in Rolandseck genommen, von wo wir andren Tags bei Zeiten den *Drachenfels* bestiegen. Im Zusammenhang mit dieser Besteigung trug sich ein heiter endendes Abenteuer zu. Als wir nach dem Herabsteigen bei der Eisenbahnstation am anderen Rheinufer angekommen waren, vermisste ich mein Brieftäschchen, welches mir mit dem Inhalte eines 100 Gulden-Scheines aus der Tasche des Ueberrockes entschlüpft war: zwei Herren, welche sich uns vom Drachenfels aus angeschlossen hatten, erboten sich sogleich den nicht unbeschwerlichen Weg zurückzulegen, um dem Verlorenen nachzuspüren. Wirklich kehrten sie nach einigen Stunden zurück, und überbrachten mir die Brieftasche mit ihrem vollen Inhalte, welche auf der Höhe des Berges zwei dort beschäftigte Steinklopfer gefunden und sogleich zurückgegeben hatten. Den ehrlichen Leuten war, wie ich diess sogleich bestimmt hatte, ein

anständiger Finderlohn bezahlt worden, und nun musste der freundliche Ausgang des Abenteuer's bei einem heiteren Mahle mit dem besten Weine gefeiert werden. In einem viel späteren Jahre sollte sich dasselbe für mich aber noch ergänzen: als ich 1873 bei einem Restaurant in Köln einkehrte, stellte sich mir dessen Wirth als derselbe vor, der uns vor eilf Jahren in jenem Gasthaus am Rhein bewirthet und von mir den bewussten 100 Gulden-Schein zum Auswechseln erhalten hatte; mit diesem Scheine hatte sich, wie er mir jetzt meldete, folgendes zugetragen: ein Engländer, dem er noch desselbigen Tages den Vorfall erzählt hatte, erbot sich dem Wirthe, diesen Schein mit dem doppelten Werth abzukaufen; der Wirth wollte von diesem Geschäfte nichts wissen, überliess jedoch den Schein dem Engländer gegen die Verpflichtung, die gerade anwesende Gesellschaft, welcher der Vorgang auch erzählt worden war, mit Champagner zu traktiren, was denn auch auf das Anständigste eingehalten wurde.

Zu einem weniger befriedigenden Ausfluge veranlasste uns eine Einladung der Familie *Weisheimer* nach *Osthofen;* dort wurden wir für eine Nacht einquartiert, nachdem man uns zu jeder Zeit des vorhergehenden Tages zum Genusse eines fortwährenden Bauernhochzeitsmahles genöthigt hatte. *Cosima* war die Einzige, welche über die Vorgänge hierbei in gute Laune zu gerathen vermochte, worin ich ihr nach besten Kräften beistand, während Bülow's längere Zeit hindurch wachsende Verstimmung über alle ihm bereiteten Begegnungen des Lebens bis zu Ausbrüchen der Wuth gereizt wurde. Wir wollten uns damit trösten, dass so etwas uns nicht mehr widerfahren könnte. Während ich Tags darauf anderen Gründen der Verstimmung über meine Lebenslage nachhängend, mich zur Rückkehr anschickte, bewog Cosima, Zerstreuung und Erheiterung in der Aufsuchung des dortigen alten Domes suchend, Hans zu einer Weiterfahrt nach Worms, von wo aus sie mir später nach Biberich nachfolgten.

Noch ist mir ein kleines Abenteuer, welches wir gemeinschaftlich an der Wiesbadener Spielbank erlebten, in Erinnerung geblieben. Mir war dieser Tage für eine Oper ein Theater-Honorar von 20 Louisd'or zugekommen; nicht recht wissend, was ich gerade mit dieser kleinen Summe anfangen sollte, da andrerseits meine Lage im Grossen sich immer misslicher gestaltete, reizte es mich Cosima zu bitten, die Hälfte der Summe am Roulette für unser gemeinschaftliches Glück zu versuchen. Ich sah mit Erstaunen zu, wie sie, ohne jede Kenntniss selbst nur der gemeinsten Aeusserlichkeit des Spieles, auf das Gerathewohl ein Goldstück nach dem anderen auf den Spieltisch warf, ohne weder eine Nummer

noch eine Farbe bestimmt damit zu bedecken, so dass es regelmässig hinter dem Rechen des Croupier's verschwand. Mir ward bang; und schnell verschwand ich, um an einem benachbarten Spieltische Cosima's Un- und Missgeschick zu korrigiren. In diesem sehr ökonomischen Bestreben war mir das Glück so schnell behülflich, dass ich die von der Freundin dort verlorenen zehn Louisd'or hier sofort gewann, was uns alsbald zu grosser Heiterkeit stimmte. — Weniger anmuthig ging es bei einem gemeinschaftlichen Besuche einer Aufführung des «Lohengrin» in Wiesbaden ab. Nachdem uns der erste Akt so ziemlich befriedigt und in gute Stimmung versetzt hatte, gerieth die Darstellung während des weiteren Verlaufes in ein Geleise von so empörender Entstellung, wie ich sie nicht für möglich gehalten hatte; wüthend verliess ich noch vor dem Schlusse das Theater, während Hans auf Cosima's Ermahnung zur Berücksichtigung des Anstandes, beide jedoch nicht minder empört als ich, das Martyrium der Anhörung des Schlusses bestand.

Ein anderes Mal erfuhr ich, dass *Metternich*'s auf ihrem Schlosse *Johannisberg* angekommen seien. Immer noch von meiner Hauptsorge für ein ruhiges Domizil zur Beendigung meiner «Meistersinger» befangen, fasste ich sogleich das für gewöhnlich leer stehende Schloss in das Auge, und meldete mich beim Fürsten zu einem Besuche an, zu welchem auch alsbald eine Einladung für mich erfolgte. Bülow's begleiteten mich bis zur Eisenbahnstation. Ich durfte mit der Freundlichkeit meiner Aufnahme von Seiten meiner Gönner zufrieden sein. Auch sie hatten die Frage meines temporären Unterkommen's auf Schloss Johannisberg bereits erwogen und gefunden, dass sie mir eine kleine Wohnung bei dem Schlossverwalter recht füglich überlassen könnten, nur aber auf die Schwierigkeit meiner Beköstigung mich aufmerksam machen müssten. Mehr als die Frage hatte den Fürsten aber die andere, der Möglichkeit mir in Wien eine dauernde Stellung zu gründen, beschäftigt. Er wolle, so sagte er, bei seinem nächsten Aufenthalte in Wien dort mit dem Minister *Schmerling*, welchen er für diese Angelegenheit am geeignetsten hielt, eine Abrede in meinem Bezug treffen: dieser würde mich verstehen, vielleicht auch meine richtige Stellung in einem höheren Sinne auffinden, und den Kaiser für mich zu interessiren vermögen. Wenn ich wieder nach Wien käme, sollte ich Schmerling einfach nur aufsuchen, und hierbei meine Einführung bei ihm durch den Fürsten voraussetzen. Einer Einladung an den herzoglichen Hof zur Folge, hatten *Metternich*'s alsbald sich nach Wiesbaden begeben, bis wohin ich sie begleitete, um dort wieder mit Bülow's zusammen zu kommen. —

Nachdem uns *Schnorr*'s nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalte

bereits verlassen hatten, nahte nun auch die Zeit für *Bülow*'s Abreise. Ich begleitete sie nach Frankfurt, wo wir noch zwei Tage verweilten, um einer Aufführung des Goethe'schen «Tasso» beizuwohnen, welche durch den Vortrag der *Liszt*'schen symphonischen Dichtung gleichen Namens eingeleitet werden sollte. Mit sonderbaren Empfindungen wohnten wir dieser Vorstellung bei, in welcher *Friederike Meyer* als «Prinzessin», und namentlich auch ein Herr *Schneider* als «Tasso», durch ihre Leistungen uns sehr ansprachen, während Hans namentlich die schändliche Ausführung des Liszt'schen Werkes durch den Kapellmeister *Ignaz Lachner* nicht verwinden konnte. Zu einem Mittagsmahle in der Restauration des botanischen Garten's, welches uns Friederike vor der Aufführung darbot, fand sich schliesslich auch der geheimnissvolle Herr von *Guaita* ein. Wir hatten hier mit Verwunderung wahrzunehmen, dass von jetzt an alle Unterhaltung zu einem für uns unverständlichen Zwiegespräche zwischen jenen Beiden wurde, welches nur durch die wüthende Eifersucht des Herrn von Guaita und die witzig höhnische Abwehr Friederiken's uns klar wurde. Doch kam es zu einiger Fassung bei dem aufgeregten Manne, als er mir sein Anliegen, eine Aufführung des «Lohengrin» unter meiner Leitung in Frankfurt zu Stand zu bringen, vortrug. Ich fasste zu dem Projekte Neigung, indem ich hierin ein neues Vereinigungsziel für ein abermaliges Zusammentreffen mit *Bülow*'s und *Schnorr*'s in das Auge fasste. Bülow's versprachen mir zu kommen, und an Schnorr's wandte ich mich für eine Zusage ihrer Mitwirkung. So wollte es uns dünken, als könnten wir diessmal heiter scheiden, trotzdem die zunehmende, oft excessive Misslaunigkeit des armen, wie es schien immer sich gequält fühlenden *Hans* mir zuweilen machtlose Seufzer entwunden hatte. An *Cosima* schien sich dagegen die, bei meinem Besuch in Reichenhall vor einem Jahre von mir wahrgenommene, Scheu in freundlichstem Sinne verloren zu haben. Als ich eines Tages den Freunden in meiner Weise «Wotan's Abschied» vorgesungen hatte, gewahrte ich in Cosima's Mienen denselben Ausdruck, den sie mir damals zu meinem Erstaunen bei jenem Abschied in Zürich gezeigt hatte: nur war diessmal das Extatische desselben in eine heitere Verklärung aufgelöst. Hier war alles Schweigen und Geheimniss: nur nahm mich der Glaube an ihre Zugehörigkeit zu mir mit solcher Sicherheit ein, dass ich bei exzentrischer Erregung es damit selbst bis zu ausgelassenem Uebermuthe trieb. Als ich jetzt in Frankfurt Cosima über einen offenen Platz nach dem Gasthofe geleitete, fiel es mir ein sie aufzufordern, sich in eine leer dastehende einräderige Handkarre zu setzen,

damit ich sie so in das Hôtel fahren könne: augenblicklich war sie hierzu bereit, während ich, vor Erstaunen wiederum hierüber, den Muth zur Ausführung meines tollen Vorhabens verlor.

Nach Biberich zurückgekehrt, hatte ich zunächst schweren Sorgen zu begegnen. Nach längerem Hinhalten verweigerte mir endlich *Schott* mit Bestimmtheit, fernere Subsidien mir auszahlen zu wollen. Allerdings hatte ich, bis vor Kurzem, seit meinem Fortgange von Wien alle meine Ausgaben für die Ansiedelung meiner Frau in Dresden, meine eigene Uebersiedelung nach Biberich, und diese zwar über Paris, wo ich noch manchen verborgenen Gläubiger zu befriedigen hatte, durch meines Verleger's Vorschüsse einzig bestritten. Trotz dieses schwierigen Anfanges, welcher allerdings wohl die Hälfte der mir für die «Meistersinger» bedungenen Summe gekostet haben mochte, konnte ich nun verhoffen, mit dem Rest jenes ausbedungenen Honorares mein Werk in Frieden beendigen zu können. Seither hatte mich Schott durch Vertröstungen auf eine gewisse Periode der Abrechnung mit den Buchhändlern hingehalten. Bereits hatte ich mir in schwieriger Weise zu helfen suchen müssen: Alles schien mir davon abzuhängen, dass ich Schott bald einen fertigen Akt der «Meistersinger» übergeben könnte. Hierin war ich bis zu der Scene, in welcher «Pogner» «Walther von Stolzing» den Meistersingern vorstellen will, gelangt, als mich, ungefähr Mitte August und noch während Bülow's Anwesenheit, ein an sich geringer Unfall traf, welcher mich jedoch für zwei volle Monate zum Schreiben unfähig machte. Mein mürrischer Hausherr hielt sich einen Bulldoggen, Namens «Leo», als Kettenhund, dessen grausame Vernachlässigung von Seiten seines Herrn mich zu fortgesetztem Mitleiden stimmte. So wollte ich ihn eines Tages von seinem Ungeziefer reinigen, wozu ich ihm, damit er die hiermit beschäftigte Magd nicht ängstige, beim Kopfe festhielt: trotz des grossen Vertrauens, welches der Hund zu mir gewonnen hatte, schnappte er einmal unwillkürlich auf und verwundete mich, anscheinend sehr geringfügig, am Vordergelenk des rechten Daumens; keine Wunde war zu sehen, nur stellte es sich bald heraus, dass die innere Knochenhaut durch die Quetschung in einen entzündlichen Zustand gerathen war. Als der Schmerz beim Gebrauche des Finger's immer mehr überhand nahm, ward mir verordnet, bis zur völligen Genesung meine Hand namentlich zum Schreiben nicht mehr zu gebrauchen. Hatten mich die Zeitungen schon von einem tollen Hunde gebissen werden lassen, so war der Fall, wenn auch nicht so schrecklich, doch immerhin geeignet, mich über menschliche Gebrechlichkeit ernst-

lich nachdenken zu lassen. Ich brauchte also zur Vollendung meines Werkes nicht nur Gesundheit des Geistes, gute Einfälle und sonstige erlangte Geschicklichkeit, sondern auch eines gesunden Daumen's zum Schreiben, da ich hier nicht ein Gedicht zu diktiren, sondern eine undiktirbare Musik aufzuschreiben hatte.

Um Schott nur etwas Waare zu übergeben, verfiel ich nach dem Rathe Raff's, welcher ein Heft Lieder von mir für 1000 Franken werth hielt, darauf, fünf Gedichte meiner Freundin Wesendonck, welche ich ihr, meistens mit Studien des damals mich beschäftigenden «Tristan», musikalisch ausgestattet hatte, meinem Verleger als einstweiligen Ersatz anzubieten. Die Lieder wurden angenommen und herausgegeben, ohne dass ich dadurch auf Schott's Stimmung vortheilhaft eingewirkt zu haben schien. Ich musste bei diesem auf irgend welche Verhetzung wider mich, welcher er unterlegen war, schliessen: um diesem auf dem Grund zu kommen und darnach meine ferneren Entschlüsse zu fassen, begab ich mich selbst nach *Kissingen*, wo jener zur Kur verweilte. Ein Gespräch mit ihm blieb mir hartnäckig verwehrt, da Frau Schott, als Schutzengel vor seinem Zimmer postirt, mir einen starken Anfall von Leberleiden als Verhinderungsgrund ihres Gemahles anzugeben hatte. Somit wusste ich genug, versorgte mich zunächst durch den jungen *Weisheimer*, welcher, auf seinen reichen Vater gestützt, sich hierzu sehr willig mir erbot, mit einigem Gelde, und überlegte mir nun, was ferner zu thun sei, da ich auf Schott nicht mehr rechnen, somit an die ungehinderte Ausführung der «Meistersinger» nicht mehr denken konnte.

Unter diesen Umständen überraschte es mich sehr, von der Direktion des Wiener Operntheater's die erneuerte bündige Einladung zur Aufführung des «Tristan» zu erhalten. Man meldete mir, alle Schwierigkeiten seien gehoben, da *Ander* von seiner Stimmkrankheit vollkommen genesen sei. Mich setzte diess in aufrichtige Verwunderung, und auf nähere Erkundigung wurden mir die Vorgänge, welche sich in meinem Bezug seitdem in Wien zugetragen hatten, in folgender Weise klar. Noch vor meinem letzten Fortgang von Wien hatte Frau *Luise Dustmann*, welche wirkliches Gefallen an der Partie der «Isolde» genommen zu haben schien, das eigentliche Hinderniss, welches meinem Unternehmen dort entgegenstand, dadurch hinweg zu räumen gesucht, dass sie zu einer Abend-Gesellschaft, bei welcher sie den Dr *Hanslick* von Neuem mir vorstellen wollte, auch mich zu kommen bestimmt hatte. Sie wusste, dass ohne eine Umstimmung dieses Herrn zu meinen Gunsten nichts für mich in Wien durchzusetzen sein würde; meine gute Laune

machte es mir sehr leicht, an jenem Abende Hanslick so lange als oberflächlich Bekannten zu behandeln, bis er mich zu einem intimen Gespräch bei Seite zog, in welchem er unter Thränen und Schluchzen mir versicherte, er könne es nicht ertragen sich von mir länger verkannt zu sehen; es sei, was mir an seinem Urtheil über mich auffällig gewesen sein dürfte, gewiss nicht einer böswilligen Intention, sondern lediglich einer Beschränktheit des Individuums Schuld zu geben, um dessen Erkenntnissgrenzen zu erweitern er ja nichts sehnlicher wünsche als von mir belehrt zu werden. Diese Erklärungen gingen unter einer so starken Explosion von Ergriffenheit vor sich, dass ich zu gar nichts anderem mich aufgelegt fühlte, als seinen Schmerz zu beruhigen, und ihm meine rückhaltlose Theilnahme an seinem ferneren Wirken zu versprechen. Wirklich hatte ich noch kurz vor meiner Abreise von Wien erfahren, dass Hanslick gegen meine Bekannten sich in ungemessenen Ausdrücken über mich und meine Liebenswürdigkeit ergehe. Diese Veränderung hatte nun, so wie auf die Sänger der Oper, namentlich auch auf jenen Hofrath *Raymond*, den Rathgeber des Oberhofmeister's, in der Weise gewirkt, dass endlich von oben herab die Durchführung des «Tristan» als eine Ehrensache für Wien angesehen werden sollte. Diess der Grund meiner jetzt erneuerten Berufung.

Zugleich meldete mir der junge *Weisheimer* von Leipzig aus, wohin er sich begeben hatte, dass er dort ein gutes Konzert zu arrangiren sich getraue, wenn ich ihn dabei mit der Aufführung meines neuen Vorspieles zu den «Meistersingern», sowie auch der «Tannhäuser»-Ouverture unterstützen wollte. Er nahm an, das Aufsehen hiervon würde so gross sein, dass er die Preise erhöhen und bei dem voraussichtlichen Absatze sämmtlicher Billete, nach einzigem Abzuge der Kosten mir wahrscheinlich eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung stellen können würde. Dazu kam, dass ich mein Herrn von Guaita gegebenes Versprechen, im Betreff einer Aufführung des «Lohengrin» in Frankfurt, trotzdem Schnorr's ihre Mitwirkung absagen mussten, nicht gut wieder zurücknehmen konnte. Die Erwägung aller dieser Anträge bildete nun in mir den Plan aus, die «Meistersinger» liegen zu lassen, und dafür durch auswärtige Unternehmungen mir so viel zu gewinnen zu suchen, dass ich von nächstem Frühjahr an das jetzt Unterbrochene an Ort und Stelle, unabhängig von Schott's Laune, wieder aufnehmen und durchführen könnte. So beschloss ich die, im Uebrigen mir zusagende, Wohnung in Biberich um jeden Preis beizubehalten. Da mich andrerseits *Minna* drängte, mein Bett, und einiges andere woran ich gewöhnt war aus meinem zurück-

behaltenen Mobiliar, der von ihr eingerichteten Wohnung in Dresden zur Vervollständigung einzufügen, — «damit ich, wenn ich sie besuche, doch alles gehörig in Ordnung fände», — wollte ich dem einmal gefassten Vorgeben, welches ihr die Trennung von mir erleichtern sollte, nicht zuwider handeln, sandte ihr das Verlangte zu, und richtete nun meine rheinische Wohnung, mit Hülfe eines Wiesbadener Möbel-Fabrikanten, welcher mir längeren Kredit gewährte, neu ein.

Ende September's begab ich mich jetzt auf acht Tage nach Frankfurt, um die Proben zu «Lohengrin» wirklich zu übernehmen. Hier bewährte sich denn einmal wieder dieselbe Erfahrung, welche ich bereits so oft an mir gemacht hatte: nach der ersten Berührung mit dem Opernpersonale war ich Willens das Unternehmen sofort aufzugeben; hiergegen trat nun durch die wahrgenommene Bestürzung und die mir zugewandte Beschwörung, doch nur auszuhalten, die Reaktion ein, welcher ich dann wieder unterlag, bis es mich endlich zu interessiren begann, zum Mindesten die Wirkung der Unverstümmeltheit, des richtigen Tempo's so wie der richtigen szenischen Anordnung, ganz für sich und mit Absehung von einem elenden Sängerpersonale, zu erfahren. Doch war wohl *Friederike Meyer* die Einzige, die eben diese Wirkung vollständig empfand; die gewöhnliche «Animirtheit» des Publikum's blieb zwar auch nicht aus, nur berichtete man mir späterhin, dass die folgenden Aufführungen, unter der Direktion des Herrn *Ignaz Lachner*, eines in Frankfurt sorgsam gepflegten vorzüglich elenden Dirigenten und Stümper's, derartig von der Höhe ihrer Wirkung zurückfielen, dass, um die Oper zu erhalten, hierzu der frühere Verhunzungs-Modus wieder angewendet werden musste.

Der Eindruck von dem Allen war auf mich um so niederschlagender, als ich selbst *Bülow*'s vergebens unter meinen Gästen hatte erwarten müssen. *Cosima* war um diese Zeit, wie ich nun erfuhr, eiligst, an mir vorüber, nach Paris gereist, um der in längeren Leiden dahinsiechenden, und nun durch einen schmerzlichsten Schlag neu betroffenen, Grossmutter für kurze Zeit hilfreich zur Seite zu sein. *Blandine* war gestorben, und zwar in Folge einer Entbindung, welche sie in St. Tropez zu überstehen gehabt hatte. Jetzt verschloss ich mich für einige Zeit, bei plötzlich eingetretener rauher Witterung, in meine Biebericher Wohnung, und gewann meinem noch sehr behutsam zu behandelnden Daumen die Fähigkeit ab, einzelne Stücke aus der fertigen Komposition der Meistersinger für den nächsten Gebrauch im Konzerte zu instrumentiren. Das Vorspiel schickte ich sogleich an *Weisheimer*, um es in Leipzig aus-

schreiben zu lassen, und setzte noch die «Versammlung der Meistersinger» mit «Pogner's Anrede» für das Orchester aus.

Endlich war ich so weit, Ende Oktober selbst meine Reise nach Leipzig anzutreten. Auf dieser Fahrt wurde ich auf eine sonderbare Weise veranlasst, nochmals auf der Wartburg einzukehren: in Eisenach, wo ich für einige Minuten ausgestiegen war, hatte sich der Bahnzug soeben in Bewegung gesetzt, als ich eilig noch einsteigen wollte; unwillkürlich lief ich dem dahineilenden Zuge, mit hastigem Zuruf an den Condukteur, nach, ohne natürlich ihn aufhalten zu können. Die Abfahrt eines Prinzen hatte eine ziemliche Volksmenge auf dem Bahnhofe versammelt, welche nun über mich in ein lautes Gelächter ausbrach; ich frug sie: das mache ihnen wohl Freude, dass mir diess begegnet sei? «Ja, das macht uns Freude», antworteten sie. Dieser Vorgang bildete bei mir das Axiom aus, dass man dem deutschen Publikum doch wenigstens durch seinen Schaden zur Freude verhelfen könne. Da erst nach fünf Stunden ein neuer Zug nach Leipzig erwartet wurde, zeigte ich durch den Telegraphen meinem Schwager *Hermann Brockhaus*, bei dem ich mich zu gastlicher Aufnahme gemeldet hatte, meine verspätete Ankunft an, liess mich von einem Menschen, der sich als Führer mir vorstellte, zu einer Einkehr auf der Wartburg bestimmen, sah dort die vom Grossherzoge getroffene theilweise Restauration derselben, auch den Saal mit den *Schwind*'schen Bildern mir an, fand mich von Allem sehr kalt berührt, und kehrte in der Restauration dieses Eisenacher Lustortes ein, wo ich verschiedene Bürgerinnen mit dem Strickstrumpfe beschäftigt antraf. Der Grossherzog von Weimar hat mir späterhin versichert, dass der «Tannhäuser» durch ganz Thüringen, bis zu den niedrigsten Bauernjungen hinab, Popularität genösse: weder der Wirth noch mein Führer schienen aber etwas davon zu wissen; doch schrieb ich mich in das Fremdenbuch mit meinem vollen Namen ein, und erzählte darin die anmuthige Begrüssung, welche mir auf dem Bahnhof zu Theil geworden. Ich habe nie erfahren, dass diess beachtet worden sei.

In Leipzig wurde ich bei später Nacht von dem ziemlich gealterten und dick gewordenen *Hermann Brockhaus* auf das Heiterste empfangen, und nach seiner Wohnung geleitet, wo ich mit *Ottilien* ihre Familie antraf, und in behaglicher Weise aufgenommen wurde. Wir hatten uns über vieles zu unterhalten, und die eigenthümliche Gutlaunigkeit meines Schwager's in der Theilnahme an solchen Gesprächen machte dieselben oft bis in die spätesten Morgenstunden hinaus für uns fesselnd. Meine Verbindung mit dem gänzlich unbekannten jungen Komponisten *Weis-*

heimer erregte einige Bedenken: in der That war sein Konzertprogramm mit einer starken Anzahl seiner eigenen Kompositionen, unter welchen sich eine soeben vollendete symphonische Dichtung «der Ritter Toggenburg» befand, angefüllt. Hätte ich den Proben hiervon in gleichmüthiger Stimmung beigewohnt, so würde ich wahrscheinlich gegen die vollständige Ausführung dieses Programm's Einspruch erhoben haben; dagegen wurden mir diese hierfür verwendeten Stunden im Konzertsaal zu den traulichsten und freundlichsten Erinnerungen meines Lebens, und zwar durch mein Wiederzusammentreffen mit *Bülow*'s. Auch *Hans* hatte sich nämlich bestimmt gefühlt, an meiner Seite Weisheimer's Début die Weihe zu geben, indem er ein neues Klavierkonzert *Liszt*'s darin zum Vortrag brachte. Hatte mich mein blosser Eintritt in den altbekannten Raum des Leipziger Gewandhaus-Saales, so wie die Begrüssung der mir so sehr entfremdeten Orchestermitglieder, denen ich mich als einen gänzlich Unbekannten erst selbst vorzustellen hatte, in unheimlicher Weise verstimmt, so fühlte ich mich plötzlich wie aller Welt entrückt, als ich *Cosima* in tiefer Trauer, sehr blass, aber freundlich mir zulächelnd, in einer Ecke des Saales gewahrte. Sie war vor Kurzem aus Paris vom Bette ihrer unheilbar darnieder liegenden Grossmutter, mit dem tiefen Schmerz über den unerklärlich plötzlichen Tod ihrer Schwester, zurückgekehrt, und erschien somit selbst mir wie aus einer anderen Welt wieder auf mich zutretend. Alles was uns erfüllte war so ernst und tief, dass nur die unbedingte Hingebung an den Genuss unseres Wiedersehens über jene Abgründe uns hinweg helfen konnte. Alle Vorgänge der Proben wurden uns zu einem sonderbar erheiternden Schattenspiel, dem wir wie lachende Kinder zusahen. *Hans*, der mit uns gleich gut aufgelegt war, — denn wir alle erschienen uns wie in einem Don Quixotischen Abenteuer begriffen — machte mich auf *Brendel* aufmerksam, welcher nicht weit von uns sass, und meine Begrüssung zu erwarten schien. Es reizte mich nun die hierdurch eingetretene Spannung zu unterhalten, indem ich mich stellte, als ob ich ihn nicht erkennte; was den armen Menschen so sehr gekränkt zu haben scheint, dass ich, in Erinnerung an mein hierbei begangenes Unrecht, bei Gelegenheit meiner späteren öffentlichen Besprechung des «Judenthums in der Musik», Brendel's Verdienste noch besonders hervorzuheben mir angelegen sein liess, gleichsam zum Sühnopfer an den nun bereits Gestorbenen. — Auch die Ankunft *Alexander Ritter*'s mit *Franziska,* meiner Nichte, trug zu unserer heiteren Laune bei; diese ward nämlich beständig unterhalten und angeregt durch die Ungeheuerlichkeit der Weisheimerischen Kompositionen;

Ritter, welcher das Gedicht meiner «Meistersinger» bereits kannte, bezeichnete eine tief melancholische, höchst unverständliche Melodie der Bässe im «Ritter Toggenburg» mit der «abgeschiedenen Vielfrass-Weis'». Vielleicht wäre uns doch aber endlich wohl die gute Laune ausgegangen, wenn sie nicht andrerseits durch den glücklichen Eindruck, welchen das schliessliche Gelingen des Vortrags des Meistersinger-Vorspiel's, so wie die neue Liszt'sche Komposition mit Bülow's herrlichem Klavierspiel hervorbrachte, in einem edlen Sinne erfrischt worden wäre. Die endliche Aufführung des Konzertes selbst bestätigte nun endlich den gespenstischen Charakter des Abenteuers, in dessen Vorgefühl wir uns bis jetzt mit so heiterem Behagen erhalten hatten. Zu dem Entsetzen Weisheimer's blieb das ganze Leipziger Publikum aus, und es schien wohl von den Führern der Abonnement-Konzerte hierzu die Weisung ertheilt gewesen zu sein. Mir ist eine solche Leere bei ähnlicher Gelegenheit noch nie vorgekommen: ausser meiner Familie, unter welcher sich meine Schwester *Ottilie* mit einer sehr exzentrischen Haube auszeichnete, waren auf einigen Bänken nur mehrere Besucher, welche von auswärts zu diesem Konzerte gekommen waren, zu bemerken. Hierunter zeichneten sich meine Weimaranischen Freunde aus: Kapellmeister *Lassen*, und Regierungsrath *Franz Müller*, so wie die nie fehlenden *Richard Pohl* und Justizrath *Gille*, waren getreulich eingetroffen. Ausserdem bemerkte ich mit unheimlichem Erstaunen den alten Hofrath *Küstner*, ehemaligen Intendanten des Berliner Hoftheater's, dessen Begrüssung und Verwunderung über die unbegreifliche Leere des Saales ich mit guter Laune dahin zu nehmen hatte. Von Leipzigern waren sonst nur spezielle Freunde meiner Familie, welche sonst nie ein Konzert besuchten, zugegen, darunter Dr *Lothar Müller*, der mir sehr ergebene Sohn des aus meiner frühesten Jugend her mir freundlich bekannten allöopathischen Arztes Dr *Moritz Müller*. In der eigentlichen Mitte des Saales befand sich nur die Braut des Konzertgebers mit ihrer Mutter; in einiger Entfernung, ihr gegenüber, nahm ich während des Verlaufes des Konzertes mit *Cosima* meinen Platz, und zwar, wie es schien, zum Aergerniss meiner aus der Ferne uns beobachtenden Familie, welche, selbst in tiefster Verstimmung, nicht begreifen konnte, dass wir uns in fast unaufhörlichem Lachen befanden. — Was das Vorspiel der «Meistersinger» betraf, so brachte dessen gelungene Ausführung auf die wenigen Freunde, welche das Publikum bildeten, eine so günstige Wirkung hervor, dass wir, selbst zur Freude des Orchesters, es sofort wiederholen mussten. Bei diesem schien überhaupt das Eis des künstlich genährten Miss-

trauen's gegen mich gebrochen zu sein; denn als ich das Konzert mit der «Tannhäuser»-Ouverture beschloss, feierte das Orchester mein verlangtes Wieder-Erscheinen mit einem gewaltigen Instrumenten-Tusch, welcher besonders meine Schwester Ottilie zu den freudigsten Gefühlen hinriss, da sie behauptete, dass diese Ehre bisher nur erst der Jenny *Lind* erwiesen worden sei. Freund Weisheimer, welcher wirklich die allgemeine Geduld in unverantwortlicher Weise ermüdet hatte, verfiel seit dieser Zeit in ein, späterhin sich ausbildendes, Missbehagen mir gegenüber: er glaubte sich sagen zu müssen, dass, wenn er meine glänzenden Orchesterwerke nicht zur Seite gehabt, und nur seine eigenen Kompositionen zu einem billigen Preise dem Publikum geboten hätte, er viel besser daran gewesen sein würde. Für jetzt hatte er, zur grossen Enttäuschung seines Vaters, die Unkosten zu tragen und dazu die sehr unnöthige Beschämung, mir keinen Gewinn bringen zu können, zu verwinden.

Mein Schwager liess sich durch diese peinlichen Eindrücke jedoch nicht davon abhalten, die zuvor zur Feier meiner erwarteten Triumphe bestellten häuslichen Festlichkeiten auszuführen. Auch Bülow's nahmen an einem Bankette Theil. Eine Abend-Gesellschaft fand statt, in welcher ich einer stattlichen Anzahl von Professoren die «Meistersinger» und zwar mit vieler Anerkennung vorlas. Hier erneuerte ich auch die Bekanntschaft mit dem, aus meiner Jugend und seinem Umgange mit meinem Onkel mir hoch interessanten, Professor *Weiss*, welcher besonders erstaunt über meine Kunst des Vorlesen's sich äusserte.

Bülow's waren jetzt leider bereits nach Berlin zurückgereist; wir hatten uns noch einmal bei grosser Kälte und unter unfreundlichen Umständen, da sie Rücksichtsbesuche zu machen hatten, auf der Strasse wiedergesehen, wo bei unserem kurzen Abschiede der allgemeine Druck, welcher uns belastete, sich mehr als die flüchtige gute Laune der letzten Tage, auszusprechen schien. Auch meine Freunde begriffen wohl, in welcher gänzlich verlassenen und widerwärtigen Lage ich mich befand: ich war wirklich so thörig gewesen von der Leipziger Konzert-Einnahme mir wenigstens das für den Augenblick Nöthigste zu versprechen. In diesem Betreff setzte es mich für das erste in Verlegenheit, meine jetzt fällige Hausmiethe in Biberich meinem Wirthe nicht pünktlich auszahlen zu können, da ich anderseits alles daran setzte mir dieses Asyl für ein neues Jahr zu erhalten, und ich es ausserdem hierbei mit einem eigensinnigen grämlichen Menschen zu thun hatte, den ich überhaupt für die Fortgewähr der Wohnung nur durch Vorausbezahlung zu gewinnen vermeinte. Da zu

gleicher Zeit auch *Minna* wieder mit ihrem Vierteljahrsgeld zu versorgen war, so kam mir eine Hülfe, welche mir jetzt der Regierungsrath *Müller* im Auftrage des Grossherzogs von Weimar zuführte, wirklich wie vom Himmel gesandt. In meiner Noth hatte ich, nachdem Schott gänzlich aufgegeben gewesen war, mich auch an jenen alten Bekannten mit der Bitte gewandt, dem Grossherzog meine Lage mitzutheilen, um diesen, etwa als Vorausbezahlung von Honoraren für meine neuen Opern, zu einer Unterstützung zu bewegen. Sehr auffallend und unerwartet kam mir auf diese Weise durch die Uebermittelung Müllers jetzt die Summe von 500 Thalern zu. Ich glaubte mir erst späterhin diese Grossmuth daraus erklären zu können, dass auch dieses freundliche Benehmen gegen mich vom Grossherzoge mit einer bestimmten Absicht auf seinen Freund *Liszt* ausgeübt worden war, da er diesen um jeden Preis wieder nach Weimar zu ziehen wünschte, und darin gewiss nicht irrte, dass er ein verpflichtendes und generöses Benehmen gegen mich als von vorzüglicher Wirkung auf unseren beiderseitigen Freund in Anschlag brachte.

So war ich denn in den Stand gesetzt, für's Nächste auf ein paar Tage nach Dresden zu gehen, um, indem ich sie von Neuem versorgte, zu gleicher Zeit *Minna* die zur Aufrechterhaltung ihrer schwierigen Lage nöthig erachtete Ehre meines Besuches zuzuwenden. — Hier geleitete mich Minna vom Bahnhof in die von ihr bezogene und eingerichtete Wohnung in der «Walpurgisstrasse», welche zu der Zeit, als ich Dresden verliess, noch gar nicht vorhanden war. Diese Wohnung hatte sie wiederum mit vielem Geschick, und jedenfalls mit der Absicht mir es darin gefallen zu machen, hergerichtet; am Eingange empfing mich ein kleiner Schwellenteppich, auf welchen sie «Salve» gestickt hatte. Unseren Pariser Salon erkannte ich sofort an den rothseidenen Gardinen und Möbeln wieder, ein stattliches Schlafzimmer für mich, sowie auf der andern Seite ein recht behagliches Arbeitszimmer, sollten mit dem Salon mir einzig zur Verfügung stehen, während sie nach dem Hof ein kleines Gemach mit Alkoven allein für sich hergerichtet. Das Arbeitszimmer schmückte jenes stattliche Bureau von Mahagoni-Holz, welches ich mir einst zu meiner Dresdner Kapellmeister-Einrichtung anfertigen liess, das seit der Dresdner Flucht aber von der Familie *Ritter* angekauft und ihrem Schwiegersohne *Kummer* übergeben worden war; für jetzt hatte es *Minna* von diesem nur ausgeliehen, indem sie mir freistellte, gegen 60 Thaler es wieder zurückzukaufen: da ich hierzu keine Lust zeigte, verfinsterte sich ihre Laune. In der Sorge der bangen Verlegenheit, in welcher sie sich befand, mit mir allein überlassen zu sein, hatte sie meine

Schwester *Clara* aus Chemnitz zum Besuche eingeladen, und theilte nun mit dieser ihre kleine Wohnung. Clara bezeigte sich hier, wie auch schon früher, ausserordentlich klug und mitleidig: wohl dauerte sie Minna, und gern mochte sie ihr über die schwere Zeit hinweg helfen, doch immer nur in der Absicht, sie in dem Glauben an die Nothwendigkeit unserer fortgesetzten Trennung zu befestigen. Die genaue Kenntniss meiner äusserst schwierigen Lage musste dazu verhelfen: die Geldsorgen waren so überwiegend, dass Minna nur die Theilnahme an diesen beizubringen war, um ihr dadurch ein Gegengewicht für ihre unruhigen Vorstellungen zu verschaffen. Im Uebrigen gelang es mir alle Auseinandersetzungen mit ihr fern zu halten, was auch dadurch möglich ward, dass wir meistens die Zeit in Gesellschaft Anderer zubrachten, wozu das Wiedersehen in der Familie des *Fritz Brockhaus* mit dessen verheiratheter Tochter *Klara Kessinger,* sowie *Pusinelli*'s, des alten *Heyne,* und endlich der beiden *Schnorr*'s, hauptsächlich Veranlassung gab. — Die Vormittage brachte ich mit Besuchen zu, für welche ich, als ich zu dem Minister *Bär,* meiner Dankesaufwartung für die Amnestie wegen, mich aufmachte, nun zum ersten Mal wieder die Strassen Dresden's durchschritt, welche zunächst den Eindruck einer grossen Langweiligkeit und Leere auf mich machten, da ich sie zuletzt in dem phantastischen Zustand mit Barrikaden bedeckt gesehen hatte, wo sie sich so ungemein interessant ausgenommen hatten. Keinen der auf dem Wege mir begegnenden Menschen kannte ich; auch ich schien selbst von dem Handschuhhändler, bei dem ich sonst immer meinen Bedarf bezogen und dessen Laden ich jetzt wieder aufzusuchen hatte, nicht erkannt zu werden, bis mir, eben dorthin, ein älterer Mann in höchster Aufregung und mit Thränen in den Augen, von der Strasse her nachstürzte: es war der nun gealterte Kammermusikus *Karl Kummer,* der genialste Hoboebläser, dem ich jemals begegnet bin, und den ich um dieser Eigenschaft wegen fast zärtlich in mein Herz geschlossen hatte. Freudig umarmten wir uns, ich frug, ob er noch immer so schön sein Instrument blase, worauf er mir aber erklärte, dass ihm die Hoboe, seitdem ich fort sei, keine rechte Freude mehr habe machen wollen: er habe sich seit längerer Zeit pensioniren lassen. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, dass meine alte Kapellmusikergarde, auch der lange Contrabassist *Dietz,* gestorben oder pensionirt sei, unser Intendant *von Lüttichau,* Kapellmeister *Reissiger* todt, *Lipinsky* seit lange schon nach Polen zurückgekehrt, Conzertmeister *Schubert* dienstunfähig; so dass mir alles neu und grau vorkam. Minister *Bär* äusserte mir seine immer noch bestehenden grossen Bedenken gegen meine Amnestirung,

welche er allerdings selbst zu unterzeichnen gewagt habe, worüber er aber immer noch in der Sorge sich befinde, ich könnte bei meiner grossen Beliebtheit als Opernkomponist es leicht zu verdriesslichen Demonstrationen bringen, in welchem Betreff ich ihn zunächst dadurch beruhigte, dass ich ihm versprach mich nur wenige Tage hier aufzuhalten und das Theater unbesucht zu lassen: mit einem tiefen Seufzer und einem schweren Blick auf mich, entliess er mich. — Sehr ungleich war dagegen mein Empfang von Seiten des *Herrn von Beust*: mit lächelnder Eleganz unterhielt er sich mit mir davon, dass ich denn doch wohl nicht so unschuldig sein möchte, als ich mir dessen jetzt bewusst schien; er machte mich auf einen Brief von mir aufmerksam, der zu jener Zeit in *Röckel*'s Tasche gefunden worden sei: diess war mir neu, und gern gab ich zu verstehen, dass ich die mir ertheilte Amnestie als eine Verzeihung begangener Unvorsichtigkeiten zu betrachten mich gedrungen fühlte. Unter den heitersten Freundschaftsbezeigungen trennten wir uns.

Noch feierten wir einen Gesellschafts-Abend in dem Salon *Minna*'s, wo ich abermals den damit noch Unbekannten die «Meistersinger» vorlas. Nachdem ich Minna für längere Zeit wieder mit Geld versorgt hatte, begleitete sie mich am vierten Tage wieder zum Bahnhofe, wo sie mit den bangsten Vorgefühlen, mich wohl nie wieder zu sehen, einen sehr beklemmenden Abschied von mir nahm.

In Leipzig kehrte ich für einen Tag noch in einem Gasthof ein, wo ich *Alexander Ritter* abermals antraf und mit ihm einen gemüthlichen Abend bei Punsch zubrachte. Was mir diesen kurzen Aufenthalt eingab, war, dass man mir versichert hatte, wenn ich für mich allein ein Konzert geben wollte, würde dieses ausserordentlich sein: aus Rücksicht auf eine mir nöthige Geldeinnahme, hatte ich auch diese Nachweisung in Betracht gezogen, fand nun aber, dass das Unternehmen in keiner Weise gesichert sei, und kehrte jetzt eiligst nach *Biberich* zurück, wo ich meine Wohnungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen hatte. Hier fand ich, zu meinem grossen Aerger, meinen Hauswirth in immer schwierigerer Laune; er schien mir nicht vergessen zu können, dass ich ihn wegen der Behandlung seines Hundes getadelt, sowie auch mein Dienstmädchen, um eines Verhältnisses mit einem Schneider wegen, gegen ihn in Schutz genommen hatte. Trotz Zahlung und Versprechung blieb er grämlich und behauptete, um seiner Gesundheit willen im nächsten Frühjahr die von mir innegehabte Wohnung selbst beziehen zu müssen. Während ich ihn durch Vorausbezahlung nöthigte, wenigstens bis zu Ostern meinen Hausrath, wie er stehe, unberührt zu erhalten, machte

ich mich, unter Anleitung des Herrn Dr. *Schüler* und der *Mathilde Maier*, nochmals in die Orte des Rheingau's auf, um eine mir passende Wohnung für nächstes Jahr auszusuchen. Diess gelang zwar, der Kürze der Zeit wegen, nicht, meine Freunde versprachen aber sich unablässig nach dem Gewünschten umsehen zu wollen. —

In Mainz traf ich auch nochmals mit *Friederike Meyer* zusammen. Ihre Verhältnisse in Frankfurt schienen immer schwieriger geworden zu sein; sie gab mir sehr Recht, als sie erfuhr, dass ich den Regisseur des Herrn von *Guaita*, welchen er mir vor einiger Zeit mit dem Auftrage, mir 15 Louisd'or für die Direktion des «Lohengrin» auszuzahlen, nach Biberich gesandt, abgewiesen hatte; sie selbst habe mit jenem Herrn vollkommen gebrochen, ihre Entlassung durchgesetzt, und stehe nun im Begriff ein ihr zugesagtes Gastspiel am Burgtheater anzutreten. Durch diese Handlungsweise und ihren Entschluss gewann sie von Neuem meine Theilnahme, da ich sie als eine kräftige Widerlegung der ihr widerfahrenen Verleumdungen zu betrachten hatte. Da auch ich im Begriff war nach Wien abzureisen, freute sie sich einen Theil des Weges mit mir zurücklegen zu können, weil sie sich in Nürnberg einen Tag aufzuhalten gedenke, wo ich sie dann zur weiteren Fahrt antreffen würde. Diess geschah so; und wir trafen zusammen in Wien ein, wo meine Freundin im Hôtel «Munsch», ich dagegen in der mir bereits heimischen «Kaiserin Elisabeth» abstieg. Diess war am 15. November. Ich suchte sofort den Kapellmeister *Esser* auf, und erfuhr von ihm, dass wirklich eifrig am «Tristan» studirt würde; dagegen gerieth ich, durch mein leicht misszuverstehendes Verhältniss zu ihrer Schwester Friederike, mit Frau *Dustmann* alsbald in sehr unangenehme Zerwürfnisse. Dieser war die Lage der Dinge durchaus nicht klar zu machen, da sie ihre Schwester als in einem Verhältnisse stehend, von ihrer Familie geächtet, und demnach ihre Uebersiedelung nach Wien als für sie kompromittirend betrachtete. Hierzu kam nun, dass Friederike's eigener Zustand mir bald die allerhöchsten Beschwerden verursachte. Sie hatte für das Burgtheater ein dreimaliges Gastspiel abgeschlossen, ohne zu beachten, wie wenig sie gerade jetzt zu einer glücklichen Erscheinung auf dem Theater, namentlich vor dem Wiener Publikum, geeignet war; die überstandene grosse Krankheit, von welcher sie nur unter den aufregendsten Umständen genesen war, hatte sie besonders durch grosse Magerkeit sehr entstellt; so war ihr auch der Kopf fast ganz kahl geworden, wobei sie aber grosse Abneigung gegen den Gebrauch einer Perrücke festhielt. Die Feindseligkeiten ihrer Schwester hatten ihr das Personal des Burg-

theaters entfremdet, und in Folge alles dessen, so wie auch wegen einer ihr nicht zusagenden Rollenwahl, misslang ihr Auftreten, und von ihrer Anstellung an dieser Bühne konnte keine Rede sein. Bei zunehmender Schwäche und steter Schlaflosigkeit, suchte sie dennoch die Schwierigkeit ihrer Lage voll grossherziger Scham mir immer zu verbergen. In einem etwas wohlfeileren Gasthof, zur «Stadt Frankfurt», wollte sie zunächst, da sie im Betreff der Geldmittel nicht in Verlegenheit zu sein schien, den Erfolg einer möglichsten Schonung ihrer Nerven abwarten: auf meinen Wunsch berief sie *Standhartner*, welcher ihr nicht viel zu helfen zu wissen schien. Da gegenwärtig, Ende November und Anfangs Dezember, das Klima äusserst rauh geworden, Bewegung in freier Luft ihr aber sehr empfohlen war, gerieth ich auf den Gedanken, ihr einen längeren Aufenthalt in Venedig anzuempfehlen. Auch hierfür schienen ihr die Mittel nicht abzugehen: sie befolgte meinen Rath, und an einem eisig kalten Morgen begleitete ich sie nach dem Bahnhof, auf welchem ich sie mit einer treuen Kammerjungfer, welche sie begleitet hatte, für jetzt einem verhofften freundlicheren Schicksale überliess. Ich hatte die Genugthuung bald tröstlichere Nachrichten von ihr, namentlich über ihr Befinden, aus Venedig zu erhalten. —

Während mich diese Beziehungen einerseits in schwierige Sorgen verwickelten, war ich mit meinen älteren Wiener Bekannten in fortgesetztem Verkehr geblieben. Hier hatte sich sogleich Anfangs ein sonderbarer Vorfall ereignet. Ich hatte der Familie *Standhartner*, wie diess jetzt überall geschehen war, meine «Meistersinger» vorzulesen: da Herr *Hanslick* jetzt als mir befreundet galt, glaubte man gut zu thun, auch diesen dazu einzuladen; hier bemerkten wir im Verlaufe der Vorlesung, dass der gefährliche Rezensent immer verstimmter und blässer wurde, und auffallend war es, dass er nach dem Beschlusse derselben zu keinem längeren Verweilen zu bewegen war, sondern alsbald, in einem unverkennbar gereizten Tone, Abschied nahm. Meine Freunde wurden darüber einig, dass Hanslick diese ganze Dichtung als ein gegen ihn gerichtetes Pasquill ansähe, und unsere Einladung zur Vorlesung derselben von ihm als Beleidigung empfunden worden war. Wirklich veränderte sich seit diesem Abend das Verhalten des Rezensenten gegen mich sehr auffällig, und schlug zu einer verschärften Feindschaft aus, davon wir die Folgen alsbald zu ersehen hatten.

Cornelius und *Tausig* hatten sich wieder bei mir eingefunden. Beiden hatte ich zunächst meine wirkliche Verstimmung wegen ihres Benehmens im vorangegangenen Sommer nachzutragen: als ich damals

die Aussicht hatte *Bülow*'s und *Schnorr*'s bei mir in Biberich zu vereinigen, bestimmte mich meine herzliche Theilnahme für diese beiden jüngeren Freunde, sie ebenfalls zu mir einzuladen. Wirklich erhielt ich auch sofort die Zusage des Cornelius, war aber desto mehr erstaunt, eines Tages von diesem ein Schreiben aus Genf zu erhalten, wohin ihn Tausig, der plötzlich über Fonds zu disponiren schien, zu einer, jedenfalls bedeutenderen und angenehmeren, Sommerpartie mit sich gezogen hatte. Ohne der geringsten Erwähnung eines Bedauerns, diesen Sommer nicht mit mir zusammen zu treffen, wurde mir nur gemeldet, dass man soeben jubelnd eine «herrliche Cigarre auf meine Gesundheit geraucht» habe. Als ich beide jetzt wieder in Wien antraf, blieb es mir unmöglich, ihnen das Kränkende ihres Benehmens nicht zu Gemüthe zu führen, wogegen sie nicht zu begreifen schienen, was ich darwider haben könnte, dass sie die schöne Reise nach der französischen Schweiz meinem Besuch in Biberich vorgezogen hatten. Ich galt ihnen offenbar für einen Tyrannen. *Tausig* wurde mir noch ausserdem durch sein sonderbares Benehmen in meinem Gasthofe verdächtig. Wie ich erfuhr, nahm er seine Mahlzeiten gewöhnlich dort in der unteren Restauration, und stieg sodann, mit Uebergehung meiner Etage, in den vierten Stock zu anhaltenden Besuchen bei einer Gräfin *Krockow*. Als ich ihn hierüber befrug und erfuhr, dass jene Dame auch mit *Cosima* näher befreundet sei, äusserte ich meine Verwunderung darüber, dass er mich nicht ebenfalls mit der Dame bekannt mache; mit sonderbar undeutlichen Ausdrücken wich er meiner Zumuthung fortgesetzt aus; als ich ihn mit der Annahme eines Liebesverhältnisses necken zu dürfen glaubte, sagte er, davon könne gar nicht die Rede sein, da jene Dame bereits alt sei. So liess ich ihn denn gewähren, nur hatte meine Verwunderung über das sonderbare Benehmen Tausigs noch zuzunehmen, als ich in späteren Jahren die Gräfin Krockow endlich näher kennen lernte, von ihrem ernsten Antheil an mir mich überzeugte, und erfuhr, dass sie bereits damals nichts mehr gewünscht, als auch mich kennen zu lernen, wozu Veranlassung zu verschaffen Tausig sich jedoch immer geweigert hätte, und zwar unter dem Vorgeben, ich mache mir nichts aus Umgang mit Frauen.

Endlich geriethen wir dennoch wieder in einen belebten, freundschaftlichen Verkehr, als ich jetzt ernstlich an die Ausführung meiner Absicht ging, in Wien Konzerte zu geben. Während ich es dem, sehr ernstlich hierfür besorgten, Kapellmeister *Esser* überliess in, wie es schien, fleissig fortgesetzten Klavierproben die Hauptpartien des «Tristan» musikalisch einzustudiren, blieb mein Misstrauen gegen das wirkliche

Gelingen der Studien, und zwar weniger aus Zweifel an der Befähigung als an dem guten Willen des Personales, ungebrochen bestehen. Namentlich verleidete mir das absurde Benehmen der Frau *Dustmann* meine häufigere Anwesenheit bei den Proben. Dagegen verhoffte ich mir nun, durch eine Vorführung von Bruchstücken aus meinen in Wien noch unbekannten Werken, schon um desswillen eine günstige Wirkung, weil ich dadurch meinen heimlichen Gegnern zu zeigen vermochte, dass mir auch noch andere Wege, mit meiner neueren Musik vor das Publikum zu gelangen, offen stünden, als der durch sie mir so leicht zu vertretende der Theateraufführungen. Für alles Praktische der Ausführung ward jetzt Tausig von vorzüglicher Hülfe. Wir kamen überein, das Theater an der Wien für drei Abende zu miethen, um das Ende Dezember zu gebende Konzert nach je acht Tagen daselbst zu wiederholen. Für das Erste galt es nun die Orchesterstimmen der Stücke auszuschreiben, welche ich aus meinen Partituren für dieses Konzert herausschnitt: es waren diess zwei Bruchstücke aus dem «Rheingold», ebenso zwei aus der «Walküre» und den «Meistersingern», wogegen ich das Vorspiel zu «Tristan», um nicht mit der immer noch angekündigten Aufführung des ganzen Werkes im Operntheater zusammenzutreffen, jetzt noch zurückhielt. Mit einigen Hülfsschreibern machten sich jetzt *Cornelius* und *Tausig* an die Arbeit, welche, der nöthigen musikalischen Korrektheit wegen, nur von vertrauten Partiturlesern auszuführen war. Zu ihnen hatte sich auch *Weisheimer* gesellt, welcher, um schliesslich dem Konzert beiwohnen zu können, in Wien eingetroffen war. Nun meldete mir Tausig auch *Brahms* an, den er mir als einen «sehr guten Burschen» empfahl, welcher, so berühmt er auch selbst schon sei, gern einen Theil ihrer Arbeit übernehmen wollte: dieser erhielt ein Bruchstück der «Meistersinger» zugetheilt. Wirklich benahm sich auch Brahms bescheiden und gutartig; nur zeigte er wenig Leben, so dass er in unseren Zusammenkünften oft kaum bemerkt wurde. Mit dem aus älterer Zeit her mir bekannten *Friedrich Uhl*, welcher jetzt mit *Julius Fröbel*, unter *Schmerling*'s Auspizien, ein politisches Journal «der Botschafter» herausgab, traf ich jetzt ebenfalls wieder zusammen. Er stellte mir sein Journal zur Verfügung, und veranlasste mich, in seinem Feuilleton den ersten Akt der Dichtung der «Meistersinger» mitzutheilen: meine Freunde wollten bemerken, das *Hanslick* immer giftiger würde.

Während ich und meine Genossen übermässig mit den Vorbereitungen des Konzertes beschäftigt waren, trat eines Tages auch ein, in Paris durch *Bülow* mir als lächerlicher Mensch bereits vorgestellter, *Herr*

Moritz zu uns, und brachte es durch ungeschicktes, aufdringliches Benehmen und alberne, jedenfalls erfundene Berichte von Aufträgen Bülow's an mich, dahin, dass ich, durch Tausig's kecken Unwillen dazu hingerissen, dem sehr unberufenen Störer mit grosser Heftigkeit die Thüre wies. Hierüber berichtete er an *Cosima* in einer für Bülow so kränkenden Weise, dass diese sich wiederum veranlasst fand, ihre höchste Indignation über mein so rücksichtsloses Benehmen gegen meine bewährtesten Freunde schriftlich mir zukommen zu lassen. Ich war wirklich so erstaunt und tief niedergeschlagen über dieses so unerklärlich wunderliche Begebniss, dass ich sprachlos Tausig den Brief Cosima's übergab, und ihn einzig frug, was nun wieder gegen solchen Unsinn anzufangen sei: er übernahm es sogleich, Cosima den Vorfall im rechten Lichte zu zeigen, und das Missverständniss zu lösen; ich hatte die Freude, bald hiervon den gewünschten guten Erfolg zu erfahren.

Jetzt gelangten wir zu den Proben für das Konzert; mit den mir benöthigten Sängern versah mich die Hofoper, um die Bruchstücke aus «Rheingold», der «Walküre» und «Siegfried» (*Schmiede-Lieder*), so wie *Pogner*'s Anrede aus den «Meistersingern» ausführen lassen zu können. Nur für die drei «Rheintöchter» hatte ich mich mit Dilettanten zu versorgen. Sehr behülflich auch hierfür, so wie sonst in jeder Angelegenheit, war mir der Konzertmeister *Hellmesberger,* welcher unter allen Umständen durch gute Leistungen und enthusiastische Bezeigungen den Musikern voran ging. Nach den betäubenden Vorproben in einem kleinen Musikzimmer des Opernhauses, welche *Cornelius* durch das hier entstehende grosse Geräusch in Perplexität setzten, gelangten wir auf die Bühne des Theater's «an der Wien» selbst, wo ich, neben der theueren Lokal-Miethe, auch die Kosten für den nöthigen Orchesterbau zu erstatten hatte. Der von lauter Theater-Coulissen umgebene Raum blieb dennoch der Akustik ausserordentlich ungünstig; eine Schallwand und Ueberdeckung für meine Rechnung herrichten zu lassen schien mir aber zu viel gewagt. Die erste Aufführung am 26. Dezember ergab mir, trotz des starken Besuches derselben, dennoch nichts als übergrosse Unkosten und den grossen Kummer, welchen mir die schlechte Wirkung des Orchester's in Folge der üblen Akustik verursachte. Trotz schlechter Aussichten beschloss ich, zur Hebung der Wirkung der beiden nachfolgenden Konzerte, noch die Kosten der Herstellung eines Schallgehäuses zu übernehmen. Hierbei schmeichelte ich mir auf den Erfolg anderseitiger Bemühungen um Erweckung von Theilnahme in höchsten Kreisen rechnen zu können. Mein Freund Fürst *Liechtenstein* hatte

diess nicht für unmöglich gehalten: er glaubte den Weg zu einer Anregung für den kaiserlichen Hof durch die Palast-Dame, Gräfin *Zamoïska,* versuchen zu dürfen; zu dieser Dame geleitete er mich eines Tages durch unzählige Gänge der kaiserlichen Burg. Wie es mir späterhin deutlich wurde, hatte auch hier Frau *Kalergis* empfehlend gearbeitet; nur die junge Kaiserin schien sie aber für mich gewonnen zu haben, denn diese ganz allein, ohne jede Begleitung, wohnte der Aufführung bei. Jede Art von Enttäuschung erlitt ich jedoch bei dem zweiten Konzerte, welches ich allerdings allen Warnungen zum Trotz auf den ersten Neujahrstag 1863 angesetzt hatte: der Saal war ausserordentlich schwach besetzt, und ich hatte einzig die Genugthuung, das Orchester durch die akustische Verbesserung des Raumes zu vortrefflicher Wirkung gebracht zu wissen. So war denn auch diessmal der Eindruck der aufgeführten Stücke so günstig, dass ich das am 8. Januar gegebene dritte Konzert wiederum vor sehr gefülltem Hause stattfinden lassen konnte. Ich erlebte hierbei ein schönes Zeugniss für die grosse Begabung des Wiener Publikum's im Betreff der Musik: das keineswegs aufregende Vorspiel zu der Anrede «Pogner's» an die Meistersinger musste, trotzdem der Sänger sich zu seinem Vortrage bereits erhoben hatte, auf stürmischen Zuruf wiederholt werden. Hierbei traf mein Blick in einer der Logen auf ein für meine Lage tröstliches Anzeichen: ich erkannte Frau *Kalergis,* welche soeben angekommen war, um für einige Zeit in Wien zu verweilen, wie es mich dünkte, nicht ohne die Nebenabsicht auch hier mir wiederum behülflich zu sein. Auch mit *Standhartner* befreundet, setzte sie sich sofort mit diesem in Berathung darüber, wie mir in der kritischen Lage, in welche ich wiederum durch die Unkosten von Konzert-Aufführungen gerathen war, zu helfen sei. Sie selbst hatte unserem Freunde bekannt, über gar keine Mittel verfügen zu können und besondere Ausgaben, nur durch Schuldenmachen bestreiten zu können. So sollten denn wohlhabendere Gönner geworben werden. Unter diesen zeichnete man zunächst Frau Baronin von *Stockhausen,* die Frau des Hannöverschen Gesandten, aus: als sehr innige Freundin Standhartner's verfuhr diese auch gegen mich mit warmer Theilnahme, indem sie auch Lady *Bloomfield,* mit deren Gatten, dem englischen Gesandten, für mich gewann. Bei diesem gab es eine Soirée, sowie bei Frau von Stockhausen es zu mehreren Abend-Gesellschaften kam. Eines Tages überbrachte mir Standhartner, als von unbekannter Hand ihm zugestellt, 500 Gulden als Beitrag zur Deckung meiner Unkosten. Frau Kalergis hatte dagegen sich 1000 Gulden zu verschaffen gewusst, welche mir nun ebenfalls durch Standhartner

für weitere Bedürfnisse zur Verfügung gestellt wurden. In ihren Bemühungen, den Hof für mich zu interessiren, war sie jedoch, trotz ihrer nahen Befreundung mit Gräfin *Zamoïska,* gänzlich erfolglos geblieben, da schliesslich ein Mitglied der überall zu meinem Unglück auftauchenden sächsischen Familie *Könneritz,* als damaliger Gesandter, sich eingefunden, und namentlich bei der alles beinflussenden Erzherzogin *Sophie* jede Regung zu meinen Gunsten dadurch zu unterdrücken gewusst hatte, dass er behauptete, ich habe zu seiner Zeit das Schloss des Königs von Sachsen abgebrannt. —

Unverdrossen suchte aber meine Gönnerin, nach jeder Seite meiner Bedürfnisse hin, mir behülflich zu sein. Um meinem grössesten Wunsche, für einige Zeit in eine ruhige Wohnung untergebracht zu sein, zu genügen, war sie darauf verfallen, die Wohnung des englischen Gesandtschafts-Attachés, des Sohnes des berühmten *Lytton Bulwer,* mir zu verschaffen, da dieser abberufen war, jedoch für längere Zeit noch seinen Haushalt zu seiner Verfügung behielt. Ich wurde mit dem jugendlichen, sehr liebenswürdigen Menschen durch sie bekannt gemacht; gemeinschaftlich mit Cornelius und Frau Kalergis, speiste ich eines Abends bei ihm, wohernach ich schliesslich mich an die Vorlesung der «Götterdämmerung» machte, ohne jedoch, wie es schien, mir dadurch eine aufmerksame Zuhörerschaft zu gewinnen; da ich diess bemerkte, brach ich ab, und zog mich mit Cornelius zurück. Es war uns auf dem Heimwege sehr kalt; auch Bulwer's Zimmer kamen uns ungenügend geheizt vor: wir flüchteten uns in eine Restauration um uns dort durch ein Glas Punsch zu erwärmen, welcher Vorgang mir in Erinnerung geblieben ist, weil ich hier zum ersten Male an Cornelius eine ganz unbändige exzentrische Laune kennen lernte. Während wir uns so gehen liessen, benutzte, wie es mir wohl zum Bewusstsein kam, Frau Kalergis ihre Macht als bedeutende und unabweisbare weibliche Fürsprecherin, um Bulwer ein möglichst entscheidendes Interesse für mich einzuflössen. So viel gelangte hiervon an mich, dass dieser seine Wohnung für $^{3}/_{4}$ Jahre mir unbedingt zu Gebote stellte. Nur wusste ich bei näherer Ueberlegung nicht recht, welchen Vortheil ich hieraus ziehen sollte, da ich andrerseits in Wien keine Aussicht auf Einnahmen zu meinem Lebensunterhalt auffinden konnte.

Hiergegen wirkte auf meine Entschlüsse entscheidend die Einladung, welche mir aus Petersburg zukam, daselbst im Monat März zwei Konzerte der philharmonischen Gesellschaft, für ein Honorar von 2000 Silberrubel, zu dirigiren. Frau *Kalergis,* deren Bemühung um mich ich auch hierin zu erkennen hatte, rieth mir eindringlich zur Annahme

dieser Aufforderung, wobei sie mir, für die Vergrösserung meiner Einnahme, ein selbständig zu gebendes Konzert, mit jedenfalls sehr bedeutendem materiellen Erfolge, in Aussicht stellte. Was mich von der Annahme dieser Einladung hätte abhalten können, würde nur die Gewissheit gewesen sein, im Laufe der nächsten Monate in Wien den «Tristan» zur Aufführung zu bringen; neue Erkrankungen des Tenoristen *Ander* hatten jedoch die Vorbereitungen dazu wieder in das Stocken gebracht; wie mir denn überhaupt jedes Vertrauen auf jene Zusicherung, die mich wieder nach Wien verwiesen hatte, verloren gegangen war. Hierzu hatte schon alsbald nach meiner diessmaligen Ankunft das Ergebniss meines Besuches bei dem Minister *Schmerling* beigetragen. Dieser war sehr überrascht, als ich mich bei ihm auf eine Empfehlung des Fürsten *Metternich* berief; denn dieser hatte, der Versicherung des Minister's gemäss, kein Wort von mir zu ihm gesprochen. Sehr galant erklärte er mir jedoch, dass ich auch einer solchen Empfehlung gar nicht bedürfe, um ihn genügend für einen Mann von meinem Verdienste zu interessiren. Als ich ihm nun die, in dem Entgegenkommen des Fürsten Metternich in meinem Betreff enthaltenen Gedanken über eine besondere Stellung, welche mir der Kaiser in Wien verleihen sollte, mittheilte, beeilte er sich dagegen, mir seine vollständigste Einflusslosigkeit auf irgend einen Entschluss des Kaiser's zur Kenntniss zu bringen. Um mir das Benehmen des Fürsten Metternich selbst klar zu machen, war diess Bekenntniss des Herrn von Schmerling recht dienlich, und nahm ich an, dass Jener eine Aktion auf den Oberstkämmerer zu Gunsten einer ernstlichen Wiederaufnahme des «*Tristan*» erfolglosen Bemühungen beim Minister vorgezogen hatte.

Da, wie gesagt, aber auch diese Aussicht sich wieder in die Ferne verschob, sagte ich jetzt für Petersburg zu, suchte mich jedoch zuvor noch mit dem nöthigen Gelde zu versehen, wozu mir ein von *Heinrich Porges* in Prag für mich vorbereitetes Konzert behülflich sein sollte. Demnach reiste ich Anfangs Februar nach Prag, und gewann dort allen Grund, meiner Aufnahme mich zu erfreuen. Der junge Porges, ein entschiedener Parteigänger für Liszt und mich, gefiel mir, sowohl persönlich als durch seinen mir bewiesenen Eifer, sehr gut. Das Konzert, in welchem ausser einer Beethoven'schen Symphonie, Bruchstücke meiner neueren Werke zur Aufführung kamen, fand mit günstigem Erfolge im Saale der Sophieninsel statt. Als am folgenden Tage Porges, noch mit Vorbehalt kleinerer Nachzahlungen, mir eintausend Gulden zustellte, erklärte ich laut lachend, dass diess das erste Geld sei, welches ich durch eine persönliche

Leistung mir verdient hätte. Ausserdem machte er mich mit einigen sehr ergebenen und gebildeten jungen Leuten von der Deutschen wie der Czechischen Partei, unter welchen ein Lehrer der Mathematik *Lieblein*, und ein Schriftsteller *Musiol*, in recht befriedigender Weise bekannt. Rührend war es für mich die aus meiner frühesten Jugend her mir bekannte *Marie Löwe*, welche vom Gesang jetzt gänzlich zur Harfe übergegangen war, für diess letztere Instrument im Orchester angestellt und bei meinen Konzerten mitwirkend, nach so langen Jahren wieder anzutreffen. Bereits nach einer ersten Aufführung des «Tannhäuser» in Prag hatte sie mir mit grossem Enthusiasmus hierüber berichtet; dieser verstärkte sich jetzt nur noch und blieb mir lange Jahre hindurch mit rührender Aufmerksamkeit zugewandt. So, recht befriedigt und neu erwachter Hoffnung voll, eilte ich für jetzt noch ein Mal nach Wien zurück, um die Angelegenheit des «Tristan» zu einer möglichst festen Abmachung zu bringen. Eine in meiner Anwesenheit wiederum ermöglichte Klavier-Probe der beiden ersten Akte versetzte mich in wahre Verwunderung über die recht erträgliche Leistung des Tenoristen, während ich Frau *Dustmann* meine vollste Anerkennung ihrer vortrefflichen Durchführung der schwierigen Gesangspartie nicht zurückhalten konnte. So wurde es denn festgesetzt, dass mein Werk etwa nach Ostern zur Aufführung kommen sollte, was mit der Berechnung meiner Rückkehr aus Russland sehr wohl in Uebereinstimmung war.

Die Hoffnung auf die dort mir zu gewinnenden grösseren Einnahmen bestimmte mich nun, meinen Plan einer völligen Ansiedelung in dem stillen Biberich wieder aufzunehmen. Da mir für meine Reise nach Russland noch Zeit übrig blieb, begab ich mich auch jetzt an den Rhein zurück, um dort so schnell wie möglich alles in Ordnung zu bringen. Nochmals stieg ich in der Frickhöfer'schen Wohnung ab, durchsuchte in Begleitung *Mathilde Maier*'s und ihrer Freundin *Luise Wagner* nochmals den Rheingau nach der gewünschten Wohnung; da aber auch diess erfolglos blieb, machte ich mich sogar an Unterhandlungen mit *Frickhöfer* wegen des Baues eines kleinen Häuschen's für mich auf einem in der Nähe seiner Villa zu erwerbenden Grundstücke. Jener Herr *Schüler*, den ich durch den jungen *Städel* kennen gelernt hatte, sollte als Rechts- und Geschäftskundiger die Angelegenheit in die Hand nehmen; ein Kostenanschlag ward berechnet, und es sollte nun auf die Höhe meiner russischen Einnahmen ankommen, ob das Unternehmen im Frühjahr seine Ausführung finden werde. Da ich jedenfalls mit Ostern die Wohnung im Frickhöfer'schen Hause zu verlassen hatte, liess ich bereits meinen

ganzen Hausrath aus derselben entfernen und verpackt dem Möbelhändler in Wiesbaden zustellen, welchem ich noch den grössten Theil der Zahlung für die mir gelieferte Einrichtung schuldete.

So reiste ich in hoffnungsvoller Stimmung zunächst nach Berlin, wo ich mich sofort in *Bülow*'s Wohnung meldete. *Cosima*, welche in kürzester Zeit einer Entbindung entgegensah, liess sich, erfreut mich wieder zu sehen, durch nichts abhalten, mich zunächst in die Musikschule zu geleiten, in welcher wir Hans aufzusuchen hatten. Ich trat dort in einen länglichen Saal ein, an dessen Ende Bülow so eben eine Klavierstunde ertheilte; da ich längere Zeit stumm an der Thüre verweilte, fuhr er in höchstem Aerger auf den störenden Eindringling los, um nun in ein um so freudigeres Lachen auszubrechen, als er mich erkannte. Unser gemeinschaftliches Mittagsmahl ward beredet, und mit Cosima allein verfügte ich mich auf eine vortrefflich gelaunte Spazierfahrt in einem schönen Wagen des Hôtel de Russie, über dessen Auspolsterung mit grauem Atlas wir unaufhörlich uns freuten. Bülow hatte Sorge gehabt, mir seine Frau in gesegnetem Zustande vorzustellen, da ich ihm ein Mal mit Beziehung auf eine andere Frau unserer Bekanntschaft meine damals empfundene Abneigung davon zu erkennen gegeben hatte. Es verursachte uns gute Laune ihn in dem jetzigen Falle vollkommen beruhigen zu können, da an Cosima gar nichts mich zu stören im Stande wäre. So wurde ich von den, meine Hoffnung theilenden und über die Wendung meines Schicksales herzlich erfreuten, Freunden auf dem Königsberger Bahnhof zur weiten Reise in die Nacht entlassen.

In Königsberg hatte ich einen halben Tag und eine Nacht zuzubringen, welche ich, von einer Wiederaufsuchung der für mich einst so verhängnissvollen Lokalitäten dieses Ortes keineswegs angezogen, still in einem Zimmer eines Gasthofes, um dessen Lage ich mich nicht ein Mal bekümmerte, verbrachte, um mit frühem Morgen meine Reise an die russische Grenze fortzusetzen. In einer gewissen Befangenheit wegen meiner ehemaligen gesetzwidrigen Ueberschreitung dieser Grenze, betrachtete ich mir während meiner langen Fahrt die Physiognomie der Mitreisenden genau. Unter diesen fiel mir ein liefländischer Edelmann deutscher Herkunft besonders dadurch auf, dass er im härtesten deutschen Junker-Tone sein Missbehagen an der Emanzipation der Bauern durch den russischen Kaiser aussprach: es ward mir hieran deutlich, dass etwaige Freiheitsbestrebungen der Russen durch unseren, unter ihnen ansässigen deutschen Adel keine grossen Förderungen erhalten möchten. Sehr erschreckte es mich, bei immer weiterer An-

näherung an Petersburg, den Zug plötzlich angehalten und von Gensdarmerie untersucht zu sehen. Es galt, wie man mir sagte, einigen der Theilnahme an dem in Ausbruch begriffenen, neuesten polnischen Aufstande Verdächtigen. Nicht weit von der Hauptstadt selbst füllten sich aber die leeren Sitze des Waggons mit mehreren Leuten, deren hohe russische Pelzmützen mir um so mehr Verdacht erregten, als ich auf das Aufmerksamste von den Trägern derselben fixiert wurde. Plötzlich aber verklärte sich das Gesicht des Einen, welcher sich ganz begeistert mir zuwandte, und mich als denjenigen begrüsste, dem er mit mehreren andern Musikern des k. Orchester's zur Einholung entgegen gefahren sei. Es waren lauter Deutsche, welche mich nun nach der Ankunft im Petersburger Bahnhofe zahlreichen anderen Abgeordneten des Orchester's, mit dem Comité der philharmonischen Gesellschaft an der Spitze, jubelnd zuführten. Man hatte mir eine deutsche «Pension» in einem an der Newsky Perspektive gelegenen Hause als geeignetes Unterkommen empfohlen. Sehr zuvorkommend ward ich hier von Frau *Kunst,* der Gattin eines deutschen Kaufmannes, aufgenommen, mit Auszeichnung in einem Salon, mit voller Aussicht auf die grosse lebhafte Strasse, untergebracht und behaglich gepflegt. Ich speiste gemeinschaftlich mit den übrigen Pensionären und Kostgängern, zu welchen ich meistens den von Luzern her mir früher bekannt gewordenen *Alexander Séroff* als meinen Gast herbeizog. Diesen, der sich sofort bei mir eingefunden hatte, lernte ich hier in einer sehr ärmlichen Stellung, als Censor der deutschen Journale, kennen. Im Aeusseren sehr vernachlässigt, kränklich, und dürftig sich behelfend, erwarb er sich meine Achtung zunächst mit seiner grossen unabhängigen Gesinnung und Wahrhaftigkeit, durch welche, verbunden mit seinem ausgezeichneten Verstande, er sich auch, wie ich bald erfuhr, zu einem der einflussreichsten und gefürchtetsten Kritiker erhoben hatte. Ich lernte diess in der Folge bald kennen, als ich von hochgestellter Seite her darum angegangen wurde, meinen Einfluss auf Séroff dahin zu verwenden, dass er den dort schmerzlich protegirten *Anton Rubinstein* fortan mit weniger Bitterkeit verfolge. Als ich ihn hierum anging, und er mir alle seine Gründe, aus denen er Rubinstein's Wirken als Künstler in Russland für so verderblich hielte, auseinandersetzte, bat ich ihn, wenigstens mir zu Liebe, der ich bei diesem kurzen Aufenthalte in Petersburg nicht als Rubinstein's Rivale angesehen sein möchte, mit seiner Verfolgung einzuhalten; wogegen er mit der Heftigkeit eines krankhaft Leidenden mir zurief: «ich hasse ihn, und kann kein Zugeständniss

machen.» Hiergegen trat er mit mir in das allerinnigste Einvernehmen; er verstand mich und meine Art so vollständig, dass wir fast nur noch scherzend mit einander umzugehen hatten, da wir über alles Ernste vollkommen einverstanden waren. Nichts glich seiner Sorgsamkeit, mit welcher er mir nach jeder Seite hin behilflich war. Für die Gesangstexte der Bruchstücke aus meinen Opern, welche in meinen Konzerten vorgetragen werden sollten, sowie für meine explikativen Programme, veranstaltete er die nöthigen Uebersetzungen in das Russische. Zur Auffindung der geeignetsten Sänger war er nach vortrefflichster Einsicht besorgt. Dafür schien er denn auch durch die Assistenz bei den Proben und Aufführungen reichlich belohnt. Sein strahlendes Gesicht glänzte mir überall ermuthigend und neu belebend entgegen. — Das Orchester selbst, welches ich in dem grossen und schönen Saale der adligen Gesellschaft um mich versammelte, gereichte mir zur höchsten Befriedigung; es war durch die Auswahl von 120 Musikern der kaiserlichen Orchester zusammengesetzt, und bestand zumeist aus tüchtigen Künstlern, welche, für gewöhnlich nur zur Begleitung der italienischen Oper und des Ballets verwandt, jetzt hoch erfreut aufathmeten, unter einer Leitung, wie sie mir zu eigen ist, sich ausschliesslich mit edlerer Musik beschäftigen zu können.

Nach dem bedeutenden Erfolge des ersten Konzertes meldete man sich mir nun auch aus den Kreisen, an welche ich, wie mir diess sehr begreiflich wurde, durch *Marie Kalergis* heimlich, aber bedeutend empfohlen war. Höchst vorsichtig war von meiner verborgenen Protektorin meine Vorstellung an die Grossfürstin *Helene* eingeleitet worden. Zunächst hatte ich eine von *Standhartner* an den ihm von Wien her befreundeten Dr. *Arneth,* den Leibarzt der Grossfürstin, mir gegebene Empfehlung zu benutzen, um durch diesen wiederum Fräulein *von Rhaden,* der vertrautesten Hofdame derselben, vorgestellt zu werden. Mir hätte die Bekanntschaft mit dieser Dame allein schon recht wohl genügen können; denn ich lernte in ihr eine Frau von vollendeter Bildung, grossem Verstande und edler Haltung kennen, deren immer ernstlicheres Interesse für mich sich mit einer gewissen Aengstlichkeit mir kund that, welche sich auf eine Sorge im Betreff der Grossfürstin zu beziehen schien. Mich dünkte es, als fühlte sie, dass für mich etwas Bedeutenderes zu geschehen habe, als von dem Geiste und dem Charakter ihrer Herrin zu erwarten stehen würde. Noch wurde ich auch jetzt nicht der Grossfürstin unmittelbar zugeführt, sondern ich erhielt zuerst die Einladung zu der fürstlichen Palastdame für eine Abendgesellschaft, in welcher unter andren

auch die Grossfürstin selbst zugegen sein würde. Hier machte *Anton Rubinstein* die künstlerischen Honneur's; nachdem dieser mich der Palastdame vorgestellt hatte, wagte diese wiederum ihrer Herrin, der Grossfürstin selbst, mich vorzuführen. Hierbei schien es denn ganz erträglich abgegangen zu sein, und ich erhielt dem zu Folge bald eine direkte Einladung zum vertrauten abendlichen Thee-Cirkel bei der Grossfürstin. Hier traf ich, ausser Fräulein *von Rhaden,* noch die ihr nächste Hofdame *Frl. von Stahl,* sowie einen alten gemüthlichen Herrn, den man mir als General *von Brebern* und langjährigen Hausfreund seiner Fürstin vorstellte. Fräulein *von Rhaden* schien ungemeine Anstrengungen zu meinen Gunsten gemacht zu haben, deren Erfolg sich jetzt darin äusserte, dass die Grossfürstin mit meiner Dichtung des Nibelungen-Ringes durch mich bekannt gemacht zu werden verlangte. Da ich kein Exemplar davon bei mir hatte, dagegen der von Weber in Leipzig besorgte Druck derselben soeben beendet sein musste, bestand man auf sofortige telegraphische Aufforderung nach Leipzig, die bereits fertigen Bogen schleunigst an den grossfürstlichen Hof zu senden. Für jetzt hatten sich meine Gönner mit meiner Vorlesung der «Meistersinger» zu begnügen. Hiezu war auch die Grossfürstin *Marie,* die wegen ihres etwas leidenschaftlichen Lebens bekannte, äusserst stattliche und noch schöne Tochter des Kaisers *Nikolaus,* hinzugezogen worden. Von der Auffassung meines Gedichtes von Seiten dieser Dame ward mir durch Fräulein von Rhaden nur bekannt, dass sie in peinlichster Sorge, «Hans Sachs» möge zum Schluss «Eva» heirathen, geschwebt habe.

Nach wenigen Tagen kamen denn auch vereinzelt die Aushängebögen meines Nibelungen-Gedichtes an, und der vertraute Thee-Cirkel der Grossfürstin schloss sich noch vier Mal zur geneigten Anhörung meiner Vorlesung um mich; auch General Brebern wohnte diesen regelmässig bei, um, wie mir Frl. von Rhaden sagte, in immer tieferem Schlafe «wie eine Rose zu erblühen», was besonders der sehr heitren und hübschen Frl. von Stahl Stoff zu munteren Auslassungen gab, wenn ich des Nachts die beiden Hofdamen aus den weiten Sälen, über Treppen und unendliche Corridore, in ihre entfernteren Wohngemächer begleitete.

Von einflussreichen Hochgestellten lernte ich nur noch den Grafen *Wilohorsky* kennen, welcher, in einer hohen und vertrauten Stellung am kaiserlichen Hofe, hauptsächlich als Protektor der Musik sich geltend gemacht hatte, so wie er denn selbst durch sein Violoncello-Spiel sich auszeichnen zu dürfen glaubte. Der alte Herr schien mir freundlich gewogen und mit meinen Musikaufführungen durchaus einverstanden

zu sein; so versicherte er mich, die 8. Symphonie von Beethoven (in *F*-dur) erst durch meine Aufführung kennen gelernt zu haben. Auch mein Vorspiel zu den «Meistersingern» glaubte er vollständig begriffen zu haben; wogegen er die Grossfürstin *Marie*, welche dieses Stück unverständlich gefunden, über das Vorspiel zu «Tristan» sich jedoch in höchstem Grade passionirt geäussert habe, für affectirt hielt, da er selbst doch wiederum nur mit Anstrengung aller seiner Musikkenntnisse zu einem Verständniss dieses letzteren Stückes gekommen wäre. Als ich dies *Séroff* mittheilte, rief er enthusiastisch aus: «ah! l'animal de Comte! Cette femme connait l'amour!» — Der Graf veranstaltete mir zu Ehren ein splendides Diner, bei welchem auch Anton *Rubinstein* und Madame *Abaza* zugegen waren. Da ich nach dem Diner wünschte, dass Rubinstein etwas musizire, bestand Mme. Abaza auf den Vortrag von dessen «Persischen Liedern», was den Komponisten sehr zu ärgern schien, da er wohl vermeinte, noch manches andere Schöne geschaffen zu haben. Dennoch gaben mir sowohl die Komposition als der Vortrag desselben einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Talente der beiden Künstler. Durch diese Sängerin, welche zuvor bei der Grossfürstin für ihr Fach angestellt gewesen und nun an einen vornehmen, reichen und gebildeten russischen Herrn verheirathet war, wurde ich auch in das Haus des Herrn *Abaza* selbst eingeführt und mit Auszeichnung dort aufgenommen. Nebenher hatte sich auch ein Baron *Vittinghof*, als musikalischer Dilettant und Enthusiast, bei mir eingeführt und mich mit Einladungen beehrt, bei deren einer ich mit *Ingeborg Stark*, der schönen, von Paris her mir bekannten klavierspielenden und Sonaten-komponirenden Schwedin, zusammen traf. Sie überraschte mich durch die unverschämteste Heiterkeit, mit welcher sie den Vortrag der Komposition des Herrn Barons laut lachend begleitete. Ausserdem zeigte sie mir ein serieuses Air, da sie mit *Hans von Bronsart*, wie sie mir mittheilte, in Brautstand getreten sei. — *Rubinstein* selbst, mit dem ich freundliche Besuche gewechselt hatte, betrug sich durchaus anständig, wie mir jedoch schien, etwas leidend gegen mich, da er mich denn auch versicherte, dass er seine, namentlich durch *Séroff*'s Gegnerschaft ihm verleidete, Stellung in Petersburg aufzugeben beabsichtigte. Auch in die Kreise der Petersburger Kaufmannschaft glaubte man, zum Vortheil meines zunächst zu gebenden Benefice-Konzertes, mich einführen zu müssen; hierzu wurde der Besuch eines Konzertes im Saale des Kaufmanns-Vereines in das Werk gesetzt. Schon auf der Treppe empfing mich dort ein stark betrunkener Russe, welcher sich mir als der Kapellmeister vorstellte.

Dieser dirigirte mit einer kleinen Auswahl kaiserlicher Musiker u. a. die Ouverturen zu Rossini's «Tell», und Weber's «Oberon», bei deren Ausführung die Pauken durch eine kleine Militär-Trommel ersetzt waren, was namentlich in der schönen Verklärungs-Stelle der Oberon-Ouverture einen wunderlichen Effekt hervorbrachte.

Wenn ich für meine eigenen Konzerte in Betreff des Orchester's sehr gut bedacht war, so hatte ich dagegen für die Sänger mich äusserst mühsam zu behelfen. Der Sopran war durch Fräulein *Bianchi* ganz erträglich vertreten; dagegen musste ich für die Tenor-Partie mit einem Herrn *Setoff* vorlieb nehmen, welcher zwar viel Muth aber so gut wie gar keine Stimme besass; dennoch ermöglichte er die Ausführung der Schmiede-Lieder aus «Siegfried», da er mir wenigstens durch seine Gegenwart den Anschein eines Gesanges lieferte, wenn gleich das Orchester einzig die effektuirende Wirklichkeit übernahm. Nach Beendigung der beiden Konzerte der philharmonischen Gesellschaft hatte ich mein eigenes Konzert im kaiserlichen Opernhause in Angriff genommen, für dessen materielle Arrangements mir ein pensionirter Musiker behülflich war, welcher in Séroff's Gegenwart oft lange Stunden in meiner wohlgeheizten Stube zugegen war ohne seinen enormen Pelz abzulegen; da wir ausserdem mit seiner Unfähigkeit grosse Noth hatten, fanden wir, dass er «das Schaf im Wolfspelz» vorstellte. Das Konzert selbst gelang über alle Erwartung gut, und nie glaube ich von einem Publikum so enthusiastisch aufgenommen worden zu sein, als es hier der Fall war, da sogleich der erste Empfang durch seine stürmische Andauer mich, was sonst so leicht nicht der Fall war, ausser Fassung brachte. Zu dieser enthusiastischen Stimmung des Publikum's schien mir die feurige Ergebenheit des Orchester's selbst viel beigetragen zu haben. Denn meine 120 Musiker waren es hauptsächlich, welche immer wieder den rasenden Sturm der Akklamation erneuerten, was in Petersburg wohl ein neues Erlebniss zu sein schien. Ausrüfe wie: «gestehen wir, dass wir jetzt erst wissen was Musik ist» hatte ich von ihnen unter sich zu vernehmen. Diese ausserordentlich günstigen Dispositionen benutzte nun der Kapellmeister *Schuberth*, welcher bisher mit ziemlichem Anstande durch seinen geschäftlichen Rath mir behülflich gewesen war, zu der Aufforderung an mich, in seinem demnächst zu gebenden eigenen Benefice-Konzerte mit zu wirken. Etwas verdriesslich, da ich wohl erkannte, dass es ihm darauf ankomme eine jedenfalls zu erwartende neue glänzende Einnahme aus meiner Tasche in die seinige zu eskamotiren, glaubte ich jedoch auf den Rath meiner anderen Freunde ihm gewähren zu müssen,

und so wiederholte ich denn nach acht Tagen die gefälligsten Stücke meines Programmes vor einem gleich zahlreichen Publikum und mit demselben Erfolge, nur dass diessmal die schöne Einnahme von 3000 Rubeln für die Bedürfnisse eines schwächlichen Menschen berechnet waren, welcher zur unerwarteten Rache für diese an mir begangene Schmälerung noch in diesem Jahre durch den Tod von der Welt abberufen wurde.

Hiergegen hatte ich nun durch einen, mit dem dortigen Intendanten General *Lwoff* abgeschlossenen Vertrag, neuen Erfolgen und Einnahmen in *Moskau* entgegen zu sehen. Hier hatte ich, auf die mit 1000 Rubel garantirte Hälfte der Einnahme eines jeden, drei Konzerte im grossen Theater zu geben. Bei einem, mit neuem Frost abwechselnden, Thauwetter kam ich, erkältet, in einer schlecht gelegenen deutschen Pension verdriesslich und von Unbehagen gepeinigt an. Nachdem ich mit einem, trotz seiner am Halse getragenen Orden, mir sehr geringfügig erscheinenden Intendanten über die näheren Angelegenheiten verkehrt, mich auch mit einem russischen Tenoristen und einer emeritirten italienischen Sängerin über die schwierig auszuwählenden Gesangstücke einverstanden hatte, schritt ich alsbald zu den Orchester-Proben. Hier ward ich zunächst mit dem jüngeren *Rubinstein,* Anton's Bruder *Nikolaus,* bekannt, welcher, als Direktor der russischen musikalischen Gesellschaft, die Haupt-Autorität in seinem Fache für Moskau repräsentirte, und gegen mich sich durchgängig bescheiden und gefällig benahm. Das Orchester bestand aus den hundert Musikern, welche den kaiserlichen Dienst für italienische Oper und Ballet zu versehen hatten, und durchschnittlich von weit geringerer Qualität als die Petersburger waren. Doch traf ich unter ihnen eine kleine Anzahl wiederum sehr tüchtiger und mir leidenschaftlich ergebener Quartettspieler an, unter denen ich einen alten Bekannten aus der Riga'schen Zeit, den damals namentlich durch seinen Witz sich auszeichnenden Violoncellisten *von Lutzau* vorfand. Vorzüglich erfreute mich aber ein Violinist *Albrecht,* der Bruder desselben, der mich vor meiner Ankunft in Petersburg durch seine russische Pelzmütze erschreckt hatte. Diese wenigen vermochten jedoch nicht, den Umgang mit dem Moskauer Orchester mich nicht als ein künstlerisches Herabsinken empfinden zu lassen. Ich quälte mich ab ohne Freude daran zu haben, wozu noch der Aerger über meinen russischen Tenor kam, welcher in den Proben in einem rothen Hemde erschien, um mir seinen patriotischen Widerwillen gegen meine Musik zu erkennen zu geben, als er mit, den Italienern abgelernten, faden Manieren Siegfried's Schmiedelieder auf russisch zu singen hatte. Am Morgen des

ersten Konzerttages musste ich mich wegen stark eingetretenen katarrhalischen Fieber's für den Abend krank melden und das Konzert absagen lassen. In dem von Schneejauche überschwemmten Moskau schienen Veranstaltungen zur Bekanntmachung dieses Falles an das Publikum unmöglich gewesen zu sein, und ich erfuhr, dass die vergebliche Anfahrt der glänzendsten Equipagen, welche zu spät zurückgewiesen werden mussten, grosses und ärgerliches Aufsehen gemacht hatte. Nachdem ich mich zwei Tage ausgeruht, bestand ich jedoch darauf, die drei vertragsmässigen Konzertaufführungen in 6 Tagen vor sich zu bringen, zu welcher Anstrengung mich besonders auch der Eifer, mit dieser mir unwürdig dünkenden Expedition fertig zu werden, antrieb. Trotzdem das grosse Theater stets, und zwar von einer so prachtvoll sich ausnehmenden Versammlung, wie sie mir nicht wieder vorgekommen ist, angefüllt war, brachte ich es, in Folge der Berechnungen der kaiserlichen Intendanz, nicht über die mir garantirte Summe, wogegen ich durch die stets sehr glänzende Aufnahme meiner Leistungen, vor allem aber durch den auch hier wieder erregten Enthusiasmus der Musiker des Orchesters, mich entschädigt fühlte. Von den Letzteren erbat sich eine Deputation noch ein viertes Konzert; da ich diess abschlug, suchte man mich wenigstens noch zur Abhaltung einer «Probe» zu überreden, was mit Lächeln ebenfalls zurückgewiesen werden musste. Doch feierte mich das Orchester noch durch ein mir zu Ehren veranstaltetes Banket, wobei es schliesslich, nachdem *N. Rubinstein* sich in sehr schicklicher und warmer Rede hatte vernehmen lassen, zu ziemlich tumultuarischen Freuden-Bezeigungen kam. Jemand hatte mich auf seinen Rücken gesetzt und durch den Saal getragen; und nun entstand ein Geschrei, weil alle mir den gleichen Dienst leisten wollten. Hier wurde mir auch aus den Zusammenschüssen der Orchestermusiker das Ehrengeschenk einer goldenen Tabatière gemacht, auf welche das Wort aus «Siegmund's» Gesang in der «Walküre» eingravirt war: «Doch Einer kam». Ich erwiederte dieses Geschenk mit einem dem Orchester gewidmeten grösseren photographischen Portrait von mir, auf welchem ich den jener Stelle vorangehenden Vers aufschrieb: «Keiner ging.» — Ausser dieser Musikanten-Welt lernte ich, in Folge einer sehr bedeutungsvollen Empfehlung und Hinweisung auf ihn durch Frau *Kalergis,* einen Fürsten *Odoiewsky* kennen. In diesem Manne hatte ich, der Andeutung meiner Freundin gemäss, den edelsten der Menschen, der mich vollkommen verstehen würde, kennen zu lernen. In der That wurde ich von ihm, als ich nach stundenlanger, höchst beschwerlicher Fahrt in seiner bescheidenen

Wohnung anlangte, mit patriarchalischer Einfachheit am Mittagstisch seiner Familie empfangen. Von meinem Wesen und meinen Absichten ihn zu unterrichten fiel mir ausserordentlich schwer; dagegen er alles, was von Eindrücken von ihm zu erwarten sei, auf die Wirkung des Anschauen's eines Orgel-ähnlichen grossen Instrumentes setzte, welches er in einem grösseren Raume nach seinen Angaben hatte erfinden und anfertigen lassen. Leider war niemand da, der darauf spielen konnte; doch musste ich mir eine Vorstellung von dem nach einem eigenen System eingerichteten Gottesdienst machen, welchen er hier mit Unterstützung des Instrumentes allsonntäglich den Verwandten und Bekannten seines Hauses zum Besten gab. Immer noch meiner Gönnerin eingedenk, versuchte ich dennoch dem gemüthlichen Fürsten einen Einblick in meine Lage und das Ziel meiner Bestrebungen zu verschaffen; mit anscheinender Ergriffenheit rief er mir zu: «j'ai ce qu' il vous faut, parlez a Wolffsohn!» — Nach späterer Erkundigung, erfuhr ich, dass dieser mir zugewiesene Schutzgeist keineswegs ein Banquier, sondern ein jüdisch-russischer Romanschreiber war. —

Bei alledem schienen sich meine Einnahmen, namentlich wenn ich eine noch mögliche grosse Einnahme in Petersburg mit hinzurechnete, genügend herauszustellen, um das Projekt meines Hausbaues in Biberich zur Ausführung zu bringen, weshalb ich noch von Moskau aus, welches ich nun nach einem zehntägigen Aufenthalte verliess, an meinen Bevollmächtigten in Wiesbaden hierüber ein Telegramm sendete. Auch an *Minna,* welche sich über die Kosten ihrer Dresdener Ansiedelung beklagte, übersandte ich jetzt 1000 Rubel.

Hiergegen traf ich sogleich bei meiner Wiederankunft in Petersburg auch grosse Verdriesslichkeiten. Man rieth mir allgemein von einem zweiten Benefice-Konzerte, welches ich für den 2. Ostertag bestimmt hatte, ab, weil dieser Tag von der russischen Gesellschaft, Gewohnheit gemäss, zur Privat-Geselligkeit verwendet werde. Zudem hatte ich es nicht verhindern können, für ein auf den dritten Tag nach dem meinigen angekündetes, Konzert zum Besten der Petersburger Schuldgefangenen zuzusagen, da ich namentlich durch Grossfürstin *Helene* dringend hierzu aufgefordert war. Für dieses letztere war ganz Petersburg schon Ehren halber engagirt, da es unter hohem Protektorate stand, und während alle Plätze zu demselben im Voraus verkauft waren, hatte ich bei einem sehr leeren Saale im adeligen Casino mich mit einer Einnahme zu begnügen, welche glücklicher Weise wenigstens die Kosten deckte. Dafür ging es in dem Konzerte für die Schuldgefangenen desto

festlicher her: General *Suwarof,* ein Mann von vollkommenster Schönheit, dazu Gouverneur von Petersburg, überreichte mir als Dank der Schuldgefangenen ein sehr schön gearbeitetes silbernes Trinkhorn. — So begab ich mich denn auf das Abschiednehmen, wobei sich Fräulein *von Rhaden* durch Bezeigung grosser Theilnahme für mich hervorthat. Um den Verlust meiner zuletzt erwarteten Einnahme zu vergüten, übersandte die Grossfürstin mir durch sie 1000 Rubel, mit der Andeutung, bis zur Besserung meiner äusseren Lage, das gleiche Geschenk jährlich wiederholen zu wollen. Beim Antreffen so guter Dispositionen für mich hatte ich zu bedauern, dass das hiermit angetretene Verhältniss nicht gründlichere und erspriesslichere Folgen haben sollte. Ich liess der Grossfürstin durch Fräulein von Rhaden den Vorschlag machen, mich jedes Jahr auf einige Monate nach Petersburg kommen zu lassen, um dort sowohl für Konzerte als Theater-Aufführungen mich mit meinen ganzen Fähigkeiten in Verwendung zu bringen, wofür sie mir einen eben nur genügenden Jahres-Gehalt zu zahlen haben würde. Hierauf wurde mir ausweichend geantwortet. Noch am Tage vor meiner Abreise theilte ich demnach der liebenswürdigen Fürsprecherin meinen Plan einer Niederlassung in Bieberich mit, wobei ich ihr meine Bangigkeit davor nicht verbarg, dass, wenn ich mein hier gewonnenes Geld darauf verwendet hätte, meine Lage dieselbe wie früher sein würde; was mir die Besorgniss eingäbe, ob ich jenen projektirten Hausbau nicht lieber unterlassen möchte: worauf ich die feurige Antwort erhielt: «bauen Sie und hoffen Sie.» Im letzten Augenblick vor der Fahrt nach dem Bahnhofe, erwiderte ich ihr dankend in gleicher Weise, dass ich jetzt wüsste, was ich zu thun hätte. So fuhr ich Ende April, von *Séroff* und den enthusiastischen Musikern des Orchesters mit herzlichen Segenswünschen entlassen, durch die russische Oede, ohne Riga, wohin man mich zu einem Konzerte eingeladen hatte, zu berühren, den langen Weg dahin, um zunächst an der Grenze, der Station Wirballen, ein nachgesandtes Telegramm des *Frl. von Rhaden* in Empfang zu nehmen, worin sie mir in Bezug auf meine zuletzt hinterlassenen Zeilen zurufen zu müssen glaubte: «nicht zu kühn,» was mir denn genug sagte, um gegen die Ausführung meines Hausbau-Projektes wiederum Bedenken aufkeimen zu lassen.

Ohne weitere Verzögerung gelangte ich nach Berlin, wo ich sofort mich nach *Bülow*'s Wohnung begab. Ich hatte in den letzten Monaten durchaus keine Nachrichten von *Cosima*'s Befinden erhalten, und meldete mich jetzt, von grosser Bangigkeit bewegt, an der Thüre, durch

welche ich von dem Mädchen nicht eingelassen werden sollte: «die gnädige Frau sei nicht wohl;» — «ist sie wirklich krank?» frug ich; als ich hierauf eine lächelnd ausweichende Antwort erhielt, begriff ich zu meiner Freude den Stand der Dinge, und eilte freudig Cosima zu begrüssen, welche, seit länger bereits von ihrer Tochter *Blandine* entbunden, jetzt in voller Genesung begriffen war, und nur gegen die gegewöhnlichen Besuche sich abgeschlossen hatte. Alles schien gut zu stehen, auch *Hans* war heiter, da er durch die russischen Erfolge mich für längere Zeit als von Sorgen entbunden betrachten wollte. Diese Annahme konnte ich jedoch immer nur für berechtigt halten, wenn ich meinen Wunsch, alljährlich nach Petersburg für einige Monate zu wiederholter Wirksamkeit berufen zu werden, erfolgreich beachtet fand. Hierüber belehrte mich jetzt aber ein, jenem Telegramm nachgesandter, ausführlicherer Brief des Frl. von Rhaden, dahin, dass ich auf keinerlei Zusage zu rechnen habe. Dieser bestimmten Weisung zur Folge hatte ich nun den Rest meines russischen Gewinns, welcher nach Abzug der Kosten meines Aufenthaltes und meiner Reisen, so wie der bereits an *Minna* versandten und an meinen Wiesbadener Möbel-Händler bezahlten Gelder, sich auf nicht viel mehr über 4000 Thaler belief, ernstlich in Berechnung zu ziehen, wobei natürlich der Plan des Ankaufes eines Grundstückes und des Baues eines Hauses aufgegeben werden musste. *Cosima*'s vortrefflichstes Befinden und heiterste Stimmung liess jedoch bei mir für jetzt keine Sorgen aufkommen, wir fuhren wieder in einem prächtigen Wagen, in übermüthigster Laune, durch die Alleen des Thiergartens, dinirten im Hôtel de Russie nach Herzenslust, und nahmen an, dass die schlechten Zeiten vorbei seien.

Zunächst hatte ich mich jeden Falls nach Wien zu wenden. Vor Kurzem hatte ich zwar von dort her schon die Anzeige erhalten, dass, und diess Mal aus Gründen der Angegriffenheit von Frau *Dustmann*, der «Tristan» wieder hätte zurückgelegt werden müssen. Um diese wichtige Angelegenheit näher im Auge zu behalten, wohl aber auch, weil ich mit keinem anderen deutschen Orte noch in so nahe künstlerische Verbindung getreten war als mit Wien, hielt ich diesen Punkt für jetzt als den mir anständigsten Aufenthalt fest. *Tausig*, den ich hier in vollster Blüthe jetzt wieder antraf, bestätigte mich hierin auf das Angelegentlichste und bestimmte mich auch dadurch, dass er sich anheischig machte, gerade in der Umgebung von Wien mir am Besten die angenehme und ruhige Wohnung verschaffen zu können, auf die ich mein Haupt-Augenmerk gerichtet hatte. Diess gelang ihm vermittelst seines Hauswirthes

in ganz erwünschter Weise. Das sehr freundliche Haus eines alten Herrn Baron von *Rackowitz* in *Penzing,* in welchem mir der ganze obere Raum, nebst dem ausschliesslichen Genuss eines nicht unbeträchtlichen schattigen Gartens, zur Verfügung gestellt wurde, bot mir, gegen eine Jahresmiethe von 1200 Gulden, ein sehr erfreuliches Unterkommen. — Als den Hausmeister lernte ich *Franz Mrazek,* einen sehr zuthulichen Menschen kennen, welchen ich mit seiner Frau, *Anna,* einer sehr begabten und einschmeichelnden Person, sofort in meine Dienste nahm, in welchen sie für längere Jahre hindurch unter wechselnden Schicksalen verblieben. Jetzt hiess es denn wieder Geld ausgeben, um mir das lang ersehnte Asyl für Ruhe und Arbeit behaglich her zu richten. Aus Bieberich liess ich den letzten Rest des mir erhaltenen Hausrathes, so wie die zu dessen Vervollständigung angeschafften Mobilien mit meinem Erard'schen Flügel, mir zuschicken. Bei schönstem Frühlingswetter zog ich am 12. Mai in die freundliche Wohnung ein, und verlor zunächst manche Zeit durch die Aufregung, in welche ich durch die Sorge für die Einrichtung meiner behaglichen Wohnräume gerieth. Hier begründeten sich meine Beziehungen zu *Philipp Haas & Söhne,* welche mit der Zeit bedenkliche Verhältnisse annehmen sollten. Für jetzt versetzte mich jede Bemühung um meine, von mir für so hoffnungsreich angesehene Niederlassung, in die beste Laune. Das Musikzimmer, mit dem angekommenen Flügel und verschiedenen Kupferstichen nach *Raphael,* welche mir bei der Biberischer Theilung zugefallen, war bereits hergestellt, als ich am 22. Mai meinen fünfzigsten Geburtstag beging, und hierzu des Abends eine Serenade mit «Lampions» vom kaufmännischen Gesangvereine gebracht erhielt, welchem sich eine Deputation von Studenten angeschlossen hatte, von denen ich mit feuriger Anrede begrüsst wurde. Ich hatte für Wein gesorgt, und hiermit lief alles vortrefflich ab. Von dem Ehepaar *Mrazek* ward meine Haushaltung ganz erträglich besorgt; *Anna* machte es durch ihre Küchenkünste sogar möglich, dass ich *Tausig* und *Cornelius* öfters bei mir zu Tisch sehen konnte.

Leider traten jetzt nochmals grosse Störungen ein, welche mir *Minna* durch heftige Vorwürfe über alles, was ich that, bereitete. Da ich mir vorgenommen hatte, ihr niemals selbst mehr zu antworten, schrieb ich auch diessmal nur an ihre, immer noch vor sich verheimlichte, Tochter *Natalie,* indem ich auf die Entscheidung des vorigen Jahres verwies. — Wie sehr ich, auf der anderen Seite, gerade jetzt, einer gewissen weiblichen Pflege und Führung des Hausstandes bedürftig war, erhellte mir selbst, als ich an *Mathilde Maier* in Mainz den unbefangenen Wunsch

aussprach, sie möge zu mir kommen, um das mir Fehlende in schicklicher Weise zu ersetzen. Ich musste diese gute Freundin für so verständig halten, dass sie ohne irgend welche Scham zu empfinden meinen Gedanken hierbei richtig erkennen würde. Hierin mochte ich mich wohl auch nicht getäuscht haben; nur hatte ich ihre Mutter und sonstige bürgerliche Umgebung nicht richtig in Anschlag gebracht. Sie schien durch meine Aufforderung in die höchste Aufregung gebracht worden zu sein, welcher sich endlich ihre Freundin *Luise Wagner* dahin bemächtigte, dass sie, mit bürgerlichem Verstande und Präzision, einfach mir den guten Rath ertheilte, zunächst von meiner Frau mich scheiden zu lassen, wonach alles Uebrige dann leicht sich arrangiren lassen würde. Hierüber heftig erschrocken, nahm ich sofort meine Aufforderung als unüberlegt zurück, und suchte die entstandenen Aufregungen so gut wie möglich zu beruhigen. — Andrerseits fuhr, wie bisher so auch jetzt, *Friederike Meyer* fort, wenn auch ganz gegen ihren Willen, so doch durch ihr mir ganz unbegreifliches Schicksal, mich sehr zu beunruhigen. Nachdem sie im vergangenen Winter mehrere Monate, wie es schien zu ihrem Gedeihen, in Venedig zugebracht, hatte ich von Petersburg aus ihr den Wunsch zu erkennen gegeben, sie möge bei Bülow's in Berlin mit mir zusammen treffen, wobei ich das freundliche Interesse, welches *Cosima* für sie gefasst hatte, reiflich in Anschlag brachte, um auch mit dieser gemeinschaftlich zu erwägen, in welcher Weise für die Ordnung der auffällig gestörten Lebenslage der Freundin zu helfen sei. Zu diesem Zusammentreffen war sie nicht erschienen; dagegen meldete sie mir, dass sie für jetzt, wo ihre noch sehr leidende Gesundheit ihre theatralische Laufbahn ernstlich hemme, bei einer Freundin in Coburg sich niedergelassen habe, und durch gelegentliches Auftreten auf dem dortigen kleinen Theater sich zu souteniren suche. Eine Einladung, wie ich sie an Mathilde Maier gestellt hatte, konnte ich ihr aus vielen Gründen wohl nicht zukommen lassen. Dagegen hegte sie den heftigen Wunsch, mit mir auf kurze Zeit noch ein Mal zusammen zu kommen, wobei sie mir versicherte, sie würde mich dann für immer in Ruhe lassen. Mir musste es zwecklos und abenteuerlich erscheinen, sofort ihre Bitte zu gewähren; doch stellte ich diess für etwas später in Aussicht. Sie wiederholte im Verlaufe des Sommers von verschiedenen Orten aus dasselbe Verlangen, bis ich, im Spätherbste dazu bestimmt ein Konzert in Karlsruhe zu geben, ihr diese Zeit und diesen Ort für die gewünschte Begegnung in Aussicht stellte. Hierauf habe ich von dieser seltsamen und anregenden Freundin nie auch nur die mindeste Mittheilung mehr er-

halten, so dass ich mit ihr, deren Aufenthalt mir ebenfalls unbekannt blieb, jede Verbindung abgebrochen sah. Erst nach mehreren Jahren ward mir das Geheimniss ihrer allerdings höchst schwierigen Lage bekannt, nach welchen Mittheilungen ich schliessen musste, dass sie im Betreff ihres Verhältnisses zu jenem Herrn *von Guaita* mir die Wahrheit zu sagen sich gescheut hatte. Demnach hatte jener Mann bei weitem ernstlichere Ansprüche an sie, als ich vermuthet hatte, und jetzt war sie, wie es schien, durch die Noth ihrer Lage gedrängt worden, dem immerhin ernstlich ihr anhängenden Manne als letztem Freunde sich zu übergeben. Ich erfuhr, dass sie — man glaubte sogar, Herrn von Guaita «still» angetraut — mit zweien Kindern, nicht nur vom Theater, sondern auch von der Welt gänzlich zurückgezogen, auf einem kleinen Gütchen am Rhein ihr Leben unbemerkt zubringe.

Noch war ich aber jetzt zu der feierlich umständlich vorbereiteten Arbeitsruhe nicht gelangt. Das Erlebniss eines Diebstahls, welcher durch Einbruch an der, von den Moskauer Musikern mir geschenkten goldenen Dose begangen wurde, rief mir wieder den Wunsch des Besitzes eines Hundes zurück: mein freundlicher alter Hausherr überliess mir hierfür seinen alten, von ihm bereits sehr vernachlässigten Jagdhund, genannt *Pohl,* eines der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Thiere, welche je sich mir zugesellt haben. Mit ihm machte ich mich alltäglich auf starke Fuss-Promenaden, wozu die höchst angenehme Umgebung mir die befriedigendsten Veranlassungen bot. Ausserdem blieb ich für jetzt noch ziemlich einsam, da *Tausig* durch eine schwere Erkrankung auf lange Zeit an sein Bett gefesselt war, und *Cornelius* ebenfalls an einer Fuss-Wunde litt, die er sich bei einem Besuche in Penzing durch unvorsichtiges Herabsteigen vom Omnibus zugezogen hatte. In freundschaftlichem Umgange blieb ich stets mit *Standhartner* und dessen Familie; auch hatte sich der jüngere Bruder *Heinrichs Porges,* Fritz, als angehender Arzt und recht angenehmer Mensch, schon bei Gelegenheit der Serenade des kaufmännischen Gesangvereines, welche er veranlasst hatte, zu mir gesellt.

Ich hatte mich davon überzeugt, dass an eine Wiederaufnahme des «Tristan» im Operntheater nicht mehr zu denken sein würde, da, wie ich erfuhr, die Angegriffenheit der Frau *Dustmann* nur ein Vorgeben, die vollständige Stimmlosigkeit des Herrn *Ander* aber der wahre Grund der letzten Unterbrechung gewesen war. Der ehrliche Kapellmeister *Esser* suchte mich zwar stets dazu zu überreden, dass ich die Partie des «Tristan» einem anderen Tenoristen des Theaters, Namens *Walther,*

übergeben sollte; dieser war mir jedoch so widerwärtig, dass ich mich selbst nicht dazu entschliessen konnte, ihn ein Mal im «Lohengrin» anzuhören. So liess ich denn diese Angelegenheit jetzt gänzlich in Vergessenheit gerathen, und suchte mich einzig zur Wieder-Aufnahme meiner Arbeit an den «Meistersingern» zu stimmen. Somit nahm ich denn zunächst die Instrumentirung des fertig komponirten Theiles des ersten Aktes, von welchem ich zuvor nur einige Bruchstücke aufgesetzt hatte, wieder vor. Zugleich aber schlich sich, beim Herannahen des Sommer's, wiederum die Sorge um mein künftiges Auskommen in alle meine Empfindungen von der Gegenwart ein: bei der Erfüllung meiner Verpflichtungen, namentlich auch gegen *Minna,* ersah ich, dass ich bald wieder an Unternehmungen für Geldgewinn werde denken müssen.

Somit kam mir schon jetzt eine mich überraschende Einladung der Direktion des Pester National-Theater's zu zwei von mir dort zu gebenden Konzerten durchaus nicht ungelegen. Dem zu Folge begab ich mich Ende Juli nach der Hauptstadt Ungarn's, wurde dort von dem Intendanten *Radnodfay,* gänzlich unbekannter Weise, empfangen, und erhielt durch *Remenyi,* einem von *Liszt* seiner Zeit protegirten, in Wahrheit nicht ungenialen Geigen-Virtuosen, welcher sich gränzenlos leidenschaftlich für mich gebärdete, die Aufklärung, nach welcher er ganz von sich aus meine Berufung veranlasst hätte. Obwohl hierbei nicht viel für mich zu gewinnen war, da ich für jedes der beiden Konzerte mit 500 Gulden mich zu begnügen bereit erklärt, hatte ich doch über das Gelingen des Konzertes selbst, und die grosse Theilnahme des Publikum's an demselben, mich zu erfreuen. Ich lernte hier, wo man noch in strengster magyarischer Opposition gegen Oesterreich lebte, einige stattlich, gut begabte junge Männer kennen, unter welchen Herr *Rosti* mir in freundlicher Erinnerung geblieben ist. Diese bereiteten mir eine idyllische Feier durch ein Gastmahl, abgehalten von wenigen Vertrauten, auf einer Insel der Donau, wo wir uns unter einer uralten Eiche, wie zu einer patriarchalischen Feier, niederliessen. Die Festrede hatte ein junger Advokat, dessen Namen ich leider vergessen habe, übernommen, welcher hierbei nicht nur durch das Feuer seines Vortrages, sondern namentlich auch durch den wirklich erhabenen Ernst seiner Gedanken, die auf einer vollkommenen Kenntniss aller meiner Arbeiten und Wirksamkeiten fussten, mich in Staunen und grosse Ergriffenheit versetzte. Die Rückfahrt ging auf der Donau wieder in den kleinen schnell fahrenden Kähnen des Ruderer-Vereines, zu welchem meine Gastgeber gehörten, vor sich, und hier erlebten wir nun die Wirkungen eines orkanartigen Gewitter-

Sturmes, welcher den mächtigen Strom in die wildeste Bewegung setzte. Eine einzige Dame, die Gräfin *Bethlen-Gabor,* begleitete uns hierbei, und befand sich mit mir in dem schmalen Kahne, welchen *Rosti* nebst einem Freunde als Ruderer leitete. Diese Beiden waren nur von der Angst besessen, ihr Kahn möge an einem der Holzflösse, auf welche uns die Fluth zutrieb, zerschmettert werden, und gaben sich desshalb die äusserste Mühe von diesen Flössen sich fern zu halten, während ich die einzige Rettung, namentlich auch der neben mir sitzenden Dame, darin ersah, dass wir uns auf ein solches Floss hinüber begeben könnten. Um diess gegen den Wunsch unserer Ruderer zu bewirken, erfasste ich mit der einen Hand, als wir daran streiften, den hervorragenden Pflock eines Flosses, und hielt damit das Schiff fest; während die beiden Ruderer aufschrieen, die «Ellida» sei verloren, hob ich schnell meine Dame aus dem Boot auf das Floss, liess meine Freunde getrost «Ellida» retten, und schritt nun, über die Flösse hinweg, endlich dem Ufer entlang, durch den furchtbarsten Sturm-Regen, aber doch sicher und fest, der Stadt zu. Mein Benehmen bei dieser Gefahr verfehlte nicht das Ansehen, in welchem ich bei meinen Freunden stand, einiger Maassen zu vermehren; worauf es denn noch zu einem feierlichen Banket in einem öffentlichen Garten kam, zu welchem sich eine grosse Anzahl von Theilnehmern eingefunden hatte. Hier wurde ich denn ganz ungarisch behandelt. Eine enorme Zigeuner-Musik-Bande war aufgestellt, und empfing mich bei meiner Annäherung mit dem Rakoczy-Marsche, welchen stürmische «Eljen's» der Gesellschaft begleiteten. Auch hier wurde sehr feurig beredt und kenntnissvoll von mir und meiner Wirksamkeit, welche weit über Deutschland hinausreiche, gesprochen. Die Einleitungen dieser Reden waren stets in ungarischer Sprache, und hatten zur Entschuldigung dafür zu dienen, dass man die eigentliche Rede dem Gaste zu Liebe deutsch halten würde. Auch wurde ich hierbei nicht «Richard Wagner», sondern «Wagner Richard» genannt.

Aber auch die oberste Militär-Behörde liess es nicht fehlen, in der Person des Feldmarschall's *Coronini* mir eine Huldigung darzubringen: ich ward von dem Grafen zu einer Vorstellung sämmtlicher Militär-Musikkräfte auf das Schloss von Ofen geladen, wo ich von ihm und seiner Familie sehr verbindlich empfangen, mit Gefrorenem traktirt, und zur Anhörung eines Konzertes von sämmtlichen Musikchören vom Balkon aus geleitet wurde. — Der Eindruck von diesem Allen erfrischte mich sehr, so dass es mir fast leid that, aus dem jugendlich belebenden Elemente, in welchem sich Pest gezeigt hatte, mich in mein stummes,

muffiges Wiener Asyl wieder zurück begeben zu müssen. — Auf meiner Rückreise, im Anfang August, traf ich für einen Theil der Fahrt mit Herrn *von Seebach*, dem von Paris her mir bekannten, freundlichen sächsischen Gesandten zusammen. Dieser beklagte sich über ungeheure Einbussen, welche er durch die schwierige Verwaltung seiner angeheiratheten, in Süd-Russland gelegenen Güter, von denen er jetzt soeben zurückkehre, erlitten habe; wogegen ich ihn über meine eigene Lage zu beruhigen suchte, was ihm sehr wohl gefiel.

Die kleine Einnahme aus den Pester Konzerten, von welchen ich sogar nur die Hälfte zurückbringen konnte, vermochte mich nicht sonderlich bei meinem Blick in die Zukunft zu beruhigen. Jetzt, nachdem Alles auf eine, wie ich vermeinte, dauernde Niederlassung verwendet war, handelte es sich darum, mich einer jährlichen sicheren, wenn auch nicht übermässigen, Gehalts-Einnahme zu versichern. Während ich hierfür meine Verbindungen mit Petersburg, und meinen auf diese gegründeten Plan, noch keineswegs aufzugeben mich gedrungen fühlte, kam es mir dennoch bei, die Versicherungen jenes *Réményi*, welcher sich eines grossen Einflusses auf die ungarische Magnaten-Welt rühmte, nicht gänzlich unbeachtet zu lassen, als er mir erklärte, dass es gewiss nichts Grosses sei, mir eine solche Pension mit ähnlichen Verpflichtungen, wie ich sie für Petersburg im Auge hätte, für Pest zu erwirken. Wirklich besuchte er mich schon bald nach meiner Rückkehr in Penzing, und zwar in Begleitung seines Adoptiv-Sohnes, des jungen *Plotenyi*, dessen ausgezeichnete Schönheit und Liebenswürdigkeit auf mich einen sehr freundlichen Eindruck machte. Dem Adoptiv-Vater selbst, obwohl er durch einen sehr genialen Vortrag des Rakoczy-Marsches auf der Violine sich meine grosse Anerkennung erwarb, musste ich jedoch bald anmerken, dass er mit seinen grossartigen Versprechungen es mehr auf einen augenblicklichen Eindruck auf mich, als auf eine dauernde Wirkung abgesehen hatte. Ich verlor ihn später, seiner Absicht entgegenkommend, aus dem Auge.

Während ich mich wieder mit Plänen für Konzertreisen beschäftigen musste, genoss ich einstweilen bei grosser Hitze meinen schattigen Garten, und begab mich mit meinem treuen Hunde *Pohl* allabendlich auf grössere Wanderungen, von denen die Sennerei zu St. Veit, mit schönem Milch-Genuss, mir die meiste Erquickung bot. Mein kleiner Freundeskreis beschränkte sich dabei immer auf *Cornelius*, und den endlich wieder genesenen *Tausig*, welcher Letztere jedoch durch seinen Umgang mit reichen österreichischen Offizieren mir für längere Zeit

wieder verschwand. Dagegen stellte sich, neben dem jüngeren, für einige Zeit auch der ältere *Porges* zu häufigen Ausflügen mit ein. Auch meine Nichte *Ottilie Brockhaus*, bei der von Seiten ihrer Mutter ihr befreundeten Familie *Heinrich Laube*'s wohnend, erfreute mich zu Zeiten durch ihren Besuch.

So oft ich mich jedoch ernstlich an meine Arbeit begab, stachelte mich immer wieder die bange Besorgniss für die ruhige Erhaltung meiner Tage auf. Da eine neue Reise nach Russland erst für die Osterzeit des nächsten Jahres in Anschlag gebracht werden konnte, hatte ich zunächst nur deutsche Städte für meine Zwecke vor mir. Von mancher Seite her, z. B. von Darmstadt, erhielt ich durchaus abschlägige Antwort; von Karlsruhe, wohin ich mich unmittelbar an den Grossherzog gewandt hatte, wurde mir für jetzt verzögernd geantwortet. Am meisten gerieth meine Zuversicht in das Schwanken, als ich auf meine schliessliche Anfrage in Petersburg, im Betreff des dort vorgelegten Planes, durch dessen Annahme ich einer geordneten Gehaltzahlung versichert worden wäre, eine durchaus abschlägige Antwort erhielt. Dort war es nun die im laufenden Sommer ausgebrochene polnische Revolution, welche, wie mir versichert wurde, alle Kräfte zu künstlerischen Unternehmungen lähmte. — Erfreulicher lauteten Nachrichten aus *Moskau*, wo man mir im nächsten Jahre einige gute Konzerte in Aussicht stellte. Jetzt entsann ich mich denn auch einer sehr zuversichtlichen Hinweisung auf *Kiew*, welches mir durch den Sänger *Setoff* als höchst lohnend empfohlen worden war. Auch hierüber trat ich in Correspondenz, und wurde ebenfalls auf die Ostern des nächsten Jahres, wo in Kiew sich der ganze kleine russische Adel versammelt, verwiesen. Das waren nun ferne Pläne, deren Ausführung, wenn ich sie jetzt in Ueberlegung zog, mir bereits alle Arbeitsruhe zu nehmen im Stande war. Jedenfalls hatte ich schon für eine lange Zeit bis dahin, wie für mich, so auch für *Minna* zu sorgen. Etwaige Aussichten auf eine Stellung in Wien konnte ich nur mit grösster Vorsicht auffassen, so dass mir beim Herannahen des Herbstes für jetzt nichts übrig blieb, als durch Aufnahme von Geld mir zu helfen, wobei, als in diesen Dingen ausserordentlich erfahren, *Tausig* mir zu Hülfe kam.

Wohl musste mir schon der Gedanke ankommen, dass ich auch meine Penzinger Niederlassung wiederum aufzugeben hätte; nur frug es sich stets, wohin? Keimte die Lust zum Komponiren ein Mal wieder auf, so drängte sich immer von Neuem die Sorge dazwischen und verwies mich, da es immer nur den Aufschub von Tag zu Tag galt, auf das

Studium der «Geschichte des Alterthum's» von *Dunker.* Endlich verschlang alle meine Zeit die Correspondenz um Konzerte. Zunächst musste *Heinrich Porges* wiederum für Prag arbeiten; er stellte mir jedoch auch ein Konzert in *Löwenberg,* bei sehr guten Dispositionen des dortigen Fürsten von *Hohenzollern,* in aussichtsvolle Berechnung. Auch ward ich auf *Hans von Bronsart* hingewiesen, welcher damals in Dresden eine Privat-Orchester-Gesellschaft leitete. Mit grosser Ergebenheit ging dieser auf meine Vorschläge ein, und es wurde zwischen uns die Zeit und das Programm eines von mir in Dresden zu dirigirenden Konzertes verabredet. Da nun noch der Grossherzog von *Baden* mir sein Theater für ein im November in Karlsruhe zu gebendes Konzert zur Verfügung stellte, glaubte ich in diesem Betreff für jetzt genug gethan zu haben, um auch nach anderer Seite hin einen Angriff zu machen. Ich verfasste für die *Uhl-Fröbel*'sche Zeitung, der «Botschafter», einen grösseren Artikel über das kaiserliche Hofoperntheater in Wien, in welchem ich Vorschläge zur gründlichen Reform dieses so sehr missleiteten Institutes bekannt gab, deren Vortrefflichkeit sogar von der Presse allgemein anerkannt wurde. Selbst in den höheren administrativen Kreisen schien ich einige Wirkung hervorgerufen zu haben; denn bald erfuhr ich, durch meinen Freund *Rudolf Liechtenstein,* dass man mit ihm wegen der Uebernahme der Intendanten-Stelle in einiges Vernehmen getreten war, was jedenfalls damit im Zusammenhange stand, dass man auch für mich eine Berufung zur Leitung des Hofoperntheater's in Erwägung gezogen hatte. Unter den Gründen zum Fallenlassen des Projektes machte sich auch, wie Liechtenstein mir mittheilte, die Befürchtung geltend, man würde unter dessen Intendanz wohl nur noch «Wagner'sche Opern» zu hören bekommen. —

Endlich that es mir wohl, aus der Beklommenheit meiner Lage mich durch den Aufbruch zu meinen Konzertreisen zu befreien. Zunächst, Anfangs November, gelangte ich nach Prag um dort abermals mein Glück in Bezug auf eine gute Einnahme zu versuchen; leider hatte hier *Heinrich Porges* diessmal die Vorbereitungen nicht in die Hand nehmen können, und seine Stellvertreter, in Schulen sehr beschäftigte Lehrer, waren der Sache nicht im gleichen Maasse gewachsen gewesen. Die Kosten hatten sich gesteigert, aber die Einnahme verringert, weil man die früheren hohen Preise nicht wiederum gewagt hatte. Ich wünschte das Fehlende durch ein zweites Konzert, wenige Tage darauf gegeben, eingebracht zu wissen: hierauf bestand ich, obwohl man mir davon abrieth, wobei, wie es sich zeigte, meine Freunde im Rechte waren.

Die Einnahme deckte diessmal kaum die Kosten, und da ich genöthigt gewesen war, das im ersten Konzert gewonnene Geld zur Auslösung eines in Wien zurückgelassenen Wechsels von mir zu schicken, blieb mir jetzt zur Bezahlung meiner Gasthof-Rechnung und meiner Weiterreise nur übrig, das Anerbieten eines sich als Protektor gebärdenden Banquiers zur Hülfe aus der Verlegenheit anzunehmen. — In der diesen Vorgängen entsprechenden Stimmung lenkte ich nun meine Reise nach Karlsruhe, und diess zwar unter höchst mühseligen Umständen, über Nürnberg und Stuttgart, bei grosser Kälte und unter stäten Verzögerungen. Hier in Karlsruhe versammelten sich sogleich verschiedene Freunde um mich, welche der Ruf des Vorhabens hieher gezogen hatte. *Richard Pohl* aus Baden, der nie fehlte, *Mathilde Maier,* Frau *Betty Schott,* meine Verlegerin, selbst *Raff* aus Wiesbaden und *Emilie Genast,* sogar der damals vor kurzem in Stuttgart als Kapellmeister angestellte *Karl Eckert,* fanden sich ein. Für das erste, am 14. November stattfindende Konzert, hatte ich sofort mit den Sängern meine Noth, da der Baritonist *Hauser,* für «Wotan's Abschied» und «Hans Sachs'» Schuster-Lied, erkrankt war, und für ihn ein stimmloser aber sehr routinirter Vaudeville-Sänger eintreten musste, — was nach *Eduard Devrient*'s Ansicht gar nichts ausmachte. Dieser Letztere, mit welchem ich nur im alleroffiziellsten Sinne zu verkehren hatte, war übrigens für die Herstellung namentlich des Orchesterbaues nach meinen Angaben sehr korrekt besorgt gewesen. Von der Seite des Orchester's her hatte überhaupt das Konzert einen sehr guten Verlauf, so dass der Grossherzog, welcher mich in seiner Loge sehr wohlwollend empfangen hatte, eine Wiederholung der Aufführung in acht Tagen wünschte. Ich sprach hiergegen sogleich meine Bedenken aus, da mich bereits meine Erfahrungen gelehrt hatten, dass der starke Besuch von derlei Konzerten, namentlich bei hohen Preisen, allergrössten Theiles stets nur durch die Neugierde der oft von weit her zusammentreffenden Zuhörer sich erklären lasse, wogegen die eigentlichen Kunstverständigen und für die Sache selbst sich Interessirenden immer nur eine geringe Anzahl ausmachten. Der Grossherzog bestand jedoch darauf, da er seiner Schwiegermutter, der Königin *Augusta,* welche in wenigen Tagen ankommen werde, den Genuss meiner Leistung darbieten wollte. Besonders lästig war es mir, die lange Zeit in meinem Karlsruher Gasthof allein zuzubringen, als mir *Marie Kalergis,* soeben verheirathete *Moukhanoff,* welche sich zu meiner Freude ebenfalls eingefunden hatte, mit einer Einladung nach Baden-Baden, wo sie jetzt residirte, freundlich entgegenkam. Dort empfing mich meine

Freundin sofort im Bahnhof, und bot mir ihre Begleitung nach der Stadt an, welche ich ablehnen zu müssen glaubte, da ich mich in meinem «Räuberhute» nicht anständig genug ausnehmen dürfte; mit der Versicherung «wir tragen hier alle solche Räuberhüte», hing sie sich jedoch in meinen Arm, und so gelangten wir in die Villa von *Pauline Viardot*, wo wir das Diner einnehmen mussten, da meine Freundin in ihrem eigenen Hause noch nicht genügend eingerichtet war. An der Seite meiner alten Bekannten, lernte ich jetzt den russischen Dichter *Turgenjeff* kennen; ihren eigenen Gemahl stellte mir Mme. *Moukhanoff* mit dem Bedenken darüber vor, was ich zu dieser Heirath sagen würde. Sie bemühte sich, von ihrer welterfahrenen Umgebung unterstützt, während unseres Zusammensein's eine erträgliche Unterhaltung in's Werk zu setzen. Von der vortrefflichen Absicht meiner Freundin und Gönnerin sehr befriedigt, verliess ich für diessmal Baden, um meine Zeit durch einen kleinen Abstecher nach Zürich auszufüllen, wo ich nochmals im Hause der Familie *Wesendonck* mich einige Tage auszuruhen suchte. Einen Gedanken, mir in meiner aufrichtig vor ihnen besprochenen Lage behülflich zu sein, sah ich bei meinen Freunden nicht aufkeimen. So wendete ich mich nach Karlsruhe zurück, wo ich am 19. November mein zweites Konzert, wie voraus gesehen, vor schwach besetztem Saale abhielt. Nur die Königin *Augusta* sollte, nach der Meinung des grossherzoglichen Paares, mir etwa aufkommende unangenehme Eindrücke zerstreuen: wiederum ward ich in die Hofloge eingeladen und fand alle Fürstlichkeiten um die Königin versammelt, welche, mit einer blauen Rose auf der Stirn geschmückt, mir dasjenige Belobende auszudrücken hatte, auf was der badische Hof mit höchster Gespanntheit lauschte; nur als die hohe Dame nach einigen Allgemeinheiten in das nähere Détail einzugehen hatte, trat sie die Kundgebung hierüber an ihre Tochter ab, weil diese davon mehr verstehe als sie. Des anderen Tags erhielt ich meinen Antheil an der Einnahme, welcher auf die Hälfte derselben nach Abzug der Kosten berechnet war, mit 100 Gulden zugesandt. Ich kaufte mir dafür sofort einen Pelz, für welchen 110 Gulden verlangt waren, davon ich aber zehn Gulden, unter der Hinweisung darauf, dass meine Einnahme nur 100 Gulden betragen, abhandelte. Nun aber gelangte noch das Privat-Geschenk des Grossherzog's an mich, welches in einer goldenen Dose mit 15 Louisd'or darin bestand. Ich hatte hierfür schriftlich meinen Dank abzustatten, und zugleich einen Entschluss darüber zu fassen, ob ich nach den kummervollen Ermüdungen der letzten Wochen noch die Reihe der mir gewordenen Enttäuschungen

durch ein in Dresden zu gebendes Konzert vermehren wollte. Vieles, ja fast Alles was ich im Betreff eines Besuches in Dresden zu berücksichtigen hatte, stimmte mich dafür, mir ein Herz zu fassen und dem freundlichst hierfür besorgten *Hans von Bronsart* in letzter Stunde zu melden, dass er alles Vorbereitete rückgängig machen und mich in Dresden nicht erwarten möge, was er, obwohl es ihm gewiss grosse Beschwerden verursachte, mit schönem Anstande entgegennahm.

Noch wollte ich nun einen Versuch mit der Firma *Schott* in Mainz machen, und wandte mich daher in nächtlicher Reise dorthin, wo die Familie *Mathilde Maier*'s mir ein gemüthliches Unterkommen in ihrer kleinen Wohnung für den Tag meines Dortseins freundlich aufgenöthigt hatte. In der kleinen «Karthäusergasse» wurde ich für einen Tag und eine Nacht auf das Angelegentlichste verpflegt, und von hier aus unternahm ich einen neuen Einfall in die Schott'sche Verlagshandlung, ohne jedoch grosse Beute zu gewinnen, da ich mich weigerte, die für das Konzert ausgezogenen und hergerichteten Stücke aus meinen neuen Werken einzeln, eben für den Konzert-Gebrauch, herauszugeben.

Da mir jetzt als einzig ergiebig nur noch mein Konzert in *Löwenberg* bevorstand, richtete ich jetzt meinen Weg dahin, schlug hierfür aber, um Dresden zu vermeiden, den kleinen Umweg über Berlin ein, wo ich nach durchfahrener Nacht sehr ermüdet am 28. November früh eintraf und von *Bülow*'s, wie ich mir erbeten, empfangen, zugleich aber auf das Eindringlichste dazu beredet wurde, meine im Sinne gehabte sofortige Weiterreise nach Schlesien auf einen Tag, welchen ich ihnen schenken sollte, zu unterbrechen. *Hans* wünschte wohl vor Allem auch, dass ich einer Konzert-Aufführung, welche an diesem Abend unter seiner Direktion stattfand, beiwohnte, was mich denn wohl auch zum Bleiben bestimmte. Bei kalter, rauher und trüber Witterung unterhielten wir uns, so gut gelaunt wie möglich, über meine widerwärtige Lage. Um meine Fonds zu vermehren ward beschlossen, die goldene Dose des Grossherzog's von Baden unserm alten Freunde, dem guten *Weitzmann*, zum Verkauf zu übergeben. Im Hôtel «Brandenburg», wo ich mit *Bülow*'s speiste, ward mir der Erlös mit ungefähr 90 Thalern übermittelt, wobei es an Scherzen über diese Stärkung meines Dasein's nicht fehlte. Da *Bülow* Vorbereitungen zu seinem Konzerte zu treffen hatte, fuhr ich mit *Cosima* allein, noch ein Mal in einem schönen Wagen, auf die Promenade. Diessmal ging uns schweigend der Scherz aus: wir blickten uns stumm in die Augen und ein heftiges Verlangen nach eingestandener Wahrheit übermannte uns zu dem keiner Worte be-

dürfenden Bekenntnisse eines gränzenlosen Unglückes, das uns belastete. Uns war Erleichterung geworden. Eine tiefe Beruhigung gab uns die Heiterkeit, ohne Beklemmung dem Konzerte beizuwohnen, in welchem sogar eine vollendet feine und schwungvolle Aufführung der kleineren Beethoven'schen Konzert-Ouverture (C-dur), sowie die ebenfalls von *Hans* sehr sinnig bearbeitete Gluck'sche Ouverture zu «Paris und Helena» sogar deutlich meine Aufmerksamkeit fesseln konnten. Wir gewahrten *Alwine Frommann,* und trafen während der Pause auf der grossen Treppe des Konzert-Saales mit ihr zusammen; nachdem der zweite Theil begonnen, und diese Treppe wieder leer geworden war, verweilten wir, auf einer Stufe derselben niedergesetzt, mit der alten Freundin noch längere Zeit in traulich heiterem Gespräche. Noch hatten wir uns nach dem Konzerte bei Freund *Weitzmann* zu einem Souper einzufinden, dessen wuchtige Copiosität uns der tiefsten Seelenruhe Bedürftige in fast wüthende Verzweiflung versetzte. Doch war der Tag beschlossen, nach einer in der Bülow'schen Wohnung verbrachten Nacht, trat ich meine Weiterreise an, beim Abschied an jene erste wunderbar ergreifende Trennung von *Cosima* in Zürich in der Weise gemahnt, dass mir die dazwischen liegenden Jahre als ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung verschwanden. Nöthigte damals das ahnungsvoll Unverstandene zum Schweigen, so war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Erkannten Worte zu geben. — Auf einer schlesischen Bahnstation empfing mich Kapellmeister *Seifriz,* um mich in einem fürstlichen Wagen nach Löwenberg zu geleiten. — —

Der alte Fürst von *Hohenzollern-Hechingen,* durch seine grosse Befreundung mit *Liszt* auch mir vorzüglich gewogen, war durch *Heinrich Porges,* welcher auf einige Zeit zu ihm berufen gewesen, von meiner Lage in Kenntniss gesetzt worden, und hatte mich nun zur Aufführung eines, nur für Eingeladene in seinem bescheidenen Schlosse zu gebenden Konzertes zu sich eingeladen. Nach freundlicher Aufnahme in einer, im Parterre seines Hauses gelegenen, Wohnung, zu welcher er sich sehr häufig, auf seinem Rollstuhle gefahren, von seinen gegenüber liegenden Zimmern begab, durfte ich mich hier nicht unbehaglich und selbst einiger Maassen hoffnungsvoll fühlen. Sogleich ging ich an das Einüben der von mir gewählten Bruchstücke aus meinen Opern mit dem ganz leidlich bestellten Privat-Orchester des Fürsten, welchen Studien mein Wirth stets mit grosser Befriedigung anwohnte. Die Mahlzeiten wurden mit grosser Gemüthlichkeit gemeinsam eingenommen; am Tage der Konzert-Aufführung selbst aber kam es zu einer Art von Gala-Diner,

bei welchem ich durch die Anwesenheit der von Zürich her mir genauer befreundeten *Henriette von Bissing,* der Schwester der Frau Dr. *Wille* in Mariafeld, überrascht wurde. In der Nähe Löwenberg's begütert, war auch sie vom Fürsten eingeladen worden, und bezeugte jetzt mir die treue Fortdauer ihrer enthusiastischen Anhänglichkeit. Sehr verständig und witzig, ward sie mir sogleich zur bevorzugten Gesellschafterin. Nachdem das Konzert ganz erträglich verlaufen, hatte ich am anderen Tage noch einen Wunsch des Fürsten zu erfüllen, indem ich ihm die Beethoven'sche C-moll-Symphonie privatim aufführte; auch diesem wohnte Frau von *Bissing,* welche seit einiger Zeit Wittwe geworden war, bei, und sie versprach mir, auch nach Breslau, zu dem dort zu gebenden Konzerte, kommen zu wollen. Vor meiner Abreise von Löwenberg stellte mir Kapellmeister *Seifriz* das mir bestimmte Geschenk des Fürsten in 1400 Thalern zu, und zwar mit der Bezeigung des Bedauern's für jetzt mich nicht reichlicher bedenken zu können. Nach allen von mir bisher gemachten Erfahrungen wahrhaft überrascht und befriedigt, freute es mich meinen herzlichsten Dank dem wackeren Fürsten in ausdrucksvoller Weise kund geben zu können.

So reiste ich denn nach Breslau, wo mir Konzertmeister *Damrosch,* von meinem letzten Besuche in Weimar her mir bekannt und durch Liszt empfohlen, ebenfalls ein Konzert besorgt hatte. Leider stimmte mich hier Alles ungemein traurig und verzweiflungsvoll: die ganze Angelegenheit, wie es andererseits wohl auch zu erwarten stand, war in kleinlichster Weise eingeleitet. Ein ganz abscheuliches Konzertlocal, welches für gewöhnlich nur als Bierhalle diente, und mit dem Hintergrunde auf ein kleines Tivoli-Theater mit davor herabgelassenem, entsetzlich gemeinem Vorhange ausging, und in welchem ich mir erst einen erhöhten Bretterboden für das Orchester herbeischaffen lassen musste, widerte mich so stark an, dass ich eigentlich sofort die schlecht aussehenden Musiker entlassen wollte. Mein beängstigter Freund *Damrosch* musste mir wenigstens versprechen, den fürchterlichen Tabaksgeruch des Lokales neutralisiren zu lassen. Da er mir dennoch im Betreff der Einnahme gar keine Garantie zu bieten hatte, konnte nur die Rücksicht darauf, ihn nicht stark zu kompromittiren, mich endlich noch zur Ausführung des Konzertes bestimmen. Zu meinem Staunen sah ich fast das ganze Lokal, namentlich den Vordertheil desselben, nur von Juden inne gehabt, und dass ich überhaupt nur der angeregten Theilnahme dieses Theiles der Bevölkerung irgend welchen Erfolg zu verdanken hatte, erfuhr ich des andern Tages, als ich einem von *Damrosch* mir zu Ehren

veranstalteten Mittags-Mahle beiwohnte, an welchem nur Juden theilnahmen. Wie ein Licht-Strahl aus einer bessern Welt hatte mich dagegen schon beim Verlassen des Konzert-Saales die Erscheinung des Fräulein *Marie von Buch* erheitert, welche mit ihrer Grossmutter von den Hatzfeld'schen Gütern zur Assistenz meines Konzertes herbeigeeilt war, und in einem zur Loge dienenden Bretterverschlage bis nach der Entfernung des Publikum's mein Vorbeigehen erwartet hatte. So trat die junge Dame auch nach dem Schlusse des Damrosch'schen Diners in Reisekleidern noch ein Mal an mich heran, um mir mit freundlichen und theilnehmenden Versicherungen die wohl angemerkte Trauer über meine Lage einigermaassen zu benehmen. Ich dankte ihr für diese Bezeigungen noch brieflich nach meiner Rückkehr nach Wien, welches sie mit dem Begehren eines Albumblattes erwiederte; diesem fügte ich, eingedenk des erschütternden Eindruckes, mit dem ich Berlin verlassen hatte, gleichsam als Mittheilung meiner Seelenstimmung an eine nicht Unwürdige, die Worte Calderon's ein: «Was unmöglich zu verschweigen und unmöglich auszusprechen», womit ich, nur mir bewusst, das einzig in mir Lebende mit glücklicher Unverständlichkeit einem mir befreundeten Wesen mitgetheilt zu haben glaubte.

Von durchaus andren Folgen war dagegen meine erneuete Begegnung mit *Henriette von Bissing* in Breslau gewesen. Diese war mir hierher nachgefolgt und im gleichen Gasthofe wie ich abgestiegen. Sie schien namentlich wohl auch durch mein krankhaftes Aussehen bestimmt, einem grossen Mitgefühl für mich und meine Lage Raum zu geben. Ohne Scheu stellte ich ihr die Letztere dar und bezeichnete hierbei die seit meinem Fortgange von Zürich im Jahre 1858 eingetretene Störung einer mir und meinem Berufe einzig förderlichen gleichmässigen Lebensordnung, sowie mein bis jetzt, ebenso oft wiederholtes als stets vergebliches, Ringen nach Gewinnung einer förderlich andauernden Ordnung meiner äusseren Verhältnisse. Meine Freundin scheute sich nicht, der Beziehung zwischen Frau *Wesendonck* und meiner Frau eine Schuld beizumessen, welche sie nun selbst zu sühnen sich berufen fühle. Sie stimmte meiner Niederlassung in Penzing bei, und wünschte nur, dass ich durch keinerlei Unternehmung nach Aussen ihre wohlthätige Wirkung auf mich beeinträchtigen möchte. Von meinem Plan, nothgedrungener Weise schon diesen Winter Russland des Geldes wegen zu bereisen, wollte sie durchaus nichts hören, und übernahm es dagegen, aus ihrem eigenen, allerdings sehr bedeutenden, Vermögen mir die nicht geringe Summe zu verschaffen, welche mich auf längere Zeit unabhängig erhalten sollte.

Für einige Zeit müsste ich mir noch zu helfen suchen, so gut und schlimm es eben ginge, da sie wohl nur mit, vielleicht nicht unbedeutender, Mühe das versprochene Geld mir zur Disposition würde stellen können.

Von dem Eindrucke dieser Begegnung trostreich gestimmt, kehrte ich nun am 9. Dezember nach Wien zurück. Bereits hatte ich von Löwenberg den grössten Theil des fürstlichen Geschenkes, theils für Minna, theils zur Bezahlung von entstandenen Schulden, nach Wien zu schicken gehabt. Mit geringer Baarschaft, aber nun gründlich gefasster Hoffnung, konnte ich meine wenigen Freunde jetzt in erträglicher Laune begrüssen. Von diesen stellte sich fortan *Peter Cornelius* allabendlich bei mir ein, und es begründete sich zwischen uns, zu denen auch *Heinrich Porges*, sowie *Gustav Schönaich* sich zu Zeiten gesellten, ein traulicher Gewohnheits-Verkehr ein. Für den Weihnachts-Abend lud ich sie alle zu mir, und bei angezündetem Christbaume bescheerte ich jedem von ihnen eine beziehungsvolle Kleinigkeit. Auch bekam ich jetzt noch ein Mal zu thun, da *Tausig* für ein, von ihm im grossen Redouten-Saale zu gebendes, Konzert meine Mitwirkung erbat. Neben einigen Bruchstücken aus meinen neuen Opern, führte ich zu meiner besonderen Genugthuung auch, und zwar ganz nach meinem Sinne, die Ouverture zu «Freischütz» auf, davon die Wirkung selbst für das Orchester eine ganz überraschende war. — Für eine offizielle Beachtung meiner Leistungen zeigte sich aber nicht die mindeste Aussicht; ich war und blieb von höherer Stelle unbeachtet. Die Mittheilungen der Frau *von Bissing* deckten allmählig Schwierigkeiten auf, denen sie bei der Erfüllung ihres Versprechens begegnete: doch blieben sie immer noch hoffnungsvoll, so dass ich mit guter Laune den Sylvester-Abend bei *Standhartner*'s zubringen, und durch ein ebenso humoristisches als weihevolles Gelegenheitsgedicht von Cornelius erfreut werden konnte.

Das neue Jahr 1864 trat jedoch mit bald immer ernsterer Miene an mich heran. Ich erkrankte an einem schmerzlich sich steigernden katarrhalischen Leiden, welches Standhartner's Fürsorge häufig in Anspruch nahm. Noch ernstlicher wurde ich aber durch die Wendung bedroht, welche die Mittheilungen der Frau *von Bissing* jetzt nahmen. Wie es schien, konnte sie ohne Hilfe ihrer Hamburger Familie, der des Schiffsrheders *Sloman*, das mir versprochene Geld nicht erheben, und hatte dagegen von hier aus die heftigsten, wie es schien auch mit Verleumdungen gegen mich gewürzten, Abmahnungen zu bekämpfen. Bereits beunruhigten mich diese Umstände der Art, dass ich wünschte der Hülfe dieser Freundin gänzlich entsagen zu dürfen, und ich nahm

hierfür meine früheren Pläne auf Russland ernstlich wieder auf. Frl. *von Rhaden,* an welche ich mich wiederum gewandt hatte, musste mir von jedem Versuche, Petersburg zu besuchen, dringend abrathen, da ich selbst den Weg dahin, der in den polnischen Provinzen entstandenen Kriegsunruhen wegen, nicht frei, so wie auch im Allgemeinen gar keine Beachtung in Petersburg selbst finden würde. Noch wurde mir aber ein Besuch von Kiew, mit einer Aussicht auf einen Gewinn von 5000 Rubel, als durchaus möglich erklärt. Dahin richtete ich nun meine Gedanken, und entwarf mit *Cornelius,* der mich dorthin begleiten wollte, den Plan. über das schwarze Meer nach Odessa, und von dort aus nach Kiew zu reisen, wofür wir beide uns bereits mit den gehörigen Pelzen zu versehen beschlossen. Einstweilen blieb mir nichts andres übrig, als durch immer neue Wechsel auf kurze Frist zur Bezahlung von allen, ebenfalls auf kurze Frist lautenden Wechseln zu denken. Ich gerieth hierdurch in ein wirthschaftliches System, welches, da es auf offenbaren und unaufhaltsamen Ruin hinausgeht, nur durch die Annahme einer endlich noch rechtzeitig eintretenden gründlichen Hülfe geklärt werden konnte. In diesem Betreff musste ich mich endlich gedrängt fühlen, von meiner Freundin die bestimmte Erklärung zu erbitten, nicht ob sie mir sofort helfen *könne,* sondern ob sie überhaupt mir helfen *wolle,* da ich den Verfall meiner Lage nicht mehr aufzuhalten im Stande sei. Sie musste durch mir unbekannte Vorstellungen sich im höchsten Grade gepeinigt fühlen, als sie es über sich gewann mir ungefähr so zu antworten: «Sie wollen endlich auch wissen, ob ich *will*? Nun denn, in Gottes Namen: *nein!*» Für dieses mir damals ganz unerklärliche, und einzig durch die Schwäche ihres nicht unabhängigen Charakters verständlich Dünkende, erhielt ich wenige Zeit hierauf, durch ihre Schwester, Frau Dr. *Wille,* eine sehr überraschende Aufhellung.

Unter diesen Schwankungen war jetzt bereits der Monat Februar zu Ende gegangen, und während ich mit *Cornelius* unsern russischen Reiseplan ausarbeitete, erhielt ich von Kiew und Odessa die Nachricht, dass für dieses Jahr von jeder künstlerischen Unternehmung dort abzurathen sei. Es stellte sich mir klar heraus, dass unter den eingetretenen Umständen an eine Aufrechthaltung meiner Lage in Wien, so wie meiner Haushaltung in Penzing, nicht mehr zu denken war, da sich mir nicht nur keinerlei Aussicht auf, wenn auch nur vorübergehenden, Gelderwerb zeigte, sondern auch meine Wechselschulden, die sich nach dem genügend bekannten Wucher-Systeme bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert hatten, in der Art drohend mich bedrängten, dass, ohne eine ausser-

ordentliche Hülfe, selbst meine Person davon betroffen wurde. In dieser Lage wendete ich mich mit vollster Offenheit, zunächst jedenfalls nur um Rath, an den kaiserlichen Landgerichtsrath *Eduard Liszt,* den jungen Oheim meines alten Freundes *Franz.* Dieser hatte sich mir bereits bei meinem ersten Aufenthalt in Wien als warm ergebener und zu jeder Dienstleistung erbötiger Mann bekannt gemacht. Für die Auslösung meiner Wechsel konnte er natürlich keinen anderen Weg ersehen, als die Dazwischenkunft eines reichen Gönner's, welcher die Gläubiger abfinden würde. Er glaubte eine Zeit lang, eine mir sehr geneigte, zugleich reiche Kaufmanns-Frau, Madame *Schöller,* würde die Mittel hierzu besitzen und anzuwenden willig sein. Auch *Standhartner,* für den ich keinen Hehl hatte, vermeinte in diesem Sinne für mich etwas erwirken zu können. Hierdurch ward meine Lage wiederum auf einige Wochen im Schwanken erhalten, bis es sich herausstellte, dass meine Freunde mir höchstens so viel bieten konnten, dass ich eine durchaus nothwendig dünkende Flucht nach der Schweiz ausführen könnte, wo und von wo aus ich, mit bis dahin geschützter Person, für die später zu ermöglichende Einlösung der von mir ausgestellten Wechsel Mittel finden müsste. Dem Gerichtsmanne *Eduard Liszt* schien dieser Ausweg namentlich auch desshalb erwünscht, weil er dadurch in die Lage gelangen könnte, den an mir ausgeübten unerhörten Wucher bestrafen zu lassen. — Während der bänglichen Zeit der letzten Monate, welche eine undeutliche Hoffnung stets noch durchzogen hatte, war der Verkehr mit meinen wenigen Freunden andauernd lebhaft geblieben. Ganz regelmässig stellte sich jeden Abend noch immer *Cornelius* ein, zu welchem sich *O. Bach,* sowie der kleine Graf *Laurencin,* ein Mal auch *Rudolph Liechtenstein,* gesellten. Mit *Cornelius* begann ich allein die Wiederaufnahme der Lektüre der «Ilias»: als ich an den «Schiffskatalog» kam, wollte ich denselben überschlagen; allein *Peter* bestand darauf, und bot sich selbst zum Vorlesen desselben an: ob wir ihn noch ganz zu Ende lasen, entsinne ich mich nicht mehr. Dafür bestand meine einsame Lektüre in der Geschichte des Grafen *Rancé* von *Chateaubriand,* welche mir *Tausig* in das Haus gebracht hatte, der nun aber selbst spurlos verschwunden war, bis er nach einiger Zeit als Bräutigam einer ungarischen Klavierspielerin wieder auftauchte. Ich befand mich in dieser Zeit stets sehr leidend und von schmerzhaften katarrhalischen Zuständen heftig geplagt. Todesgedanken traten mir so nahe, dass ich endlich zu ihrer Abwehr keine Lust mehr empfand. Ich ging an die Vererbung von Büchern und Manuscripten, von denen *Cornelius* ein Theil zufiel. Schon vor

einiger Zeit hatte ich an *Standhartner* meinen übrigen, in der Wohnung von Penzing befindlichen, leider jetzt gänzlich problematisch gewordenen Besitzstand, zum vorsorglichen Schutz empfohlen. Da jetzt meine Freunde mir mit grösster Bestimmtheit die Flucht-Bereitschaft anempfahlen, hatte ich mich, da der Weg nach der Schweiz führen sollte, an *Otto Wesendonck* mit der Bitte um Aufnahme in seinem Hause gewendet. Dieser schlug meine Bitte ganz vollständig ab; worauf ich nicht umhin konnte, ihn durch eine Antwort meinerseits auf sein Unrecht aufmerksam zu machen. Es galt jetzt meine Verreisung, als eine kurze und auf schnelle Wiederkunft berechnete, auszuführen. *Standhartner*, in der grössten Sorge meinen Fortgang nicht bemerkt werden zu lassen, liess mich in seine Wohnung zum Mittagessen kommen, wohin mein Diener *Franz Mrazek* mir meinen Reisekoffer zustellte. Von ihm, seiner Frau *Anna* und dem guten Hunde *Pohl*, nahm ich sehr beklommenen Abschied. Standhartner's Stiefsohn, *Karl Schönaich*, dieser unter Schmerzen und Weinen, so wie *Cornelius*, der dagegen in frivol angelegter Laune war, begleiteten mich nach dem Bahnhof, wo ich am 23. März Nachmittags abfuhr, um zunächst mich in München, wie ich hoffen durfte, unbeachtet, von den schrecklichen Aufregungen der letzten Zeit während zweier Tage zu erholen. Diese brachte ich daselbst im «bayerischen Hofe» zu, von wo aus ich gelegentlich einige Gänge durch die Stadt unternahm. Es war Charfreitag: bei sehr rauhem Wetter, schien die Stimmung dieses Tages die ganze Bevölkerung, welche ich in tiefste Trauer gekleidet von Kirche zu Kirche sich bewegen sah, einzunehmen. Vor wenigen Tagen war der den Bayern so lieb gewordene König *Maximilian II.* gestorben, und hatte seinen Sohn in dem so jugendlichen, dennoch bereits zum Antritt der Regierung berechtigenden Alter von $18^1/_2$ Jahren, als Thron-Erben hinterlassen. An einem Schaufenster sah ich ein Porträt des jungen Königs *Ludwig II.*, welches mich mit der besonderen Rührung ergriff, die uns Schönheit und Jugend in vermutheter ungemein schwieriger Lebenslage erweckt. Hier schrieb ich eine humoristische Grabschrift für mich auf, und reiste nun unbehelligt über den Bodensee, abermals in Flucht begriffen, und Asyl-bedürftig, nach Zürich, von wo aus ich mich sofort nach Mariafeld, dem Gute des Dr. *Wille*, begab.

An die, von meinem früheren Züricher Aufenthalt mir vertraut gewordene, Frau jenes meines, sonst mir ziemlich fern stehend gebliebenen Freundes, hatte ich mich bereits brieflich um Aufnahme für einige Tage gemeldet, um die nöthige Zeit zur Aufsuchung eines mir geeignet dünkenden Unterkommens in einer der Ortschaften des Züricher

See's aufzusuchen; was sie mir freundlich gewährt hatte. Den Dr. *Wille* selbst traf ich jetzt noch nicht an, da er auf einer Vergnügungsreise nach Konstantinopel begriffen war. Es fiel nicht schwer der Freundin meine Lage begreiflich zu machen, zu deren Abhülfe ich sie höchst willig aufgelegt fand. Zunächst räumte sie mir einige Wohnzimmer in dem ehemals von *Frau von Bissing* bewohnten Nebengebäude ein, aus welchem jedoch das frühere, nicht unbehagliche Mobiliar entfernt war. Ich hatte den Wunsch, mich selbst zu beköstigen, musste aber ihrer Bitte, diese Sorge für sich zu übernehmen, nachgeben. Nur fehlte es an Mobiliar, und hierfür glaubte sie sich an Frau *Wesendonck* wenden zu dürfen, welche ihr sofort einiges Entbehrliche aus ihrem Hausrathe, sowie ein Pianino zusandte. Auch wünschte sie, um einen üblen Schein abzuwenden, dass ich meinen alten Freunden in Zürich einen Besuch machen möchte; grosse Kränklichkeit, durch die schwer heizbaren Räume vermehrt, hielten mich so lange davon ab, bis *Otto* und *Mathilde Wesendonck* uns selbst in Mariafeld aufsuchten. Dieses Paar schien sich in sehr unklarer und gespannter Lage zu befinden, davon die Gründe mir nicht ganz unerkenntlich waren, in meinem Benehmen jedoch keine Beachtung fanden. Schlechte Witterung und tiefster Unmuth verschlimmerten fortwährend meine katarrhalischen Leiden, welche mich auch unfähig dazu machten, in den benachbarten Ortschaften mich nach einer Wohnung umzusehen. In meinem Karlsruher Pelz von Früh bis Abend eingehüllt, verbrachte ich die schauerlichen Tage mit betäubender Lektüre, zu welcher Frau *Wille* mir einen Band nach dem andren in meine Abgeschiedenheit herübersandte. Ich las «Siebenkäs» von *Jean Paul,* das «Tagebuch» *Friedrich's des Grossen, Tauser,* Romane von *G. Sand, Walter Scott,* endlich auch «Felicitas», aus der Feder meiner theilnehmenden Wirthin selbst. Von aussen gelangte an mich, ausser einem heftigen Lamento *Mathilde Maier's*, nur, wunderlich genug mich erfreuend, eine Sendung von 75 Franken Pariser Tantiemen, von Truinet mir zugesandt. Hierüber gerieth ich, in halblauniger, halb galgenhumoristischer Unterredung mit Frau *Wille,* darauf, was ich wohl zu thun hätte, um mich vollständig aus meiner elenden Lebenslage zu befreien. Wir verfielen unter Andrem auf die Nothwendigkeit, eine Scheidung von meiner Frau herbei zu führen, um auf eine reiche Heirath ausgehen zu können. Da mir alles räthlich und nichts unräthlich erschien, schrieb ich wirklich an meine Schwester *Luise Brockhaus,* ob sie nicht in einer vernünftigen Unterredung *Minna* dazu bringen könnte, sich fortan nur an das ausgesetzte Jahrgeld, nicht aber an meine Person mehr zu halten; worauf

mir mit grossem Pathos der Rath gegeben ward, doch fürerst noch an die Feststellung meines Rufes zu denken, und durch ein neues Werk mich in unangefochtenen Credit zu setzen, was dann ja wohl mir auch ohne exzentrische Schritte zum Guten verhelfen würde: jedenfalls würde ich gut thun, mich um die frei gewordene Kapellmeisterstelle in Darmstadt zu bewerben. — Aus Wien bekam ich sehr schlimme Nachrichten: um, vor allen Dingen, mein in der dortigen Wohnung zurückgelassenes Mobiliar zu beschützen, hatte *Standhartner* einen Verkauf auf Wiederkauf desselben mit einem Wiener Negozianten abgeschlossen, worüber ich meine höchste Entrüstung zurückäusserte, da ich namentlich hierdurch meinen Hauswirth, welchem ich in den nächsten Tagen einen Mieth-Zins schuldig wurde, beeinträchtigt sah. Es gelang mir durch Frau Dr. *Wille*, das nöthige Geld zur Bezahlung dieses Zinses zu meiner Verfügung zu erhalten, welches ich jetzt sofort dem Baron *Rackowitz* zusandte. Leider erfuhr ich jedoch, dass *Standhartner* mit *Eduard Liszt* bereits reine Wirthschaft gemacht, aus dem Ertrag der Möbel die Hausmiethe bezahlt, und hierdurch mir jede Rückkehr nach Wien, welche sie beide für durchaus verderblich für mich hielten, abgeschnitten hatten. Da mir zugleich aber *Cornelius* meldete, dass *Tausig*, der bei einem der Wechsel mit unterzeichnet hatte, durch mich von der von ihm gewünschten Rückkehr nach Wien sich abgehalten sah (er war damals in Ungarn), ward ich davon so empfindlich betroffen, dass ich auf jede Gefahr hin sofort nach Wien zurück zu reisen mich entschloss. Ich kündigte diess meinen dortigen Freunden an, entschied mich jedoch dafür, zuvor erst zu versuchen, ob ich mich mit so viel Geld versehen könnte, dass ich meinen Gläubigern einen Vergleich anzubieten im Stande wäre. Hierfür hatte ich mich auf das Dringendste, und nicht ohne heftige Vorwürfe über sein Benehmen gegen mich, an *Schott* nach Mainz gewendet. Den Ausgang dieser Bemühungen abzuwarten und in etwas grösserer Nähe zu betreiben, beschloss ich jetzt, mich von Mariafeld nach Stuttgart zu wenden. Zur Ausführung dieser Diversion bestimmten mich noch andere, und zwar folgende Beweggründe.

Dr. *Wille* war zurückgekehrt, und sogleich konnte ich ihm anmerken, dass ihm mein Aufenthalt in Mariafeld beängstigend sei, da er vermuthlich befürchten mochte, es könnte auch auf seine Hülfe für mich gezählt werden. In einiger Beschämung, zu welchem ihn mein hierauf folgendes Verhalten veranlasste, bekannte er mir in einer aufgeregten Stunde, dass er gegen mich in einem Gefühle befangen sei, welches man einem Manne, der sich unter seines Gleichen denn doch auch als etwas vor-

kommen dürfte, sehr wohl verzeihen würde, wenn er in nahe Berührung mit einem Andren käme, dem er als sich durchaus fremdartig sich untergeordnet fühle: «Man wolle in seinem Hause doch auch etwas sein, gerade hier aber nicht einem Andern blos zur Unterlage dienen.» Frau *Wille* hatte, unter Voraussicht der Stimmung ihres Mannes, mit der Familie *Wesendonck* ein Abkommen eingeleitet, nach welchem diese mir während meines Aufenthaltes in Mariafeld eine monatliche Sustentation von 100 Franken zukommen lassen sollte; als ich hiervon Kenntniss erhielt, hatte ich nichts anderes zu thun, als an Frau *Wesendonck* meine sofortige Abreise aus der Schweiz zu melden, und sie in freundlichster Weise zu ersuchen, sich aller Bekümmerniss um mich als enthoben zu betrachten, da ich die Ordnung meiner Angelegenheiten ganz meinem Wunsche gemäss eingeleitet hätte. Ich erfuhr späterhin, dass sie diesen Brief, den sie für kompromittirend gehalten haben mochte, uneröffnet an Frau *Wille* zurückstellte.

Für jetzt reiste ich am 30. April nach Stuttgart ab; dort nämlich wusste ich *Karl Eckert* seit einiger Zeit als Kapellmeister des königlichen Hoftheater's niedergelassen, und ich hatte Grund, diesen sehr gutartigen Menschen, nach seinem vortrefflichen Benehmen als Director der Wiener Oper gegen mich, sowie auch im Betracht seines enthusiastischen Besuches bei meinem vorjährigen Konzert in Karlsruhe, als mit grosser Unbefangenheit mir ergeben, anzusehen. Nichts andres erwartete ich mir auch von ihm, als dass er beim Aufsuchen eines stillen Unterkommens, etwa in Cannstadt bei Stuttgart, für die Dauer des bevorstehenden Sommer's, mir behülflich sein möchte. Hier wollte ich nämlich in möglichster Schnelligkeit zuvörderst den ersten Akt der «Meistersinger» vollenden, um *Schott* endlich einen Theil des Manuscriptes übersenden zu können, auf dessen baldigen Empfang ich ihn verwiesen hatte, als ich ihn um so lange mir verweigerte Vorschüsse anging. Sodann wollte ich in grösster Zurückgezogenheit und, wie ich wünschte, Verborgenheit, die Mittel zu sammeln suchen, mit welchen ich meinen Wiener Verpflichtungen mich zu entledigen vermöchte. Von *Eckert* ward ich äusserst freundschaftlich aufgenommen. Seine Frau, eine der grössten Schönheiten Wien's, welche aus phantastischem Verlangen, mit einem Künstler vereint zu sein, eine sehr vorteilhafte äussere Stellung aufgegeben hatte, war hinreichend vermögend geblieben, um dem «Kapellmeister» ein gastliches und behagliches Haus zu halten, wovon ich jetzt einen freundlichen Eindruck gewinnen durfte. *Eckert* hielt es durchaus für seine Pflicht, mir den Intendanten des Hoftheater's, Baron *von Gall*, zuzuführen: dieser äusserte

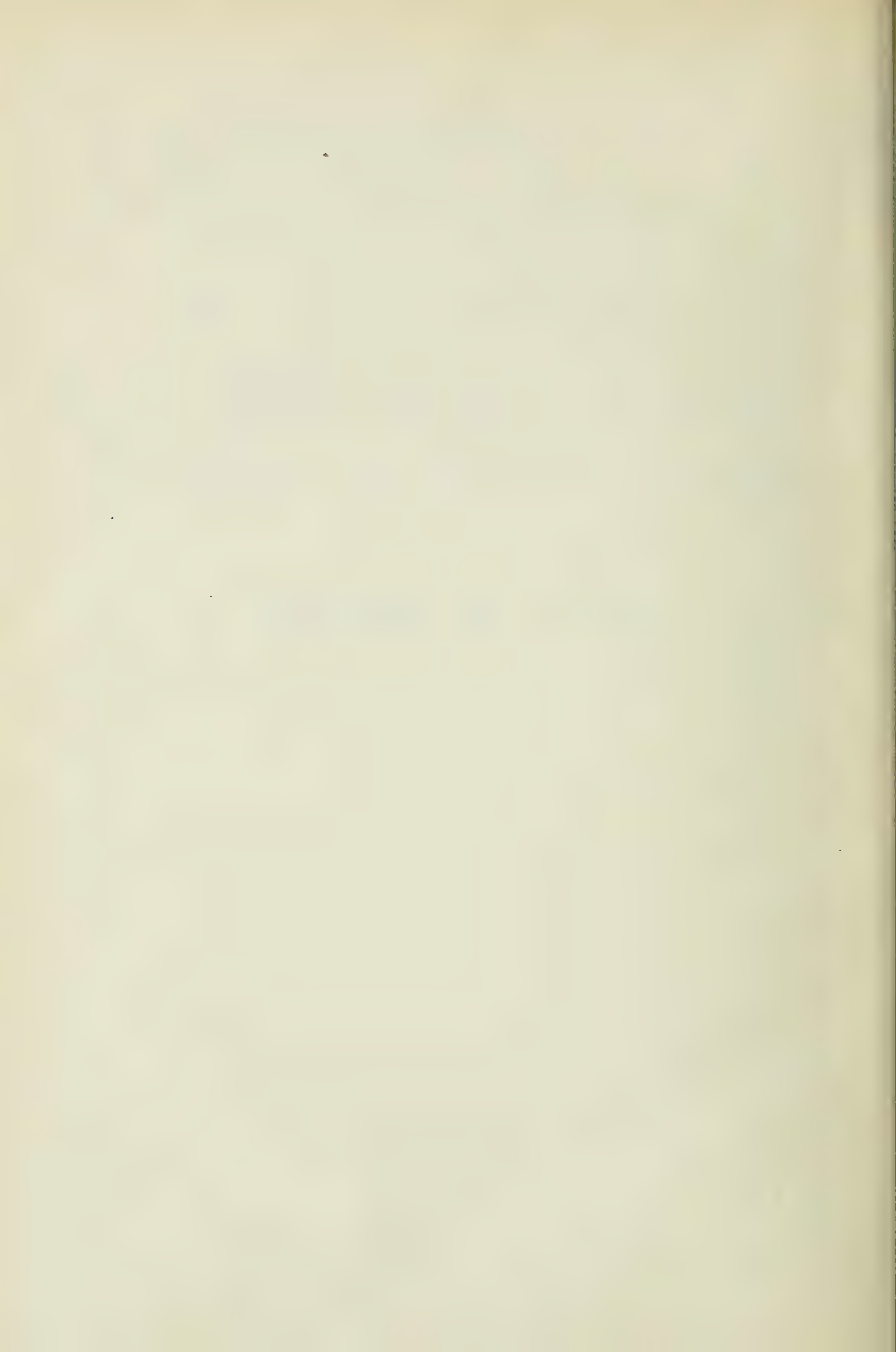
sich verständig und wohlwollend im Betreff meiner schwierigen Lage in Deutschland, wo mir wohl so lange alles verschlossen bleiben würde, als die überall zerstreuten sächsischen Gesandten und Agenten mit Verdächtigungen aller Art mir zu schaden suchen dürften. Er vermeinte, nach genauerer Bekanntschaft mit mir, sich veranlasst zu sehen, durch den würtembergischen Hof für mich einzutreten. Als ich am Abend des 3. Mai im Eckert'schen Hause mich über alle solche Dinge unterhielt, wurde hier, ziemlich spät, die Karte eines Herrn an mich abgegeben, welcher sich «Secretär des König's von Bayern» nannte. Sehr unangenehm davon überrascht, dass mein Aufenthalt in Stuttgart schon Durchreisenden bekannt wäre, liess ich hinaussagen, ich sei nicht anwesend, worauf ich mich alsbald in meinen Gasthof zurückzog, um hier wiederum von dem Wirthe desselben davon benachrichtigt zu werden, dass ein Herr aus München mich dringend zu sprechen wünsche, welchen ich nun für den anderen Morgen um zehn Uhr beschied. Stets auf Uebles mich vorbereitend, verbrachte ich eine unruhige Nacht, nach welcher ich andren Tags Herrn *Pfistermeister,* Kabinets-Secretär S. M. des König's von Bayern, in meinem Zimmer empfing. Dieser äusserte mir zunächst seine grosse Freude darüber, mich nach allem vergeblichen Aufsuchen in Wien, endlich sogar in Mariafeld am Züricher See, durch glückliche Nachweisungen geleitet, hier angetroffen zu haben. Er überbrachte mir ein Billet des jungen König's von Bayern, zugleich mit einem Portrait sowie einem Ring als Geschenk desselben. Mit wenigen, aber bis in das Herz meines Lebens dringenden Zeilen, bekannte mir der junge Monarch seine grosse Zuneigung für meine Kunst und seinen festen Willen, mich für immer als Freund an seiner Seite jeder Unbill des Schicksal's zu entziehen. Zugleich meldete mir Herr *Pfistermeister,* dass er beauftragt sei, mich sofort dem Könige nach München zuzuführen, und erbat sich von mir die Erlaubniss seinem Herrn telegraphisch meine Ankunft für morgen melden zu dürfen. Ich war für Mittag zur Mahlzeit bei Eckert's eingeladen, Herr *Pfistermeister* musste ablehnen mich dorthin zu begleiten. Meine Freunde, zu denen sich auch jener junge *Weisheimer* aus Osthofen gesellt hatte, geriethen durch die von mir ihnen überbrachte Nachricht in das, sehr begreiflich, freudevollste Erstaunen. Ueber Tisch ward an Eckert telegraphisch der soeben in Paris erfolgte Tod *Meyerbeer*'s gemeldet: *Weisheimer* fuhr mit bäurischem Lachen auf über diesen wunderbaren Zufall, dass der mir so schädlich gewordene Opernmeister gerade diesen Tag nicht mehr hatte erleben sollen. Auch Herr *von Gall* stellte sich ein, um in sehr gewogenem Er-

staunen mir zu bekennen, dass ich allerdings jetzt seiner Vermittelung nicht mehr bedürfe. Er hatte den «Lohengrin» bereits bestellt und zahlte mir jetzt sofort das dafür stipulirte Honorar aus. Des Abends um fünf Uhr traf ich nun auf dem Bahnhofe mit Herrn *Pfistermeister* zusammen, um mit ihm gemeinschaftlich nach München zu fahren, wo mein Besuch dem Könige bereits für den folgenden Morgen angemeldet war.

Von Wien her hatte ich am gleichen Tage die dringendsten Abmahnungen von einer Rückkehr dorthin erhalten. Schrecken dieser Art sollten sich seitdem in meinem Leben nie wiederholen. Der gefahrvolle Weg, auf den mich heute mein Schicksal zu höchsten Zielen berufen hatte, sollte nie frei von Sorgen und Nöthen von bis dahin mir noch ganz ungekannter Art sein; nie jedoch hat unter dem Schutze meines erhabenen Freundes die Last des gemeinsten Lebensdruckes mich wieder berühren sollen.



INHALT UND REGISTER



INHALTSÜBERSICHT

I. 1813—1842

Seite

Kinder- und Schuljahre 1–57
Studiosus Musicae 57–92
Wanderjahre durch Deutschland (erste Ehe) 92–191
Paris (1839–1842) 191–259

II. 1842—1850 (Dresden)

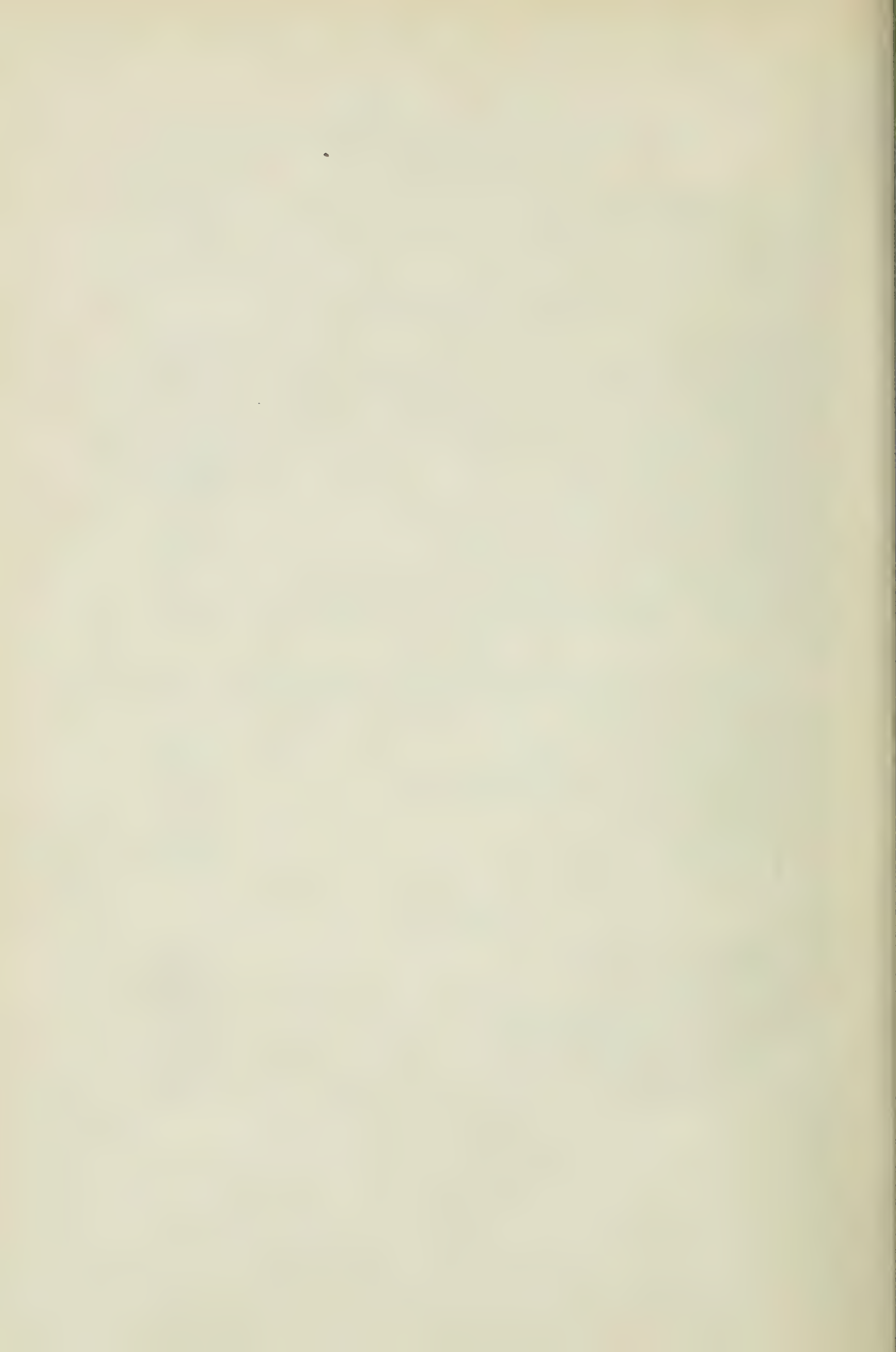
Rienzi 263–282
Fliegender Holländer 282–318
Liszt, Spontini, Marschner usw. 318–357
Tannhäuser 357–376
Franck, Schumann, Semper, Gutzkow, Auerbach 376–387
Lohengrin (Dichtung) 387–390
Neunte Symphonie 390–395
Spohr, Gluck, Hiller, Devrient 395–404
Amtliche Stellung, historisch-literarische Studien 404–409
Rienzi in Berlin 409–421
Verhältniss zur Intendanz, Tod der Mutter usw. 421–430
Wachsende Theilnahme an den politischen Zuständen, Bakunin 430–461
Der Maiaufstand 461–487
Die Flucht: Weimar, Zürich, Paris, Bordeaux, Genf, Zürich 487–528

III. 1850—1861

Zürich: Karl Ritter, Hans von Bülow, Herwegh, Uhlig, Wesendoncks, usw. 535–579
Nibelungenring, Liszt in Zürich, Schopenhauer, Komposition von Rheingold und Walküre 579–607
London (philharmonische Konzerte) 608–624
Zürich, Selisberg, Mornex, Brunnen (Tristan) 624–636
Liszt und Fürstin Wittgenstein (Zürich, St. Gallen) 636–644
Das «Asyl» (Tristan) 644–676
Venedig (Tristan) 776–691
Luzern (Tristan) 691–699
Paris (Aufführung des Tannhäuser) 699–770

IV. 1861—1864

Weimar, Reichenhall, Wien 773–792
Paris (Dichtung der Meistersinger) 792–796
Biberich (Meistersinger) 796–828
Wien: Tristan-Proben, Konzerte 828–834
Konzerte in Petersburg und Moskau 834–847
Niederlassung in Penzing bei Wien 847–865
Flucht: Zürich, Stuttgart 865–869
Des Königs Botschaft 869–870



NAMENREGISTER

Abaza 841.
Abt 547.
Adam 174, 175, 222.
Addison 23.
Aeschylos 407.
Agoult, d', Blandine, siehe Ollivier.
— Cosima, siehe Bülow.
— Gräfin 675, 700.
Albert, Prinz 613, 621.
Albrecht 843.
Althaus 717.
Amalie von Sachsen, Prinzessin 280.
Anacker 394.
Anakreon 565.
Ander 761, 762, 779, 782, 785, 789, 818, 835, 850.
Anders 205—209, 215, 218, 224, 233, 234, 259, 513, 598.
Anderson 608, 611, 612, 615.
— Miß 773.
André 94, 95.
Apel, August 24, 102.
— Theodor 84, 102, 103, 105, 110, 112, 119, 120, 128, 226, 266.
Aristophanes 407, 575.
Aristoteles 70.
Arneth 839.
Arnold 238.
Auber 135, 174, 248, 739, 755.
Auerbach 385—387, 430.
Auf-der-Mauer 636.
Aufmordt 750.
Augusta, Königin 856, 857.
— von Preußen, Prinzessin 369, 418, 419, 578, 648, 733—735.
— von Sachsen, Prinzessin 280.
Avenarius, Cäcilie, siehe Geyer.
— Eduard 189, 204, 205, 216, 217, 220, 241, 242, 244, 258, 502, 795.

Bacciochi, Graf 721, 722.
Bach, O. 864.
— Sebastian 70, 100, 403, 425, 435.
Baden, Großherzog von 593, 648, 653, 659, 687, 704, 709, 758, 759, 780, 796, 797, 799, 808, 810, 812, 854, 856, 857.
Baden, Großherzogin von 648, 651, 758, 858.
Bakunin, 455—461, 468, 469, 471, 472, 476, 479, 480—486, 512, 518.
Banfy, Gräfin 783.
Bank 282, 299.
Bansemer 77.
Bär (Hornist) 544.
— (Minister) 826.
Baudelaire 717, 755, 764.
Bauernfeld 438.
Baumgartner 492, 501, 508, 547, 630, 698.
Beaulieu 489, 669.
Beaumarchais 560.
Beaumont 756.
Beck 761, 762.
Becker (Komponist) 349.
— (Weltgeschichte) 51.
Beckmann, 736.
Beethoven, 36, 41, 42, 46, 47, 73, 74, 83, 104, 122, 125, 210, 303, 325, 327, 379, 390—396, 403, 425, 428, 436, 455, 506, 507, 517, 543, 553, 558, 559, 569, 596, 607, 612, 616, 632, 643, 665, 755, 841, 859.
Bellini 93, 101, 105, 135, 174, 175, 208, 209, 274.
Belloni 287, 493, 496, 497, 506, 509, 512, 570, 705, 706, 708, 714.
Bem 77.
Bendemann 379.
Beneke 619.
Berlioz 229—231, 235, 272, 346, 597, 616, 617, 618, 625, 663, 706, 716, 731.
— Mme. 708.
Berthold 472, 473.
Bethlen-Gabor, Gräfin 852.
Bethmann 108, 110, 115, 126, 127, 135, 137.
Bethmann-Hollweg 768.
Beust 462, 466, 827.
Bianchi 842.
Bierey 100, 101.
Binder 80.

Birchpfeiffer 551.
Bischoff 555.
Bissing, von 581, 860—863, 866.
Blahedka 204.
Blöde 434.
Bloomfield, Lady 833.
Blum 449.
— C. 175.
— (Regisseur) 315.
Böhme, Familie 24.
— Rudolf 26.
Boieldieu 739.
Born Stephan 485.
Börne 89.
Bösendorff 762.
Bourit 643.
Brahms 831.
Brakel 175.
Brandenburg 185.
Brandus 223, 494.
Brasilien, Kaiser von 650.
Brebern 840.
Breitkopf und Härtel 312, 505, 668.
Brendel 553—555, 570, 599, 647, 773, 822.
Brix 221, 228, 232, 235, 241.
Brockhaus, Familie 264.
—Friedrich 31, 46, 51, 55, 56, 68, 76, 128, 172, 214, 258, 264, 265, 279, 284, 376, 826.
— Heinrich 226, 227, 312, 505.
— Hermann 171, 172, 266, 399, 426, 821 824.
— Klara 470, 475, 826.
— Luise, siehe Wagner.
— Ottilie, siehe Wagner.
— Ottilie 470, 475, 741, 854.
Brockhaus'sches Lexikon 545.
Bronsart, Hans von 725, 841, 855 858.
Brougham 201, 202, 618.
Brunner 562.
Buch, Marie von 861.
Budäus 216, 784, 785.
Buddha 626, 627.
Bülow, Cosima von 655, 656, 673—675, 712, 775, 777, 778, 795, 806, 811—816, 820, 822—824, 830, 832, 837, 846, 847 849, 858, 859.
Bülow, Eduard von 417, 509, 539, 540, 542.
— Hans von 400, 429, 509, 539—545, 549, 593, 595, 655, 656, 673, 674—676, 689, 702, 704, 712, 721, 722, 746, 749, 751, 758, 759, 762, 773, 774, 775, 788, 795, 811, 813, 814, 815, 816, 820—824, 830—832, 837, 846, 847, 858, 859.
Bulwer 172, 180, 201, 834.
— (Sohn) 834.
Bürde 805.
Bürger 285, 286.
Burnouff 626.
Büsching 85.
Byron 576, 635.

Çakyamonni 626, 627.
Calderon 656, 657, 801, 861.
Calzado 706, 711.
Campo-Reale, Fürstin 769.
Caraffa 720.
Carus 559.
Carvalho 658, 701, 707.
Castell (Castel), Ernst 160, 244.
Cerf 148, 149, 265.
Chabrol, de 757.
Champfleury 716, 749, 769.
Chandon, Paul 664, 746, 751.
Charnacé, Marquise 700.
Charnal, de 701, 702, 726.
Chateaubriand 864
Chevé 712.
Coburg, Herzog von 551.
Coindet 529.
Cormon 740.
Cornelius 312, 505.
— Peter 593, 762, 773, 774, 782, 786, 788—790, 797, 829—832, 834, 848, 850, 853, 862—865, 867.
Cornet 318, 319.
Coronini 852.
Costa 610, 611, 614.
Conqui 789.
Coudenhove, Graf und Gräfin 723.
Crespi 691.

Curshman 622.
Czermak 733, 734, 792, 793, 796.
Czersky-Ronge 372.

Dalwigk, von 799.
Damrosch 773, 860.
Dante 34, 623, 628.
Darn, Graf 685.
Daumer 589.
David 811.
Davison 611, 612.
Degelow 58—60, 63.
Delaroche 215, 221.
Dépléchin (Déspléchin) 263, 359, 450, 495, 512.
Deschamps, Emile 241.
Dessauer, 255, 256.
Devrient, Eduard 323, 324, 336, 339, 404, 431, 451, 452, 454, 575, 648, 651—653, 659, 687, 698, 704, 759, 763, 780, 800, 808—810, 856.
— Emil 356, 404.
Didot 206, 246, 247, 258.
Dieterle 450.
Dietrich 166—169, 171, 176.
Dietz 826.
Dietzsch 740, 746, 747, 752.
Dingelstedt, Franz 550, 626.
Dolgoroukow, Fürst 679, 682, 691.
Dönhoff, Graf 768.
Donizetti 174, 228, 229, 232, 349, 412, 455, 552, 786.
Doré 770.
Dorn 67—69, 74, 174, 179, 181, 184, 186—188, 578.
Dorus-Gras 212.
Doucet 708.
Dräsecke 697, 698, 773, 774.
Droysen 407, 408.
Dumba 785.
Dumersan 208, 212, 218.
Dunker 855.
Duponchel 204, 207, 219.
Dupont 210, 212.
Dustmann, siehe Meyer.

Eberty 765.
Eckert 672, 688, 856, 868, 869.
Eichelberger 576.
Einsiedel, von 155.
Eisolt 434.
Ellerton 618.
Elster 678.
Engländer 437.
Erard 342, 597, 663, 668.
Erlanger 736, 741, 748—750, 757.
Escher 500.
Esser 672, 711, 760, 761, 786, 828, 830.
Ettmüller 501.
Euripides 401.

Falkenstein, von 378.
Fauchet 240.
Fehringer 319.
Ferreiro 649, 650.
Ferry, Jules 709.
Fétis 620.
— père 723.
Feuerbach 482, 507—509, 558, 603.
Feuillet 701.
Fiorentino 708.
Fischer 256, 267, 268, 276, 279, 280, 307, 335, 582.
Fischhof 436, 437.
Flachs 43, 41, 50.
Flaxland 695, 725, 730, 765, 767, 792, 794.
Flotow 455.
Fonton, von 436.
Foucher de Careil, Graf 716, 729.
Fould 706, 708, 709, 720—722, 732.
Franc-Marie 715.
Franck, Albert 502.
— Dr. Hermann 376—379, 388, 389, 413, 419, 430, 433, 502, 570, 620, 621.
Franz (Frantz) 550, 655.
Frauenstädt 603.
Freimüller 133, 134, 139.
Frickhöfer 798, 836.
Friedel 98.
Friedrich d. Gr. 866.
— II. (römisch-deutscher Kaiser) 252, 253.

Friedrich, König von Sachsen 53, 296, 327, 329, 463.
— August, König von Sachsen 11, 12, 309, 557.
— Barbarossa 446.
— Wilhelm IV., König von Preußen 188, 409, 412, 414.
Fries 543.
Fröbel 449, 831, 855.
Fröhlich 94, 95.
Frommann 323, 368, 369, 385, 418, 429, 578, 606, 648, 658, 735, 773, 775, 797, 811, 813, 859.
Fürstenau 307.

Gade 395.
Gaillard 368, 416.
Galitzin, Fürstin 680, 681.
Gall, Baron von 868, 869.
Galvani 96—98, 133.
Garibaldi 742.
Garrick 622.
Garrigues 704.
Gaspérini, Auguste de 702, 705, 706, 713, 715, 717, 726, 728, 741, 742, 749, 769, 792, 796.
Gebhardt 58.
Genast, Emilie 773, 774, 800, 856.
— (Regisseur) 487.
Genelli 504.
Gentiluomo-Spatzer, siehe Spatzer-Gentiluomo.
Georges, St. 248, 249.
Geraldy 210.
Gerhart 124.
Gern 316.
Gervinus 360.
Geyer, Cäcilie 11, 31, 189, 205, 216, 228, 240—242, 244, 795.
— Ludwig 10, 18, 88, 267.
— Richard 11.
Giacomelli, 705, 706,714, 723, 726, 750.
Gibbon 408.
Gille 775, 823.
Gläser 148.
Gluck 80. 100, 229, 297, 323, 324, 343, 401—403, 412, 417, 424, 542, 599, 859.
Goethe 9, 10, 17, 35, 45, 49, 107, 113, 369, 392, 589, 590, 630, 641, 682, 763.
Goldoni 682, 692.
Golmick 348.
Gouin 211, 212.
Gounod 754, 755, 764.
Görgey 503.
Gottschalk 123, 145.
Götze 488.
Gozzi 90.
Gräf 128, 134, 135.
Greitel 556.
Grétry 271.
Grillparzer 437.
Grimm (Brüder) 516.
— Jakob 22, 310, 311, 408, 788.
Guaita 805, 808, 816, 819, 828, 850.
Gueymard 729.
Guhr 133.
Günther 175.
Gutzkow 383—385.

Haas, Mme. 117.
— Philipp u. Söhne 848.
Habeneck 204, 207, 210, 231.
Hacke, Gräfin 735.
Hafis 589.
Häfner 449.
Hagenbuch, Franz 492, 502, 547, 586, 645.
Hahn-Hahn, Gräfin 306.
Haimberger 479.
Halévy 228, 247—251, 720.
Halm, siehe Münch.
Hamm 94.
Händel 610, 623.
Hänel 381, 405, 438.
Hanslick 761, 784, 818, 819, 829.
Härtel 298, 551, 553, 560, 583, 608, 635, 647, 656, 689, 694, 696.
Hartwig 9.
Hascha 83.
Hasselmann 660.
Hatzfeld, Graf 721, 722, 730, 731, 741, 748, 757, 766, 767, 792, 794.
Haug 571.

Hauptmann (Musikdirektor) 399.
Hauser (Baritonist) 856.
Hauser, Caspar 92.
Hauser (Regisseur u. Sänger) 100.
Haydn 73, 390, 662.
Haynau 577.
Hebbel 380, 783, 784.
Hegel 70, 457, 507, 508, 603.
Heim 585, 630, 640.
Heine, Ferdinand 267, 268, 271, 276 bis 278, 307, 316, 317, 344, 345, 359, 373, 375, 465, 510, 826.
— Heinrich 59, 209, 217, 229, 237, 238, 568, 640.
— Wilhelm 450, 470, 496.
Heinse 101, 104.
Heinz, Oberst 469.
Helene, Großfürstin 839, 840, 845, 846.
Hell, Theodor, siehe Winkler, Hofrath.
Hellmesberger 832.
Henning (oder Henniger?) 314.
Henri 494.
Hérold 647, 662, 700, 709, 710.
Herwegh, Georg 456, 509, 548, 549, 561, 564, 565, 569, 571, 572, 576, 581, 583, 588, 589, 590, 594, 603, 604, 628, 629, 640, 642, 653, 700, 742, 763.
Heubner, 471, 472, 480, 481—486, 512, 518.
Hiebendahl 475.
Hiller, Ferdinand 309, 342, 349, 350 bis 352, 357, 363, 379—382, 385, 388, 390, 392, 395, 402, 403, 421—423, 555, 613.
Hinrich 655.
Hirzel 535.
Hoffmann, Amalie 25.
— E. T. A. 26, 43, 69, 80, 85, 92, 104, 153, 229, 243, 245, 255, 317, 416, 631.
Hofmann (Hoffmann), Joseph 184, 188, 191, 646.
Hoffmann von Fallersleben 640.
Hohenlohe, Fürst 773.
Hohenzollern, Fürst 855, 859, 860.
Holtei, von 164, 173—176, 177, 179, 184—187.
Homer 31, 527.
Homo 520, 782.
Hornstein, Baron 600—602, 626, 627, 776, 777, 795.
Howard 619, 620.
Hübner 379.
Hübsch 152, 154, 165.
Hugo 208, 238, 240, 756.
Hülsen, von 578, 606, 758, 789.
Humann 39.
Hummel 46, 303.
Hund, Aline 725.
Hyginus 24.

Illaire, von 411, 412.

Jadin 242—244.
Janin 597, 755.
Jean Paul 866.
Joachim 402, 593, 595.
Johann, König von Sachsen 733.
— von Sachsen, Prinz 297.
Joly, Anténor 211.

Kalergis 368, 597, 708, 730—733, 741, 833, 834, 839, 844, 856, 857.
Kaliwoda 809.
Kant 604.
Karl Alexander, Großherzog von Weimar, siehe Weimar.
Kaufmann 463.
Keller 386, 628, 657, 700, 763.
Kern, Dr. 709.
Kessinger, siehe Brockhaus.
Kietz, Ernst 214, 215, 221, 222, 233, 244, 245, 259, 270, 298, 300, 397, 513, 521, 598, 609, 663, 664, 746, 748, 751, 765.
Kirchner 630, 639, 642, 643.
Kittl 82, 274, 312, 438.
Klette 434.
Klepperbein 441.
Klindworth, Karl 614, 630, 655, 674, 731.
— Staatsrath 723, 724.
Klink 358.
Klopstock 386.
Kneisel 112, 119.
Köchly 395, 639.
Kolatschek 514, 547—549, 778, 779.

König 172, 188.
Könneritz 834.
— von, Kammerherr 306.
— Maria von 306, 424.
Koske 194, 207.
Kossak 416.
Köster 413.
Kotzebue 12.
Kramer 538, 539.
Kreutzberger 625.
Kriete 694, 695.
Krockow, Gräfin 830.
Kröge 108.
Krug (Barytonist) 135.
— (Rektor) 53, 69.
Kühmstedt 489.
Kühne 258.
Kühnlein 45, 46, 115.
Kummer, Karl 826.
— Otto 312, 571, 825.
Kunst 838.
Kusceler, Graf 222.
Küstner, 248, 257, 265, 269, 286, 313, 315, 410, 421.

Lablache, 130, 131, 208, 209, 634.
Lachner, Franz 248, 249, 410, 626, 675.
— Ignatz 816, 820.
Lacour, Challemel 742.
Lafayette 52.
Lafitte 221.
Lamartine 496, 764.
Lambert (Pfaffe) 446.
Lanckoronski, Graf 761, 785.
Lassen 823.
Laube, Heinrich 88—90, 101, 102, 109, 110, 117, 118, 127, 148, 150, 151, 216, 217, 222, 265, 274, 286, 300, 351, 383, 384, 426, 507, 784, 785, 854.
— Iduna, siehe Budäus.
Lauermann 130, 131.
Laurencin, Graf 864.
Laussot, Eugène 515, 517, 522—524, 527.
— Familie 526, 563.
— Jessie 429, 510, 515—520, 522—524, 527, 528.
Lavater 645.
Ledru-Rollin 496.
Lehrs 206, 208, 212, 215, 218, 233, 241 246, 247, 251, 255, 258, 259, 310, 508, 582, 603.
Leonardo da Vinci 691, 692.
Leplay 221.
Leroy 702.
Lewald 208, 238, 239.
Lewy 453.
Lichtenstein, Fürst 753.
— Fürst Rudolf 780, 832, 855, 864.
Lieblein 836.
Lieschen (Dienstmädchen) 806.
Limbach 133, 135.
Lind 402, 411, 412, 611, 824.
Lindau 726—728, 737, 754, 793.
Lindemann 598, 609.
Lindhurst, Lord 202.
Lindpaintner, 83, 616.
Lipinsky, Karl 301—303, 368, 400, 428, 479, 826.
Liszt, Franz 188, 211, 232, 286—288, 299, 319, 322, 323, 342, 351, 368, 389, 440, 441, 462, 487—491, 493—495, 497, 504, 506, 509, 510, 512, 514, 521, 523, 528, 542, 544, 549—552, 554, 555, 563, 564, 570, 571, 579, 586—588, 593—598, 607, 614, 627, 636—644, 646—648, 658, 669, 670, 674, 677, 680, 694, 697, 698, 712, 723, 730, 735, 760, 762—765, 767, 773—775, 778, 780, 783, 795, 816, 822, 823, 825, 851, 860, 864.
— Eduard 773, 864, 867.
Löbell 51.
Löbmann 176, 179.
Logier 42, 64.
Lorbach, siehe Chabrol.
Lortzing 304.
Louis Philippe, König von Frankreich 233. 427.
Löwe 287.
— Marie 836.
— (Professor) 307—309, 353.
— (Theaterdirektor) 569.
Löwenthal 756.

Lucy 705, 706, 715, 749.
Lüders 610, 611, 614, 615, 621, 622.
Ludwig I., König von Bayern 776.
— II., König von Bayern 865, 869, 870.
Luigia, Pflegerin 787.
Lukas 255.
Lutter und Wegener 416.
Lüttichau, von (Intendant) 226, 267, 280, 295—297, 301, 302, 328, 330 332, 333, 348, 351, 353, 356, 359, 367, 373, 375, 378, 384, 391, 407, 423, 424, 435, 439, 440, 441, 447, 450, 451, 453, 454, 518, 687, 826.
— Ida von, geb. Knobelsdorf 306, 307, 388, 389, 397, 411, 518.
Lutzau, von 843.
Lwoff 224, 331, 843.

Mac Farrinc 618.
Macchiavelli 689.
Magnan 720, 721.
Maier, Mathilde 802, 805, 828, 836, 848, 856, 858.
Manfred, König 252—254.
Marbach 172.
Marie 754.
— Großfürstin 840, 841.
Marsano, W. 26.
Marschall von Bieberstein 469, 471, 480, 481, 568.
Marschner 93, 94, 347—350, 448, 552.
Martin 481.
Martini, Pater 70.
Marx 414, 415.
Mathäi 73.
Max, Erzherzog von Österreich 690.
Maximilian II., König von Bayern 865.
Mayseder 48.
Mazzini 571.
Meck 178.
Mehul 179.
Meinhard 413.
Melbourne, Lord 201, 202.
Mendelssohn-Bartholdy 124, 265, 284, 285, 309, 315, 317, 325—327, 345, 351, 378, 379, 399, 403, 420, 427, 428, 441, 610, 618, 619, 809.
Menzdorff (Metzdorff) 482, 507.
Meser, F. 320, 358, 359, 373, 396, 558, 694—696, 730.
Methfessel 601.
Metternich, Fürst 438.
— Fürst (Sohn des ersten) 724, 768, 789, 815, 835.
— Fürstin 722, 732, 740, 741, 743, 753, 756, 758, 760, 764, 766—768, 780, 789, 792, 794, 815.
Metzdorf, siehe Menzdorff.
Meyer, Friederike 800, 801, 804, 805, 808, 816, 820, 828, 829, 849.
— Ludwig 120.
— Luise 704, 762, 782, 785, 789, 800, 808, 811, 818, 828, 831, 836, 847, 850.
Meyerbeer 89, 93, 189, 203, 204, 207, 209, 211, 212, 218, 220, 224, 239, 257, 265, 314, 315, 323, 331, 346, 350, 354, 372, 377, 417, 424, 441, 494, 495, 514, 515, 555, 617, 619, 620, 706, 708, 723, 743, 755, 765, 869.
Meysenbug 717, 718, 719, 733.
Mieksch 38.
Minkwitz 442.
Mirabeau 646.
Mitterwurzer 348, 365, 366, 375, 395, 402, 454, 704.
Mocquard 706.
Moleschott 639.
Molière 204.
Möller 152, 154, 159—162, 168, 169, 171, 190—193, 212, 213.
Mone 408.
Monnaie (Monnaye) 219, 239, 248.
Morelli 729, 751, 752.
Morgenroth 40.
Morin-Chevillard 596.
Morini 785.
Moritz 832.
— (Schauspieler) 82, 84, 578.
Morlachi 294, 326, 353.
Moscheles 204.
Mosen, Julius 281.
Moserius 435.
Mößner 783.
Moukhanoff, siehe Kalergis.

Mozart 12, 40, 41, 45, 46, 73, 74, 100, 324, 399, 425, 553, 599, 616 657.
Müller 60.
— Alexander 94, 302, 492, 497, 500, 547.
— Franz 823, 825.
— G. 43, 46, 70.
— H. 694, 696.
— Hermann (Gardelieutenant) 289, 321, 432, 561, 564.
— Lothar 823.
— Moritz 823.
Mrazek, Franz 848, 865,
— Anna 848, 865.
Münch-Bellinghausen, Baron 788.
Münchhausen, von 289, 291, 321.
Musard 756.
Musiol 836.

Nakó, Graf, 780. 781.
Napoléon, Louis 597, 615, 638, 700, 706, 720, 722, 733, 736, 741, 747, 748, 750, 764, 776.
Nassau, Herzog von 803.
Nesselrode, Graf von 368.
Nestroy 438.
Ney 805.
Nicolaus, Czar 175, 327, 489, 840.
Niebuhr 408.
Niemann 673, 704, 729, 732, 739, 740, 745, 799.
Nostitz, Graf 438.
Nuitter, siehe Truinet.

Oberländer 445.
Obrist 625.
Odoiewsky, Fürst 844.
Österreich, Kaiserin von 833.
Ollivier, Blandine 564, 658, 661—663, 700, 717, 749, 773—777, 793, 820.
— Emile 658, 661, 663, 700, 706, 708, 717, 737, 741, 749, 754, 764, 770, 773, 775—777, 793.
Orsini 660, 664.
Osenbrück 568.
Osmond, Graf d', 755.
Ott-Imhof (Ott im Hof) 544, 584, 630.
Ott-Usteri 586.

Pacher 437.
Pachta, Auguste von 25, 81, 83, 105, 106, 116, 312.
— Graf 25, 81, 83, 105, 116.
— Jenny von 25, 81, 83, 105, 106, 116, 312.
Palazzesi 74.
Palestrina 425.
Palleske 548.
Panofka 209.
Pasdeloup 756.
Pausanias 23.
Pecht 221, 233, 381, 799.
Pergolese 224.
Perrin 716, 729, 757.
Petitpas 744.
Pfau 238, 241.
Pfistermeier 869, 870.
Pfordten, von der 445, 449.
Picard 741.
Pillet 224, 239, 256.
Planer, Amalie 173, 176, 177.
— Minna 109—114, 116—120, 123—127, 136, 145—161, 166—178, 182, 184, 185, 192, 193, 197, 198, 200, 201, 214, 220, 226, 227, 232, 233, 237, 241, 242, 258, 264, 266, 269—271, 275, 277, 280, 319, 332, 405, 420, 459, 474, 477, 489—491, 497—499, 504—507, 521, 522, 528, 535—537, 546, 557, 561, 565, 576, 577, 593, 602, 606, 625, 626, 631, 636, 643, 666—668, 670, 671, 673—676, 686, 687, 709—711, 717, 727, 732, 734—736, 742, 751, 763, 765—767, 770, 786, 791, 795, 798, 799, 805, 806, 813, 819, 825, 827, 845, 847, 848, 851, 854, 861, 866,
—Nathalie 168, 504, 536, 848.
Platen 544, 574.
Plato 407, 629.
Pleyel 72.
Plotenyi 853.
Pohl 593, 823, 856.
Pohlenz (Polenz) 73, 101, 125, 394.
Poissl, Freiherr von 542.
Polignac, Prinz 755.
Pollert 134, 145, 650, 651.

Pompadour, Marquise von 242.
Poniatowsky, Prinz 740.
Porges, Fritz 850, 854.
— Heinrich 835, 850, 854, 855, 859, 862.
Potter 618.
Pourtalès, Graf 721, 733, 735, 758, 767, 769, 792.
— Gräfin 794, 796.
Präger, Ferdinand 609—616, 621, 654, 746, 748.
Preußen Prinz von 418, 419.
— Prinzessin von, siehe Augusta.
Priesnitz 559, 634.
Proudhon 245, 443, 458, 496, 661.
Pruckner 593.
Prutzer 184.
Pückler, Fürst 216.
Pusinelli 305, 398, 441, 695, 730, 806, 826.

Rachel 237.
Rackowitz, Baron von 848, 867.
Radnodfay 851.
Raff 800, 802, 818, 856.
Rahl 682.
Rahn-Escher 570, 583.
Raphaël 496.
Raphael 848.
Rastrelli 283, 293, 294, 300.
Raumer 252.
Raupach 74, 351.
Rausse 558, 564.
Raymond, von 785, 819.
Redern, Graf 257, 264, 409, 411, 417, 420.
Reichstadt, Herzog von 438.
Reinecke (Reinike) 379, 422.
Reissiger 226, 267, 273—275, 299, 301, 302, 324, 325, 328, 329, 331, 347, 348, 351, 353, 391, 392, 395, 403, 423, 448, 454, 558, 826.
Reitzenstein 329.
Rellstab 265, 317, 323, 416.
Réményi 851, 853.
Reuß, Prinz 768.
Rhaden, von 839, 840, 846, 863.
Rietschl 309, 381, 382, 431, 468.
Rietz 809.
Ritter, Alexander 822, 827.
— Emilie 525, 571.
— Familie 429, 510, 515, 516, 520, 563, 565, 694, 825.
— Julie 510, 516, 521, 523, 525, 528, 571, 649.
— Karl 429, 510, 521—523, 525—528, 536—539, 550 552, 556, 557, 562—564, 568, 600—602, 605, 626, 627, 631, 635, 638, 639, 641, 644, 675, 677, 678, 680 bis 683, 685, 688, 691, 783,.
Rinderknecht 571, 572.
Ringelhardt 99, 144, 257.
Ringelmann 95, 96.
Risse 277, 291.
Robert, Ludwig 89.
Robson 622.
Roche, Edmond 726—728, 738, 754.
Rochlitz, Friedrich 75.
Röckel, August 303—305, 327, 329, 345, 351, 358, 373—375, 427, 431, 442—444, 451, 453, 456, 461—463, 474—476, 480, 487, 490, 512, 518, 570, 578, 603, 812, 827.
— Eduard 442, 603.
— Gebrüder 609.
Roger 702, 703, 726, 757.
Ronsard 208, 210, 238.
Rossi, Gräfin, siehe Sonntag.
Rossini 38, 248, 346, 351, 379, 399, 634, 720, 739.
Rosti 851.
Rousseau, J. J. 457.
— (Redakteur) 372.
Royer 721—723, 726, 728, 729, 732, 737, 750.
Rubinstein. Anton 838, 839, 841.
— Nikolaus 843, 844.

Sachs 360, 361.
Sainton 610, 611, 614, 615, 616.
Saint-Saëns 725 768.
Salvi 785.
Sand, G. 194, 235, 866.
Sandor, Gräfin 791.
San Marte 360.

Sassaroli 38, 49, 326.
Sax (Instrumentenmacher) 746.
— Marie 367, 729, 740, 751.
Schack, Graf 657.
Schadrowsky 642.
Schäffer 663.
Scheibler 175.
Schelling 507, 603.
Scheuerlin 238.
Schicht 70.
Schiffner, Mathilde 734, 770.
Schiller 9, 16, 17, 49, 107.
Schiltz 225, 231.
Schindelmeißer 578.
Schladebach 282, 299.
Schlesinger, Gustav 507.
— Moritz 206, 209, 222—230, 235, 247—250, 256, 455, 494, 495.
Schletter 258, 270.
Schmale 108, 115.
Schmerling 815, 831, 835.
Schmidt, Adolph 694, 695.
— (Musikdirektor) 711, 712.
Schmitt, Alois 812.
— Friedrich 111, 166, 167.
Schneider, Friedrich 125.
— (Schauspieler) 816.
Schnorr, J., 380, 381.
— (Sängerpaar) 653, 704, 759, 787, 800, 809—811, 816, 819, 826.
Schöller 864.
Schönaich 862, 865.
Schönborn, Graf 804.
Schöneck 569.
Schönfeld, von 63.
Schopenhauer 603—605, 620, 625, 626, 634, 647, 686, 717, 718, 735, 769, 770, 802.
Schott 48, 223, 711, 712, 788—791, 795, 797, 799, 802, 812, 817, 856, 858, 867, 868.
Schreiber 145.
Schröder, Sophie 284, 285.
Schröder-Devrient 49, 80, 101, 102, 121, 122, 129, 151, 211, 226, 237, 268, 271, 272, 274, 275, 283—291, 298, 303, 314—316, 318, 320, 323, 324, 332, 333, 334, 337, 340, 341, 342, 344, 345, 354, 361—363, 365, 369, 375, 396, 432, 464, 465, 504, 561, 704.
Schröter 59, 60.
Schubert, Franz 284, 287.
— (Konzertmeister) 441.
— Louis 152—154, 164.
Schuberth (Kapellmeister) 842.
Schüler 804, 828, 836.
Schulz 353, 355.
Schumann, 42, 285, 326, 379, 388, 440, 441, 538.
Schunke 92.
Schwabe (Kaufmann) 150.
— Mme. 718, 719.
Schwarzenberg, Fürst 753.
Schwind 821.
Scott, Walter 634, 647, 866.
Scribe 172, 188, 189, 207, 219, 249, 274, 383.
Scudo 662, 663.
Seebach 673.
— von 733, 752, 769, 853.
Segesser 693.
Seghers 510, 512, 514.
Seifriz 859, 860.
Semper 344, 373, 382, 464, 468, 469, 474, 495, 496, 512, 513, 621, 629, 639, 650, 653, 657, 658, 664, 665, 700, 763.
Séroff 698, 838, 841, 842, 846.
Setoff 842, 854.
Shakespeare 34—37, 41, 67, 104, 140, 144, 622, 653.
Siebert 490.
Sillig (Magister) 22, 23.
Simrock 358, 360, 510.
Sina (Baron) 778.
Sipp 48.
Sloman 576, 863.
Smart 201.
Solger 548.
Solms, Graf 61.
Sonntag 174, 290, 306, 415, 416, 611.
Sophie, Erzherzogin von Österreich 449, 785, 834.
Sophokles 51.
Spatzer-Gentiluomo 349, 552.

Spieß 39.
Spohr 135, 269, 398, 399.
Spontini 150, 331, 332—347, 663.
Spyri 547.
Städl 791, 803, 804, 807, 836.
Stahl, von 840.
Stahr 389, 550.
Standhartner Joseph 762, 779, 780, 786, 790, 829, 833, 839, 850, 862, 864, 865, 867.
— Seraphine 786.
Stark 725, 841.
Starke 23.
Staudigl 80.
Stawinsky 414.
Stegmayer 99, 107.
Stelzer 59, 62.
Stock 578.
Stockar 644.
Stockar-Escher 587, 625.
Stockhausen, Baronin von 833.
Stöhr (Musikdirektor) 488, 489.
Strauß, Johann 79—81.
Street 724, 765, 795.
Stürmer 760, 766.
Sulzer, Jacob 492, 493, 500—502, 505, 506, 508, 509, 528, 538, 544—547, 564, 565, 581, 599, 626, 628, 639, 647, 700, 762, 763.
Suwarof, General 846.
Szemere, von 753.

Taubert 417, 423, 578.
Tauser 866.
Tausig, Karl 670, 671, 673, 675, 762, bis 765, 773, 782, 829—832, 847, 848, 850, 853, 854, 862, 864, 867.
Taylor 515—517, 527.
Tedesco 729, 739, 750.
Temmler 73.
Tempel 62.
Tessarin 681, 682, 689, 690, 787.
Thade von Burgk 473.
Therese, Köchin 710, 751.
Thiers 233.
Thomé 15, 16, 33.
Tichatscheck 226, 268, 271, 273, 275, 278—280, 283, 284, 291, 307, 319, 322, 337, 339, 348, 362, 364, 369, 370, 372, 373, 375, 376, 425, 454, 462, 464, 632, 672—674, 704, 787.
Tieck 33, 101, 255, 380, 411, 412.
Tischer 62, 63.
Todt 471.
Tolstoi, Graf 716.
Truhn, H. 416.
Truinet 737, 738, 745, 752—754, 767, 769, 792, 793, 795, 796.
Trütschler, von 446.
Tschirner 471.
Turgenjeff 857.
Tyszkiewicz, Vincenz, Graf 76—78, 598.
— Janusz 77.

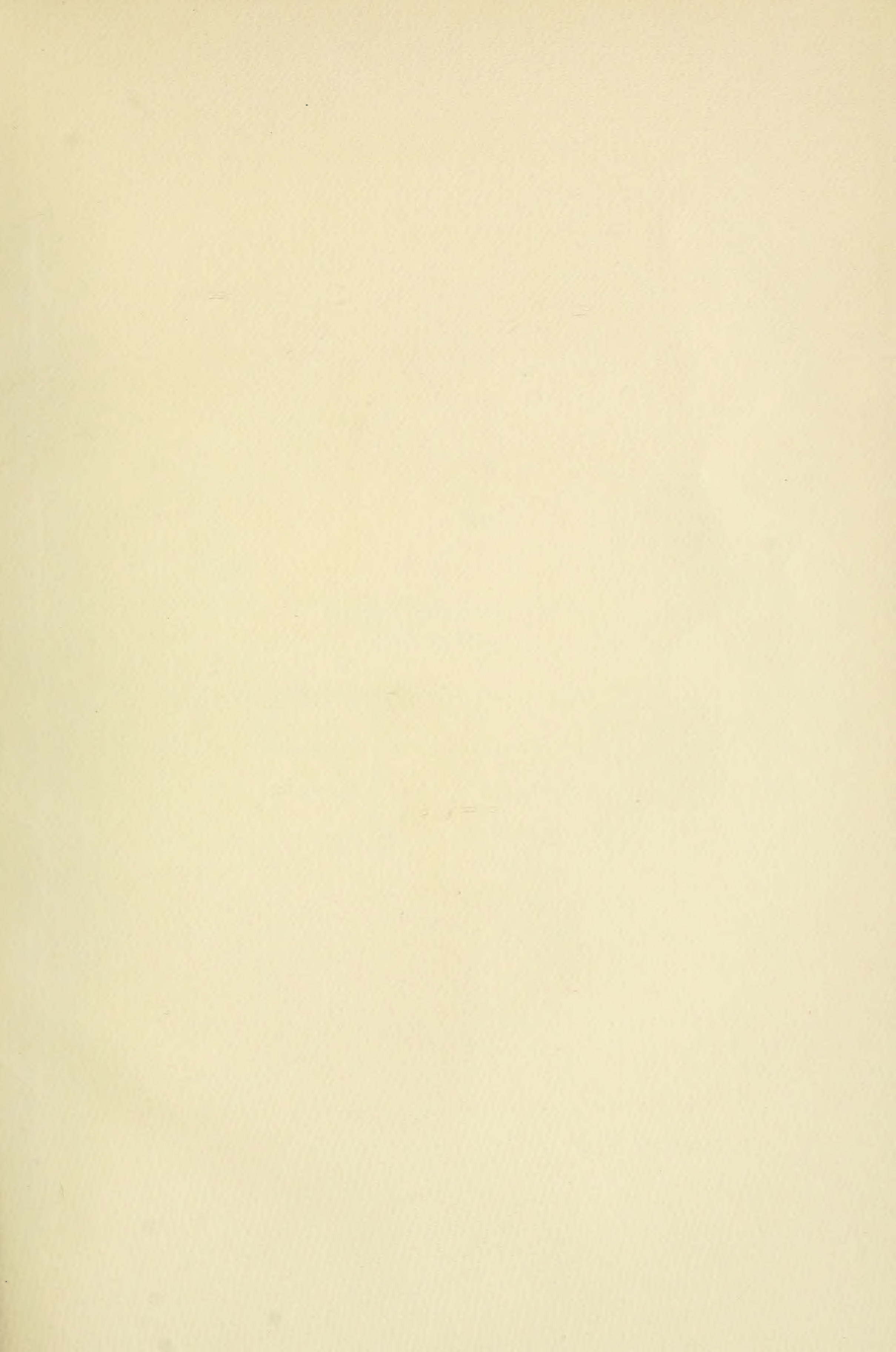
Uhl 437, 831, 855.
Uhlig, Siegfried 582.
— Theodor 453, 553, 555—560, 567, 568, 581—583.

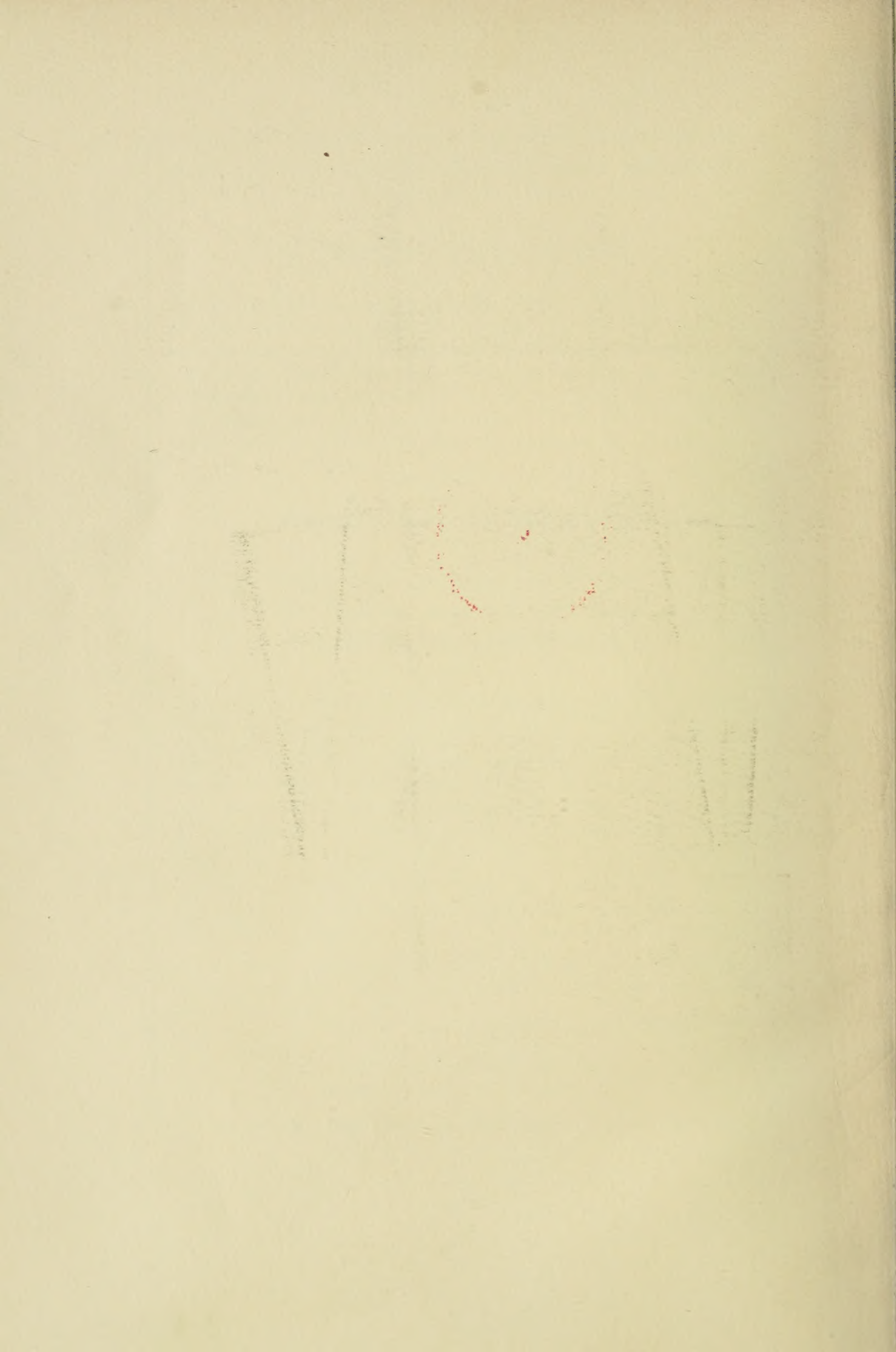
Vaillant 529—635, 644.
Vaisse 493.
Van Dyck 691.
Vaquerie, de la 756.
Vauthrot 739.
Vesque von Puttlingen 436.
Viardot, Mme. 209, 731, 756.
Vieuxtemps 233. 570.
Viktoria, Königin 613, 615.
Villemain 246, 247, 258.
Villot 725, 742.
Vittinghof, Baron 841.

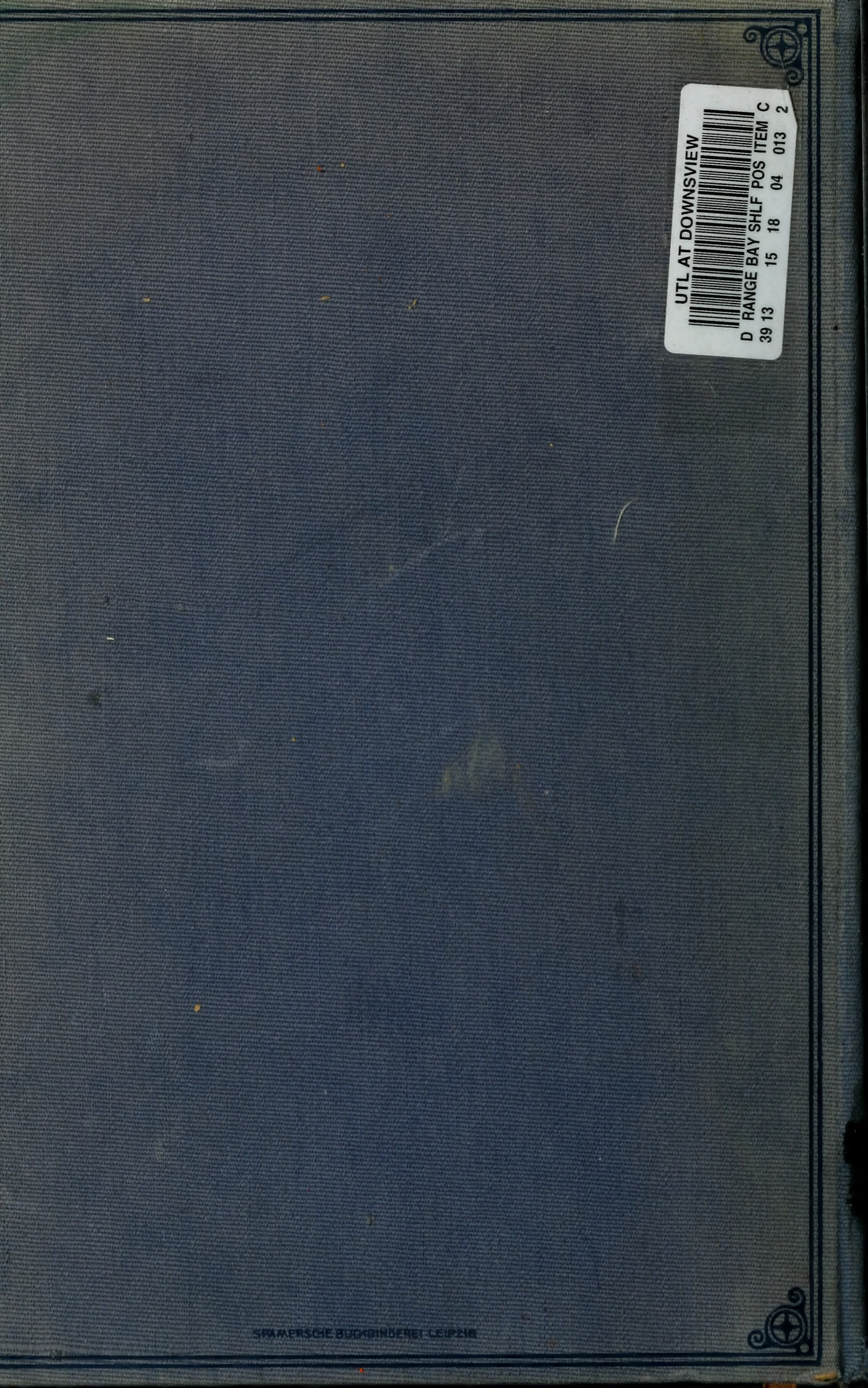
Wächter 283, 290, 291.
Wagenseil 788.
Wagner, Adolf 9, 15—17, 28, 32, 37, 51, 119.
— Albert 17, 70, 92, 269, 356, 510.
— Clara 17, 19, 20, 37, 38, 45, 98, 128, 134, 154, 276, 277, 280, 310, 371, 420, 477, 636, 637, 639. 806, 826.
— Friederike 15, 33.
— Friedrich 9, 10.
— Johanna 269, 340, 362, 366, 367, 397, 421, 423, 425, 454, 510, 552.

Wagner, Julius 13, 99, 264, 292.
— Klara, siehe Clara.
— Luise (W's. Schwester) 17, 30, 31, 77, 214, 258, 266, 281, 470, 740, 741, 813, 866.
— Luise 802, 836, 849.
— Minna, siehe Planer.
— Ottilie 25, 27, 31, 34, 66, 68, 171, 172, 266, 298, 821, 823, 824.
— Rosalie 17, 20, 24, 37, 46, 48, 65, 74, 87, 88, 90, 98, 99, 124, 146, 172, 182. 183, 264, 307, 347.
— Wilhelm Richard 9, 11.
Wagners Mutter 9, 10, 12, 13, 17—19, 23, 25, 34, 35, 39, 40, 42, 48, 63, 65, 66, 99, 100, 124, 146, 158, 182, 183, 264, 270, 271, 310, 426.
Walewsky, Graf 743, 748.
Walter 785, 786, 850.
Watzdorf, von 489.
Weber, Alexander von 355.
— C. M. von 11, 14, 20, 38—41, 45, 46, 102, 235, 238, 267, 295, 296, 301, 308, 309, 326, 347, 352—357, 448, 658.
— Caroline von 294, 326, 354—356.
— Dionys 82, 101.
— J. J. 742.
Weiland, Richard 719.
Weimar, Großherzog von 647, 648, 668—670, 694, 698, 699, 775, 825.
— Großherzogin von 489, 669.
Weinlich 70—72, 76, 87, 605.
Weisheimer 773, 774, 791, 801, 807, 814, 818—821, 824, 831, 869.
Weiß (Magister) 14.
— (Professor) 70, 824.
Weitzmann 858, 859.
Wellington, Herzog von 202.
Wendt 33.
Werder (Professor) 318, 323, 332, 410, 414, 429, 490.
Wesendonck, Familie 568, 569, 631, 644, 654, 655, 665, 668, 673, 693, 700, 787, 868.
— Guido 686.
Wesendonck, Mathilde 569, 640, 655, 657, 665—668, 675, 796, 861, 866, 868.
— Otto 569, 570, 589, 619, 645, 646, 654, 657, 658, 667, 675, 686, 686, 699, 746, 748, 750, 763, 787, 812, 857, 865, 866.
Wetzel 12, 13.
Widmann, Mme. 210, 212.
Widmann (Professor) 491.
Wick 42.
Wigand, Otto 503, 514, 522.
Wild 80.
Wilde 616.
Wilhelmj 812.
Wille, Familie 581, 629.
— Dr. François 576, 581, 605, 629, 640, 642, 650, 686, 865, 866, 867.
— Frau Dr. 656, 666, 668, 686, 860, 863, 865, 867, 868.
Willig 812.
Wilohorsky, Graf 840.
Windischgrätz, Fürst 438, 449.
Winkler 226, 236, 247, 248, 267, 296.
Winterberger 639, 680, 682, 689, 691, 783.
Wittgenstein, Caroline Fürstin von 488, 593—595, 602, 637—643, 773.
— Marie von 587, 593—597, 638, 640 bis 642, 647, 773.
Wittgenstein-Sayn, Eugen, Fürst von 598.
Wohlfahrt 62.
Wolffsohn 845.
Wolff 491.
Wolfram 45, 129, 134, 137, 154, 486, 649.
— Clara, siehe Wagner.
— von Eschenbach 360, 649.
Wurda 319.

Zamoïska, Gräfin 833, 834.
Zan 78.
Zeibig, geb., siehe Pollert.
Zichlinsky, von 432, 471, 480.
Zichy, Graf 679, 781.
Ziegesar, von 551.






SPAMERSCHE BUCHBINDEREI LEIPZIG